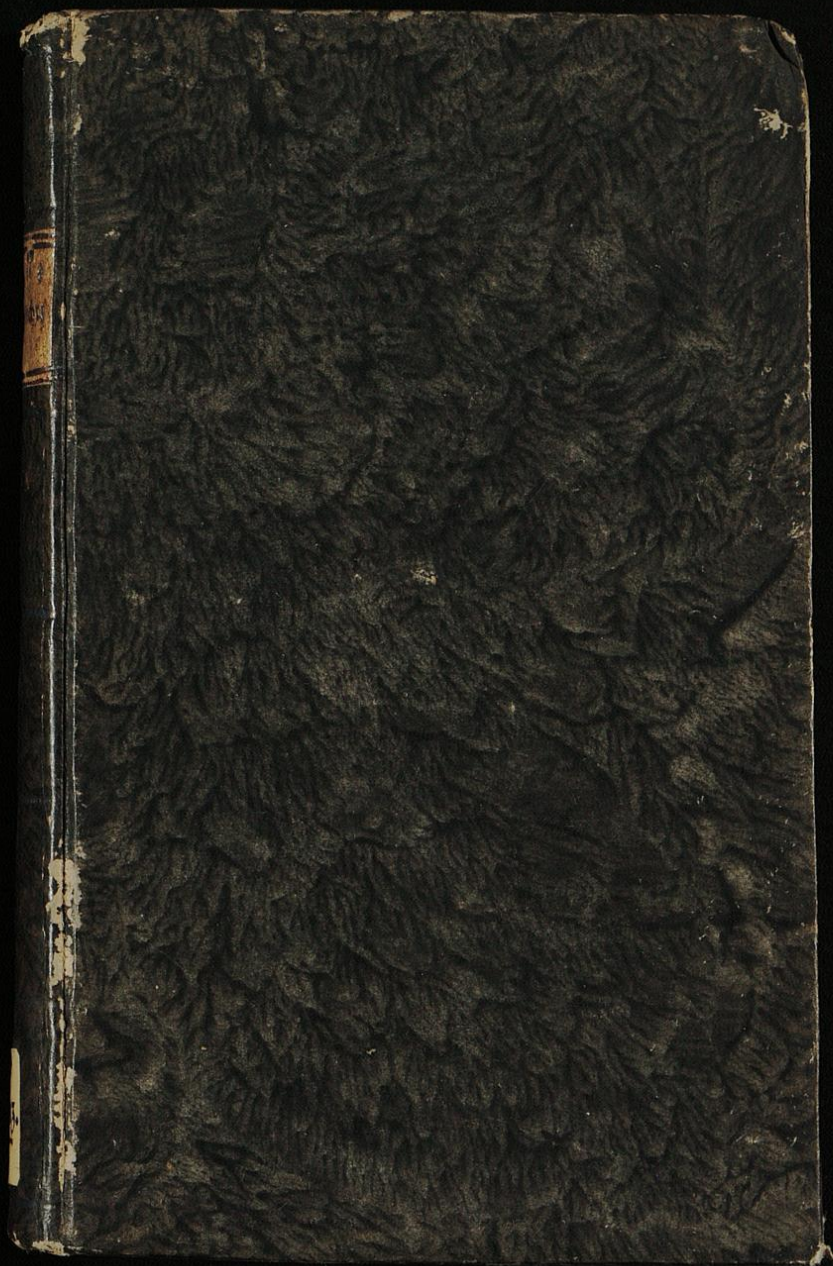
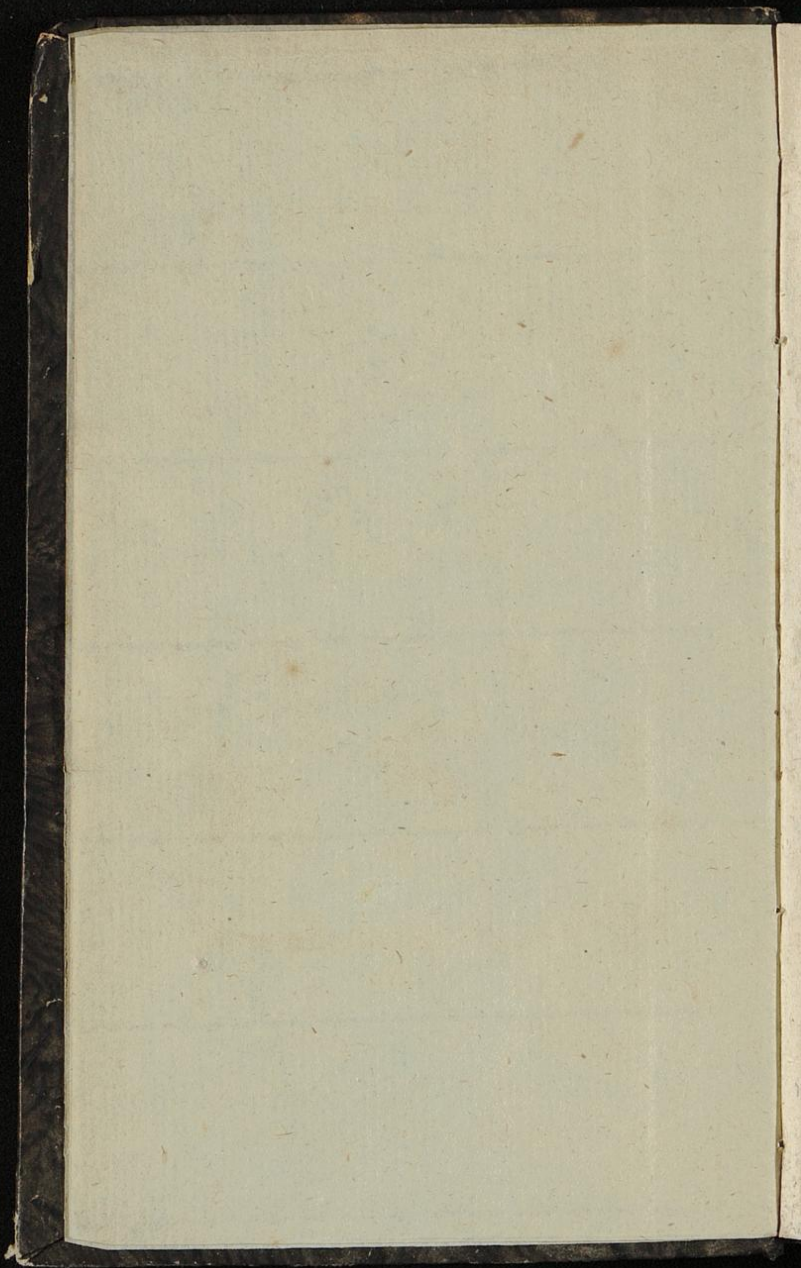




15



Kleine
Weltgeschichte
zum
Unterricht
und
zur Unterhaltung
von
J. G. A. Galletti,
Professor zu Gotha.



Siebzehnter Theil.

G o t h a ,
in der Ettingerschen Buchhandlung 1806.

Benz 15

(17)



25W

Inhalt.

Siebenter Abschnitt.

Lage der Kriegsführenden Mächte am Ende des dritten Feldzuges. Feldzug des Jahres 1759 zwischen den Franzosen und den Allirten. Die Franzosen besetzen Frankfurth. Ferdinand greift den Duc de Broglie, bey Bergen, mit unglücklichem Erfolge an. Die Franzosen besetzen Kassel, Minden. Ferdinand siegt bey Minden. Der Herzog von Württemberg wird, bey Sulda, von dem Erbprinzen von Braunschweig überrascht.

S. 5

a

Uch:

Achter Abschnitt.

Friedrich läßt die russischen Magazine in Polen verderben. Heinrich vernichtet die Vorräthe der Reichsarmee in Franken. Wedel wird von den Russen bey Palzig geschlagen. Friedrich selbst leidet die Niederlage bey Kunersdorf. Die Reichsarmee besetzt indessen Torgau und Dresden. Aus der großen Gefahr, in welcher sich Friedrich nun befindet, rettet ihn die geringe Uebereinstimmung seiner Gegner. Sink wird bey Maxen zur Gefangenschaft genöthigt. S. 29

Neunter Abschnitt.

Friedrichs vergebliche Bemühungen wegen des Friedens. Zustand der Armeen, am Anfange des Feldzuges (1760.) Fouquet wird bey Landshut überwältigt. Dresden wird von den Preussen schrecklich bestürmt. Glatz kömmt in die östreichische Gewalt, und Breslau wird von Laudon mit Bomben heimgesucht. Schlacht bey Liegnitz. Berlin von Tottleben und Haddick gebrandtschaft. Schlacht bey Torgau. Colberg von den Russen belagert.

S. 303

Zehn

Zehnter Abschnitt.

Feldzüge der Franzosen und Allirten in den Jahren 1760, 1762. Broglio dringt in Hessen ein. Der Erbprinz geht über den Rhein, und belagert Wesel vergeblich. Frankreich thut Friedensvorschläge. Fruchtloser Congreß zu Augsburg. Die Unternehmungen der Franzosen werden, durch die geringe Uebereinstimmung von Soubise und Broglio, gehemmt. An Broglio's Stelle kommt d'Etrees. Die Franzosen müssen sich bis Frankfurth zurückziehen, und Kassel räumen. Bourbonisches Familienbündniß. Die Spanier dringen in Portugal ein, verlieren aber Havannah. Präliminarien zu Fontainebleau, und Friede zu Paris.

S. 135

Elfter Abschnitt.

Friedrichs und der Marie Theresie Mittel, den Krieg fortzusetzen. Butturlin und Laudon handeln vereinigt mit zu wenig Uebereinstimmung. Schweidnitz von Laudon überrascht. Friedrich in großer Gefahr. Colberg von den Russen eingenommen. Friedrichs bedenkliche Lage.

a 2

Peter

Peter III sein Freund, sein Bundesgenosse.
Schweidnitz von den Preussen wieder erobert.
Heinrichs Sieg bey Freyberg. Kleist streift nach
Franken. Friede zu Hubertsburg. S. 173

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Großbritannien befestigt seine Seeherrschaft.

Erster Abschnitt.

Spanien unter Ferdinand VI und Karl III. Die
durch Squillaci veranlaßte Empörung. Portugal
unter Pedro, Johann V. Methuen-Tractat. Patriarch. Mafra. Unter der Regierung
Joseph Emanuels stellt Pompal einen sehr thätigen
Minister vor. Großes Erdbeben. Die
Jesuiten werden aus Portugal vertrieben. S. 215

Zweyter Abschnitt.

Nadir Schahs letzte Thaten. Das persische Reich
zerfällt in den westlichen und östlichen Staat.
Die Macht des indischen Kaisers sinkt immer
tiefer.

tiefer. Dieses benutzen der Nabob von Aush, die Dschaten, der Nizam, die Nobilla's, die Marratten, die Engländer. Die englisch-ostindische Compagnie gelangt zum Besitze von Bengalen, und zur Herrschaft über Dekan. S. 257

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Rußlands mächtiger Einfluß auf das nördliche und östliche Europa.

Erster Abschnitt.

Ende der Regierungsgeschichte der russischen Kaiserin Elisabeth. Der unvorsichtige Peter III unterliegt sehr bald einer Revolution, die seine Gemahlin, Katharina II, auf den Thron hebt. Iwans III gewaltsamer Tod. S. 321

Zweiter Abschnitt.

Katharina II bewirkt Stanislaus Poniatowski's Wahl zum Könige von Polen. Die wiederhergestellten bürgerlichen Rechte der polnischen Dissidenten veranlassen heftige Unruhen. Diese geben

geben den benachbarten Mächten, Oestreich, Rußland und Preussen, Gelegenheit, ansehnliche Landstriche Polens in Besitz zu nehmen. S. 355

Dritter Abschnitt.

Krieg zwischen Rußland und der Pforte. Die Russen erobern Choczim, und dringen in die Krim ein. Für das geringe Glück in Morea entschädigt sie der Sieg bey Tschesme. Romantzow erzwingt, durch die türkische Niederlage am Kagul, den Frieden zu Kutschuk Kainardschi. Indessen wird durch Pugatschews Empörung die Ruhe des russischen Asiens gestört. S. 370

Vierter Abschnitt.

Geschichte der schwedischen Revolution von 1772.
S. 403

Die Titel-Bignette stellt das portugiesische
Kloster Mafra dar.

Sie:

Siebenter Abschnitt.

Lage der Kriegführenden Mächte am Ende des dritten Feldzuges. Feldzug des Jahres 1759 zwischen den Franzosen und den Allirten. Die Franzosen besetzen Frankfurth. Ferdinand greift den Duc de Broglie, bey Bergen, mit unglücklichem Erfolge, an. Die Franzosen besetzen Kassel, Minden. Ferdinand siegt bey Minden. Der Herzog von Württemberg wird bey Sulda von dem Erbprinzen von Braunschweig überrascht.

Am Ende des dritten Feldzuges des siebenjährigen Krieges befanden sich die an demselben Theil nehmenden Mächte größtentheils in eben der Lage, in welcher sie denselben angefangen hatten. Ganz Europa erstaunte darüber, daß Friedrich, dem damals nicht

Galletti Weltg. 17r Th. A viel;

vielmehr als 5 Millionen Menschen zu Gebote standen, von Oestreich, Rußland und Frankreich, für deren Armeen 80 Millionen Unterthanen eine furchtbare Menschenmasse darboten, noch nicht vernichtet war. Wenn sich aber auch das Königreich Preussen, und die westphälischen Provinzen, in der Gewalt seiner Feinde befanden, so hielt ihn die Besetzung von Sachsen, von dem schwedischen Pommern, und von Mecklenburg, das für schadlos. Von dem letztern Lande zog er, manche Lieferung an Naturalien ungescheut, allmählig 17 Millionen Thaler baars Geld. Sachsen entrichtete ihm jährlich 7 Millionen. Friedrich brauchte, weil die Reichsversammlung ihm den Krieg angekündigt hatte, niemand zu schonen. Daher fand sich immer Gelegenheit zu Gelderpressungen, die seiner Kriegscasse neue Zuflüsse verschafften, zur Beute, die den Muth seiner Krieger belebte. Friedrichs Hülfsmittel waren noch nicht erschöpft; sie waren vielmehr noch gar nicht recht angegriffen. Da er im vorigen Feldzuge weniger Leute, als im zweyten, verloren hatte, so brauchte er zur Ergänzung seiner Armee nicht mehr,

als

als 30,000 Mann. Den größten Theil derselben zog er aus Sachsen, aus Schwedisch-Pommern, und aus den anhaltischen Fürstenthümern. Da es ihm nicht an Geld fehlte, um sein Kriegsvolk, wenigstens pünktlicher als andre Mächte, zu bezahlen, so fühlte er auch keinen Mangel an Recruten zu neuen Freybataillionen, Dragoner; und Husaren; Regimentern, und so war seine Armee nicht nur bald wieder vollzählig, sondern auch vergrößert.

Für Oestreich war der dritte Feldzug weniger unglücklich, als der zweyte, gewesen. Friedrich hatte sich, gegen seine und Rußlands Macht, nur mit großer Anstrengung behauptet. Oestreichs Soldaten waren zahlreicher, als die preussischen; aber Marie Theresie hatte weniger Hülfsmittel, als Friedrich II. Drey Feldzüge hatten den großen Schatz des Hauses Medici erschöpft. Man mußte zu drückenden Auflagen, zu starken Anleihen, zu Staatsobligationen, seine Zuflucht nehmen. Einer der vornehmsten Gläubiger der östreichischen Monarchie war aber der Kaiser Franz selbst, der vieles Geld herschoß, der

A 2

aber

aber die Zinsen und Provisionen auch genau berechnete. Ungeachtet nun Marie Theresie zur Ergänzung ihrer Armee 36,000 Recruten brauchte, ungeachtet ihre Kriegscasse keinen großen Vorrath von baarem Gelde hatte, so war sie doch fest entschlossen, diesen Krieg, von welchem sie die Entkräftung ihres Erzfeindes erwartete, standhaft fortzusetzen. Aber sie konnte dabey auf den mächtigen Beystand von Rußland und Frankreich rechnen; sie wurde von Frankreich zur Fortsetzung des Krieges ausdrücklich aufgefodert.

Hierzu hatte Frankreich weniger, als jemand, Ursache. Der für sein Interesse so unzweckmäßige Krieg, der ihm jährlich 30 Millionen Thaler kostete, hatte seine Finanzen vollends zerrüttet. Der Minister Bernis, der sich von der Nothwendigkeit, ihn zu endigen, immer mehr überzeugte, spann daher in London heimliche Friedensunterhandlungen an. Diese blieben der scharfsinnigen Pompadour nicht unbekannt. Es reizte ihren Unwillen mächtig, daß man zu einer Zeit, wo man der Marie Theresie zu Gefallen Krieg führte, mit Großbritannien wegen des Frie-

Friedens unterhandelte. Der Krieg war ihr aber schon aus dem Grunde angenehm, weil sie dabey die Hauptrolle spielte, weil sie die Generale und die Commissarien nach ihrer Neigung wählen konnte. Vernis, der ihr nun äusserst verhaßt war, mußte daher nicht nur die Stelle eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten niederlegen; er wurde auch, gleichsam als ein Staatsverbrecher, nach seinem Bisthume Aix verbannt. In seine Verhältnisse trat nun (1758 Aug.) der Graf von Stainville, ein Lothringer (geb. 1719) frühzeitig Gesandter am päpstlichen und am österreichischen Hofe, und durch die Gewandtheit seines Geistes so ausgezeichnet, daß er erst Kriegsminister, und hernach herrschender Minister, wurde. Es schmeichelte dem ehrgeizigen Mann schon hinlänglich, wenn er Frankreichs Regierung mit der Pompadour theilen durfte. Daher war auch sein Vorsatz, den Entwürfen und Launen der vielen geltenden Pompadour, die ihn zum Duc, zum Pair, erhob, sich anzuschmiegen, ganz fest; daher sprach er, unbekümmert um den Ausgang des Krieges, kein Wort vom Frieden; daher erneuerte er, seiner Anhänglichkeit für

Dest.

Oestreich treu (1758, 30. Dec.) den Bund zwischen Ludwig XV und der Marie Theresie. Dieser neue Vertrag sollte gleichsam das Gegenstück zu dem Subsidiens Tractate seyn, den Großbritannien (1758 April) mit dem Könige von Preussen geschlossen, und jetzt (7. Dec.) erneuert hatte. Man wollte, so lauteten die Worte dieses Vertrages, die verderbliche Macht des Königs von Preussen zu schwächen, und ihn, als den angreifenden Theil, nicht nur zu einer angemessenen Entschädigung zwingen, sondern auch überhaupt in engere Gränzen einschränken. Frankreich übernahm die Bezahlung der, der Kaiserin von Rußland bewilligten, Subsidiens, die Oestreich bisher getheilt hatte, allein. Es übernahm auch die Unterhaltung der kursächsischen Truppenabtheilung. Es versprach zum Schutze der östreichischen Niederlande, und der dem Hause Oestreich ergebenen Reichsstände, hundert tausend Mann zu stellen, und die Rückgabe von Schlessen bewirken zu helfen. Es genehmigte im voraus, daß der Erzherzog Joseph zum Kaiser, und ein sächsischer Prinz zum Könige von Polen, gewählt werden sollte. Oestreich entsagte dagegen,

gegen, zum Vortheile der Nachkommenschaft des spanischen Don Philipp, dem im aachener Frieden vorbehaltenen Rückfalle von den Herzogthümern Parma und Piacenza. So ließ sich Frankreich, wider die Vorstellungen des Dauphins, und der übrigen Minister, in die Fortsetzung eines Krieges ein, der ihm durchaus keinen Vortheil bringen konnte.

Frankreich und Oestreich bewiesen sich nun sehr thätig, die Kaiserin Elisabeth zur Stellung eines noch größern Heeres zu bewegen. „Die Ehre ihrer Waffen“, sagte man ihr, „lege ihr die Pflicht auf, den bey Zorndorf erlittenen Schimpf zu rächen. Man gab sich alle Mühe, ihre Lieblinge gegen Pitts Plan, der Rußland von Oestreich abzuziehen suchte, einzunehmen. Der englische Gesandte Keith both der Kaiserin Subsidien an, für die sie weiter nichts, als Neutralität, leisten sollte. Doch Elisabeths persönlicher Haß gegen Friedrich war zu groß. Sie beschloß daher, ihre Armee nicht nur zu ergänzen, sondern auch zu vergrößern. Ihr Obergeneral Soltikow sollte im Einverständnisse mit den östreichischen Feldherren handeln.

deln. Sie trat mit Schweden und Dänemark in eine Verbindung, alle fremden Schiffe, und vornehmlich die englischen, aus dem Sund zu entfernen.

Die Engländer hatten aber damals Gegenstände ihrer Aufmerksamkeit, welche diese Verbindung gar sehr an Wichtigkeit übertrafen. Ihre Eroberungen in Ost- und Westindien, und in Africa, die ihrem Handel einen ausgedehntern Umfang versprachen, ermunterten sie zur lebhaften und nachdrucksvollen Fortsetzung dieses Krieges. Mit der größten Bereitwilligkeit bestimmte das Parlament 12,300,000 Pfund für den Feldzug dieses Jahres, und es both sogar noch mehr Geld an. In einem Staate, wo jeder seine Meynung ohne Scheu sagt, wo jede Meynung des Ministers eifrig bestritten wird, da besiegte Pitts hinreißende Beredsamkeit alle Widersprüche, und wenn man auch seine lebhafteste Theilnahme an dem Landkriege mißbilligte, so beruhigte doch schon seine Erklärung, daß Nordamerika in Deutschland erobert werden müsse. Das Parlament widmete dem deutschen Kriege die Summe von

1,900,000

1,900,000 Pfund. Die 12,000 Mann britischer Truppen in Deutschland sollten nicht allein ergänzt, sondern auch vermehrt werden; man gestand dem Landgrafen von Hessenkassel, der sein Kriegsvolk von 12,000 bis auf 19,000 bringen wollte, 97,582 Pfund jährliche Subsidien zu. Man bezahlte auch noch über 40,000 Hannoveraner und Braunschweiger, und man bewilligte dem Könige von Preussen ferner 680,000 Pfund Subsidien.

Pitts eifrige Unterstützung des vereinigten Heeres in Deutschland bewirkte, daß die Zahl seiner Streiter sich bis auf 75,000 belaufen sollte. Da jedoch die Bataillone und Schwadronen, besonders nach einigen Monathen, von ihrer eigentlichen Volkszahl ziemlich entfernt waren, so mag diese Armee nicht viel über 60,000 Mann betragen haben. Die Franzosen hatten zwar die Bayern, Pfälzer und Würtemberger verabschiedet; ihre Armee betrug aber, die leichten Truppen mit gerechnet, doch über 130,000 Mann. Diese Soldaten waren aber nicht allein nicht so zahlreich, sondern auch nicht so gut, als im vorigen Feld;

Feldzuge, und die Kriegszucht derselben war so in Verfall gerathen, daß sie selbst die einsichtsvollsten, die erfahrensten Generale nicht wieder herstellen konnten. Dennoch rechneten die französischen Minister auf schnelle und beträchtliche Eroberungen, die für die Verrüttung des Finanzstaates eine Entschädigung abgeben sollten. Sie bothen daher auch alle Kunstgriffe der Politik auf, um den Gang des deutschen Krieges nach ihren Plänen einzurichten, und sie hielten bey jeder Armee ihrer Bundesgenossen einen geschickten Beobachter.

Die Franzosen erschienen wie gewöhnlich mit zwey Armeen, von welchen sich die eine am Niederrhein, die andre am Niederrhein sammelte. Ueber jene führte Soubise, über diese Contades, den Oberbefehl. Es fehlte dem Prinzen Soubise an einem festen Posten, der ihm die Verbindung mit Contades sicherte, der ihm zur Hauptniederlage seiner Bedürfnisse dienen könnte. Marburg und Gießen waren ihm zu dieser Absicht nicht fest genug. Aber Frankfurth am Mayn hatte die Eigenschaften, die Soubise wünschte

wünschen konnte. Schon am Neujahrstage (1759) sollte die Stadt von den Franzosen besetzt werden; diese stuzten jedoch über die Neujahrstrommeln der frankfurter Soldaten so sehr, daß sie ihren Einzug erst bis zum folgenden Tage versparten. Der Magistrat erlaubte den Durchmarsch eines Regiments; an dieses schlossen sich jedoch noch 10 andre Bataillone an, die sich der Stadt und ihres Geschützes bemächtigten. Die Soldaten der Stadt waren so überrascht, daß sie vor den Augen der erstaunten Bürger das Gewehr streckten, und nach Hause giengen. Soubise empfahl sich übrigens den Bewohnern Frankfurths durch seine gute Mannszucht, durch sein liebreiches Benehmen, durch den Aufwand seiner Prachtliebe, durch die Uneigennützigkeit, die den schönsten Zug seines Charakters ausmachte. Unter andern ließ er alle aus Hessen gezogenen Contributionen, ohne den geringsten Abzug zu seinem eignen Verdürfnisse, in die Kriegscasse fließen. Frankfurths Besitz sicherte dem Prinzen Soubise die Verbindung mit der Reichsarmee in Franken, und der österreichischen Armee in Böhmen. Alles, was derselben gefährlich wer-

den

den konnte, mußte also die Aufmerksamkeit der Franzosen erregen. Als nun (1759 Jan.) eine Abtheilung preussischer Cavallerie in der Gegend von Langensalz erschien, um die rückständigen Kriegssteuern einzutreiben, hielt man dieselbe für den Vortrab eines größern Heeres, welches dazu bestimmt wäre, gegen die Reichsarmee eine wichtige Unternehmung auszuführen. Die Oestreicher und Reichstruppen drangen hierauf bis Meiningen und Eisenach vor; sie verstärkten die Besatzung in Erfurth. Ihre Ausbreitung konnten der Herzog Ferdinand und der Prinz Heinrich, der über die Armee in Sachsen den Oberbefehl führte, nicht zugeben. Sie machten daher vereinigt Anstalten, die Oestreicher und Reichstruppen wieder zu entfernen. Der Erbprinz von Braunschweig trieb sie aus Hessen, und vornehmlich aus der Gegend von Hersfeld, zurück; der preussische General Knoblauch bemächtigte sich nicht nur (27. Febr.) der Stadt Erfurth, sondern er drang auch, des tiefen Schnees, und der schlimmen Wege ungeachtet, so muthig vor, daß die Oestreicher sich bis über den Thüringerwald zurückziehen mußten.

Allein

Allein während daß der Prinz Heinrich alle Vorsicht nöthig hatte, um Sachsen zu beschützen, wurde der Herzog Ferdinand zugleich von zwey Heeren bedroht, die jezt beyd: unter guten Oberbefehlshabern standen. An die Stelle von Soubise, der in das französische Ministerium berufen war, trat der Duc de Broglie, einer der eifrigsten und thätigsten französischen Generale. Die Rheinarmee führte Contades an. Durch die strengen Anordnungen des Kriegsministers Belleisle, deren Beobachtungen die Generale sich sorgfältig angelegen seyn ließen, war die Kriegszucht der Franzosen, und ihr Muth, wieder gehoben worden. Die Vereinigung ihrer beyden Heere mußte nun der Herzog Ferdinand zu verhindern suchen; er mußte eine Armee nach der andern schlagen. Während daß er dem Duc de Broglie einen Angriff zubachte, sollte Contades nicht weiter vorrücken. Er ließ daher 25,000 Mann im Münsterschen stehen; mit dem übrigen Kriegsvolke, das unter seinem Befehle stand, brach er (im April) aus der Gegend von Fulda in drey Colonnen nach der Gegend von Frankfurt auf.

Gallotti Weltg. 17r Th.

B

Der

Der vorsichtlge Broglio, der seine Absicht bald merkte, ließ seine leichten Truppen acht bis neun Meilen weit vorgehen, um durch dieselben von dem Anzuge des Herzogs Ferdinand zu rechter Zeit benachrichtigt zu werden. Als dieser nun anrückte, stand Broglio bey dem Flecken Bergen, nordöstlich von Frankfurth, auf steilen, waldigten Anhöhen, die ein äusserst durchschnittener Boden umgiebt. Seine Armee war auf eine neue, der Beschaffenheit des Bodens angemessene Art, gestellt. Infanterie, Cavallerie, Geschütz stand da, wo es am besten hinpaßte. Die Unterstützung der dem Angriffe am meisten ausgesetzten Punkte war mit so vieler Einsicht angeordnet, daß Broglio fast mit Gewißheit darauf rechnen konnte, allen Anstrengungen seines Gegners Trotz bieten zu können. Auch machte seine Stellung auf Ferdinand, als er (13. April) in fünf Colonnen anrückte, einen so besondern Eindruck, daß bloß das Unrühmliche des Rückzuges ihn von der Ausführung des Angriffes zurückhalten konnte. Ferdinand hoffte den Flecken Bergen, ob er gleich stark besetzt war, dennoch erobern zu können. Allein
durch

durch Mauern, Hecken und Gräben geschützt, und durch eine Batterie aus der Mitte des Treffens vertheidigt, empfing er aus einer 15 Batallione starken Colonne immer neue Streiter, welche die bekannte Bravheit der Hessen, an deren Spitze der Prinz von Isenburg fiel, besiegten. Ferdinand, der sich erst jetzt von der ganzen Stärke der französischen Stellung, und dem wieder gehobenen Kriegesgeiste der Franzosen, überzeugte, beschloß, den Angriff nicht weiter fortzusetzen. Noch war sein Verlust (88 Officiere und 2170 Gemeine) nicht sehr beträchtlich; noch hatte blos ein Theil des linken Flügels an dem Gefechte Theil genommen. Allein der Tag war erst kaum halb verflissen, und der Rückzug im Angesichte des siegenden Feindes gefahrvoll. Die Armee stand schon wieder hinter den Anhöhen, hinter welchen sie am Morgen in Schlachtordnung aufmarschierte; das Kanonenfeuer hatte aufgehört, und alles kündigte den Rückzug der Allirten an, als, zur Verwunderung der Franzosen, Ferdinands Heer wieder auf den Anhöhen erschien, und Batterien errichtete; als er mit einigen derselben den Flecken Bergen von neuem bedro-

hete. Alles dieß geschah jedoch, um während der Nacht den Rückzug desto ruhiger anzutreten.

Broglio war nicht unvorsichtig genug, seine gute Stellung zu verlassen. Er that dieß selbst zu der Zeit nicht, als seine Armee durch eine Truppenabtheilung, die ihm Contades unter St. Germain zuschickte, um 10,000 verstärkt worden war. Allein die Lobsprüche, welche die französische Nation an den Sieger von Bergen verschwendete, erregte bey Contades um so mehr Empfindungen der Eifersucht, jemeher er, zu Paris eben gegenwärtig, von der Begeisterung der Hauptstadt Zeuge war. Contades verabredte nun mit den Ministern einen neuen Operationsplan, der das Gegenstück zur Conventiön von Kloster Zeven bewirken sollte, und der alte Belletsle both alle noch übrigen Hülfsmittel der französischen Staatscasse auf, um die Armee in Deutschland gehörig zu versorgen.

Contades wußte (im Jun.) das Zusammenziehen seiner Armee so künstlich zu verweben,

weisen, daß er, während ihn Ferdinand in Westphalen erwartete, durch die Hohlwege bey Stadbergen, im Herzogthum Westphalen, an die Dimel, vordrang, deren Besetzung der General Butgenau vernachlässigt hatte. Die Vereinigten sahen sich dadurch genöthigt, die Stadt Cassel dem Duc de Broglie zu überlassen. Contades hatte die Absicht, den Vereinigten die Verbindung mit der Weser zu entziehen. Die Bewegungen, welche dieselbe befördern sollten, hatten auch anfangs einen glücklichen Fortgang. Die Franzosen bemächtigten sich (9. Jul.) der Stadt Minden. Um ihnen den Uebergang über die Weser zu erschweren, hatten die Vereinigten alle Fahrzeuge entfernt; allein ein Bauer zeigte den Franzosen eine Furth und einen Nachen. Die 1400 Mann starke Besatzung in Minden wurde nun von der Kriegsgefangenschaft überrascht.

Die Weser hat, nicht weit von Minden, eine so starke Biegung, daß sie mit den beyden Armen derselben einen ziemlich engen Platz einschließt. In diesem drängte Contades seine Armee zusammen; in dieser Gegend,

gend, wo er noch zwey feindliche Festungen im Rücken hatte, stand er mit einem Heere, von welchem er manche Abtheilung weggeschickt hatte. Ferdinand wußte das Versetzen des französischen Obergenerals vortreflich zu benutzen. Er wählte eine so gute Stellung, daß ihm Contades nicht entgehen konnte. Die französische Armee war von der seinigen gleichsam eingeschlossen, und Ferdinand machte einen meisterhaften Plan zu einem vollkommenen Siege. Während daß er (1759 am 1. Aug.) den Erbprinzen von Braunschweig in den Rücken von Contades ziehen ließ, stellte er eine andre Abtheilung seiner Truppen, unter dem General von Wangenheim, gleichsam verlohren hin, um den französischen General zum Angriffe zu verleiten, und auf das für ihn bestimmte Schlachtfeld zu locken. Da sich Contades aus seiner eingeschränkten Stellung nicht so geschwinde herausziehen konnte, so hatte Ferdinand Zeit, dem angegriffenen Wangenheim Hülfe zu leisten. Contades, durch die von den Allirten ihm gegebene Blöße getäuscht, schmeichelte sich schon mit der unvermeidlichen Niederlage derselben, schilderte bereits seinen

Gener

Generalen mit feuriger Beredsamkeit das Unzweckmäßige in den Manövern des Herzogs Ferdinand, und die schöne Gelegenheit zu einem vortheilhaften Angriffe desselben. In dieser Voraussetzung machte er manchen Fehler; auch verzögerte er das Anrücken so lange, bis ihn die Allirten überraschten. Noch war seine Armee nicht recht in Schlachtsordnung gestellt. Er verlor seine Besonnenheit, und nur die Unfolgsamkeit des englischen Generals Sackville rettete die französische Armee vom Untergange. Drey-mahl schickte ihm der Herzog Ferdinand den Befehl, in die durch einander geworfene Cavallerie der Franzosen einzudringen, und drey-mahl weigerte er sich, diesem Befehle Gehorsam zu leisten. Die französische Armee zog sich daher, nachdem sie 7000 Mann und 25 Kanonen verloren hatte, in ziemlicher Ordnung zurück. Ferdinand fühlte sich durch die Vereitelung seines schönen Planes innigst gekränkt. Sackville war zwar unverschämt genug, zu behaupten, daß ihm der Herzog, aus Neid über seine Kriegstalente, widersprechende Befehle geschickt habe. Allein das Gegentheil wurde durch Zeugen so unwider-

wider:

widerlegtlich bewiesen, daß ein Kriegsgericht den ungehorsamen General für unfähig erklärte, jemahls wieder bey der brittischen Armee Dienste zu thun, daß ihn Georg II aus der Reihe seiner geheimen Rätthe ausstrich.

An dem Tage des Sieges bey Minden schlug der Erbprinz von Braunschweig den Duc de Brissac, den Contades mit 7 bis 8000 Mann nach Gohfeld geschickt hatte, um ihm die Verbindung mit Herford zu sichern. Contades wurde dadurch von seinen Vorräthen in Herford, Paderborn, und andern Orten dieser Gegend, getrennt. Er gieng hierauf, in der Nacht, über den südlichen Theil der Weserbiegung, um sich durch die gefährlichen Hohlwege bey Minden glücklich durch zu ziehen, und alsdenn Kassel zu erreichen. Dieß kostete ihm jedoch den größten Theil seines Gepäcks, und seine Armee wurde durch einen Umweg von drey Meilen, den sie deswegen machen mußte, gewaltig abgemattet.

Ferdinands Steg bey Minden rettete das hannoversche Land von dem traurigen Schicksale,

sale, das ihm Velleisle zugebracht hatte.
 Dieß zeigte sich aus dem, unter dem Gepäcke
 von Contades gefundenen Briefwechsel. Die
 Nachricht von dem unglücklichen Ereigniß
 langte zu Versailles an, als Ludwig gerade
 auf die Jagd gehen wollte. Niedergeschla-
 gen und schweigend gieng er in das Zimmer
 der Pompadour. Niemand wurde vorgelass-
 ten. Contades schob die Schuld auf Broglio,
 der, wie er meynete, die wangenheimis-
 sche Abtheilung nicht zu rechter Zeit ange-
 griffen hätte; allein der Proceß, der darüber
 entstand, endigte sich zu Broglio's Vortheil.
 Velleisle und Contades verlohren nun viel von
 ihrem Ansehn. Die Zänkereyen der Gene-
 rale erzeugten bey dem Hofe zu Versailles
 den Entschluß, den alten Marschall d'Etrees
 zur Armee zu schicken. Nur mit Widerwils-
 ten übernahm derselbe den Oberbefehl, den
 man ihm vor einigen Jahren mit Unrecht
 entzogen hatte, und mit inniger Kränkung
 erblickte er den Ueberrest der unter ihm siegs-
 reichen Armee. Er versicherte dabey feyer-
 lich, daß er nur in der Absicht gekommen
 wäre, dem Contades mit seinem Rathe bey-
 zustehen, ohne ihm die Oberanführung strei-
 tig

tig zu machen. Er gab sich vergebens alle Mühe, zwischen Contades und Broglio, der indessen Marschall geworden war, eine Ausöhnung zu stiften. Broglio brachte es viel mehr, bey seiner Anwesenheit zu Versailles, dahin, daß Contades zurückberufen, daß ihm, an dessen Stelle, der Oberbefehl übergeben wurde.

Indessen hatten sich die Franzosen von Kassel nach Gießen zurückziehen müssen, und es blieb ihnen von allen ihren Eroberungen weiter nichts als (das am 25. Jul. weggenommene) Münster, übrig, für dessen Vertheidigung nicht gehörig gesorgt war. Der General Imhof, der die Stadt einschloß, hatte zu wenig Kriegsvolk, um den Marquis d'Armentieres von einer bessern Provisantirung abzuhalten. Indessen kam der November herbey. Als aber ein neuer Versuch des d'Armentieres, Münster mit frischen Lebensmitteln zu versorgen, (20. Nov.) fehl schlug, mußte die Besatzung die Stadt dem Grafen Friedrich Wilhelm von Lippe-Bückeburg, der zuletzt den Oberbefehl über die Belagerungstruppen übernommen hatte, übergeben.

geben. So war also am Ende dieses Feldzuges der ganze Plan des Kriegsministers Velleisle veretelt!

Broglio, der jetzt allein den Oberbefehl über die französische Armee in Deutschland vorstellte, schmeichelte sich mit der Hoffnung, dem französischen Kriegsglück wieder einen neuen Schwung zu geben. Er wollte daher die Vereinigten von Cassel zu trennen suchen. Zur Ausführung dieses Entwurfes bestimmte er die Truppenabtheilung des Herzogs von Wirtemberg, die aus 16 Bataillonen und 12 Schwadronen, lauter sehr gepuzten Soldaten, bestand. Der Herzog wollte unter keinem andern Oberbefehlshaber stehen. Er mußte also seine eigne Rolle spielen. Jetzt bath ihn Broglio, nach Fulda vorzurücken. Im Triumph zog der Herzog dahin, und nun überließ er sich den Lustbarkeiten so sorglos, daß ihn der Erbprinz von Braunschweig (21. Nov.) überfallen, daß er sein ganzes Corps zerstreuen, und ihn selbst bey nahe gefangen bekommen konnte. Unter andern mußten drey Bataillone von seinen schönen Grenadieren das Gewehr strecken.

Wahr:

Wahrscheinlich hätte Ferdinand die Franzosen noch weiter zurückgetrieben, wenn er nicht genöthigt gewesen wäre, dem Könige Friedrich eine 12,000 Mann starke Abtheilung seiner Armee zu schicken.

Nichter

Achter Abschnitt.

Friedrich läßt die russischen Magazine in Polen verderben. Heinrich vernichtet die Vorräthe der Reichsarmee in Franken. Wödel wird von den Russen bey Palsig geschlagen. Friedrich selbst leidet die Niederlage bey Kunersdorf. Die Reichsarmee besetzt indessen Torgau und Dresden. Aus der großen Gefahr, in welcher sich Friedrich nun befindet, rettet ihn die geringe Uebereinstimmung seiner Gegner. Zink wird bey Maxen zur Gefangenschaft genöthigt.

Friedrich war durch allerley Unglücksfälle, in eine Lage versetzt worden, die ihm jene Hülfstruppen unentbehrlich machten. Seine Armee war durch zehn Schlachten, einige Belagerungen, und durch die angestrengtesten Märsche des Feldzuges von 1758 so sehr

sehr entkräftet worden, daß ihm die Ergänzung derselben sehr schwer fiel. Er zählte 161 Bataillone und 203 Schwadronen, vor welchen jene (zu 700) 112,700, diese (zu 140) 30,450 Köpfe, beyde zusammen also 143,150 Mann, enthielten, und bey dieser Angabe war manches Bataillon, und manche Schwadron mit gerechnet, denen noch ein Theil ihrer Volkszahl fehlte. Seine ganze Kriegsmacht mag vielleicht nicht viel über 120,000 Mann betragen haben. Diese sollten nun das Land ihres Königs gegen 120,000 Oestreicher, 70,000 Russen, 20,000 Reichstruppen, und 16,000 Schweden, zusammen also gegen 226,000 Mann, zu vertheidigen suchen. Auch war zwischen den Soldaten selbst schon ein wichtiger Unterschied. Unter den 30,000, die Friedrich zur Ergänzung seines Heeres brauchte, waren nur ein Drittel Inländer, aber meistens sehr junge, mit den Kriegsgefahren unbekannte Leute, die, mit Muth und Vaterlandsiebe angefüllt, es den alten Soldaten an Dienst-eifer wohl noch zuvorthaten. Die Oestreicher konnten ihre Armee nur allein mit 40,000 Landeskindern recrutiren. Die Russen

sen waren lauter rüstige, blind gehorchende Leute.

Friedrichs Feinde handelten jetzt mit größter Uebereinstimmung. Die Russen waren dem Mittelpunkte seiner Monarchie näher gerückt. Die Oestreicher hatten ihre ganze Macht an der schlesischen Gränze versammelt. Friedrich rechnete zwar noch auf den Beystand des Großsultans, den er sich zu verschaffen bemüht war, und auf den nahen Tod des Königs von Spanien, der eine wichtige Veränderung in Italien zur Folge haben mußte, aber er rechnete falsch, und dieser Feldzug war daher für ihn der unglücklichste.

In der Mitte des März (1759) rückte Friedrich mit seiner aus 45,000 Mann bestehenden Hauptarmee in die Gegend zwischen Schweidnitz und Löwenberg. Ihm gegenüber stellte sich Daun, nachdem er nach Mariazell in Böhmen eine fromme Wallfahrt gehalten hatte, mit 83,000 Mann auf. In Oberschlesien stand Fouquet mit 13,000, dem General de Ville, der an der
mähs

mährischen Gränze 20,000 versammelt hatte, entgegen. Gemmingen schlugte die böhmische Gränze bis Eger mit 14,000, die sich an die Reichsarmee in Franken anschlossen. Diese beobachtete in Sachsen Prinz Heinrich mit 33,000. In Mecklenburg und in Schwedisch Pommern stand Dohna mit 20,000, auf die Unternehmungen der Russen und Schweden aufmerksam. So waren die Rollen des großen Trauerspiels vertheilt.

Friedrich konnte mit Muth und Tapferkeit allein, seinen noch einmahl so starken Feinden, keinen hinlänglichen Widerstand entgegensetzen; er mußte vielmehr zur Klugheit und Vorsicht seine Zuflucht nehmen. Es war ihm daher äußerst wichtig, den Anmarsch der Russen, und ihre Vereinigung mit den Oestreichern, auf die möglichst längste Zeit zu verhindern. In dieser Absicht mußten die russischen Vorräthe in Polen vernichtet werden. Gelang dieser Plan, so brauchten die russischen Generale Zeit, neue zu sammeln, so konnten sie nicht so bald vorwärts gehen. Der General Woberenow, dem der König diese Unternehmung auftrug, machte

machte den polnischen Magnaten die Ursachen seines Einmarsches durch ein lateinisches Manifest bekannt. Er berief sich hauptsächlich auf die den Russen gegebene Erlaubniß, Magazine anzulegen. Der Graf Brühl, und der Fürst Sulkowski, der die Russen besonders eifrig unterstützte hatte, gaben sich zwar alle Mühe, den preussischen Einmarsch in Polen für einen offenbaren Friedensbruch gelten zu lassen; ihre Absicht wurde jedoch durch die vielen Feinde des Fürsten vereitelt. Sulkowski und seine Leibwache wurden von den Preussen aufgehoben, und nach der schlesischen Festung Glogau gebracht. Die polnischen Bauern ließen sich durch die zu Breslau ausgeprägten schönen, blanken Tämpfe (5 auf 1 Thaler) deren innerer Werth dem damahligen schlechten Münzfuße angemessen war, blenden. Wobersnow war so glücklich, in Polen einen Mehl- Vorrath, der für 50,000 Mann auf drey Monate hinreichte, zu verderben. Auch in Friedland vernichtete er einen beträchtlichen Vorrath von Hafer und Heu. Sein Rückzug nach Glogau war so glücklich, daß er blos einige Kosaken zu sehen bekam. Die Russen mußten nun ihren

Galletti Weltg. 177 Th. E Marsch

Marsch nach Deutschland einige Monathe lang aufschieben.

Friedrich wollte jetzt durch Fouquet die österreichischen Magazine in Schlessien verderben lassen. Dieser Unternehmung setzten aber Gebirge und Hohlwege große Hindernisse entgegen. Der General stellte dieß seinem Monarchen vor. Friedrich, der das Gewicht der Einwendungen, die ihm sein General machte, sehr gut fühlte, war zu stolz, seine einmahl gegebenen Befehle meistern zu lassen. Er hielt die Befolgung derselben für nöthig, um sich nicht, wie er sich ausdrückte, die Gurgel zuschnüren zu lassen. Indessen verstärkte er Fouquets Truppende Menge mit 8000 Mann, und einigem Geschütz. Fouquet fand, wie er es voraus gesagt hatte, in Troppau und Jägerndorf keine Vorräthe; auch konnte er nicht weiter, als bis an die Morawa, vordringen. De Wille stand hier auf steilen Felsen, durch eine zahlreiche Artillerie gedeckt. Fouquet mußte sich nach Troppau zurückziehen. Friedrich ärgerte sich über die fehlgeschlagene Unternehmung, und doch hatte er noch gute Laune genug,
um

um seinen gekränkten General trösten zu können.

Glücklicher führte der Prinz Heinrich den Auftrag seines königlichen Bruders aus, die österreichischen Vorräthe in Böhmen zu vernichten. Freylich hatte Gemmingen, um die Linie von Peterswalde im leitmerischer Kreis bis Eger zu besetzen, nicht mehr als 14,000 Mann. Allein Heinrich machte auch sehr gut übereinstimmende Anordnungen, die eben so still als geschwind ausgeführt wurden. Er sonderte seine Armee in zwey Abtheilungen ab. Mit der einen drang er selbst (im April) bey Gießhübel vor, während daß Hülsen mit der andern durch das Erzgebirge rückte. Von da gieng der Marsch über Peterswalde und Töplitz bis nach Leitmeritz, und nach Buddin. Alle Vorräthe, die auf diesem Wege lagen, wurden vernichtet. Eins der größten Futter- und Magazine, das sich in Buddin befand, wollte der hertzbegehrte Gemmingen retten; die Preussen zündeten es daher an, und die dadurch entstandene Feuersbrunst verzehrte auch einen großen Theil der Stadt. Hülsen drang bis

Commotau im saazer Kreise vor, wo der Oberste Velling über 1000 Gefangne machte. In Saaz gerieth das stärkste Magazin der Oestreicher in preussische Gewalt. Der für 50,000 Mann und 25,000 Pferde auf fünf Monathe hinreichende Vorrath, der mehr als eine halbe Million Gulden gekostet hatte, wurde in Zeit von fünf Tagen verwüthet.

Friedrich beschäftigte indessen Dauns Aufmerksamkeit durch Bewegungen, die er an der schlesischen Gränze machen ließ. Während daß er aber die preussische Armee von Schlessien her in Böhmen erwartete, überraschte ihn die Nachricht von der Vernichtung seiner Vorräthe. Heinrich, der ihn derselben so glücklich beraubt hatte, trieb jetzt auch die Oestreicher und die Reichsarmee aus Franken zurück. Um die Unternehmungen derselben gegen Sachsen zu unterstützen, war Droglio näher gerückt. Der größte Theil der Reichsarmee cantonirte damahls (im May) in der Gegend von Culmbach; die Oestreicher hatten aber schon ein Lager bezogen. Nach der zwischen dem Prinzen Heinrich und dem Herzog Ferdinand getroffenen Ver-

Vereinbarung, rückte nun der Erbprinz von Braunschweig mit 12,000 Mann aus dem Hessischen in das Würzburgische bis Königs-
hofen vor, während daß sich Heinrich mit
drey Colonnen in Bewegung setzte. Die
Oestreicher wichen hierauf sehr ängstlich bis
nach Nürnberg zurück, und die Reichsarmee
ließ die Preussen sich gar nicht nahe kom-
men. Heinrich durfte sich aber von Sach-
sen nicht weiter entfernen. Seine Absicht
war jedoch erreicht. Der Vereinigung der
Reichsarmee und der Franzosen waren grö-
ßere Hindernisse entgegengestellt. In Bam-
berg hatte man sich (16. May) eines gro-
ßen Magazins bemächtigt, und man hatte
durch diese Bewegung mehr, als durch eine
Schlacht, gewonnen.

Der Prinz Heinrich, dieser kluge Feld-
herr, brauchte nun (im May) kleine Ab-
theilungen seines Heeres, um die Feinde
seines Vaterlandes auch auf andern Seiten
zu beobachten. Während daß Hülsen mit
9000 Mann dem Grafen Dohna zu Hülfe
zog, gieng Sinf mit 4000 Mann nach Dres-
den, um die schwach besetzte Stadt gegen
die

die Angriffe des Feldmarschalls Daun, wenn er etwa mehr Thätigkeit beweisen sollte, vertheidigen zu helfen. Ein ansehnlicher Vorrath von Kriegsbedürfnissen, und einige Millionen baares Geld, waren dieser Vorsicht wohl werth. Doch Dresdens Sicherheit wurde blos durch eine Truppenabtheilung von einigen tausend, mit welchen der General Wehla in die Oberlausitz einrückte, bedroht, und diese zog sich bey den Annäherungen einiger Truppen von der königlichen und von der dohnaischen Armee gleich wieder zurück.

Des General Wehla's Erscheinung in der Lausitz vereitelte einen Plan, den Woberenow ausführen sollte. Die russische Armee, welche die Neumark, und die jenseits der Oder liegenden Theile Schlesiens, bedrohte, war noch in mehrere Abtheilungen, die sich auf verschiedenen Wegen langsam gegen die Weichsel fortwälzten, abgesondert. Indessen sollte Dohna, um zu Prinz Heinrichs Unternehmung ein Gegenstück zu liefern, die russischen Vorräthe in Posen abermahls zerstören. Er überließ daher, in der
Mitte

Mitte des May's, die auf der Insel Rügen und in Stralsund eingeschlossenen Schweden, der Beobachtung des Obersten Kleist, der hierzu nicht mehr als 3000 Mann hatte, und eilte mit seinen übrigen Truppen nach der Oder. Wobersnow war schon bis Glogau gekommen; Behla's Anmarsch nöthigte ihn aber (im Jun.) zum Rückzuge, und die Russen bekleeten nun ihr Magazin in Posen. Fermor gewann dadurch Zeit, seine ganze Macht bey dieser Stadt zu versammeln. Er übergab nunmehr dem General Soltikow den Oberbefehl, hatte aber Dienst-eifer genug, dennoch bey der Armee zu bleiben.

Friedrich war mit dem Grafen Dohna nicht recht zufrieden. Er hatte seine Bewegungen nicht schnell und entschlossen genug eingerichtet. Er setzte ihm daher den General Wobersnow, den Feuer und Unererschrockenheit auszeichnete, an die Seite. Die königliche Armee setzte hierauf über die Warte. Die preussischen Generale sollten die Russen, die sie noch an dem rechten Ufer des Stromes vermutheten, angreifen; diese befanden sich

sich

sich jedoch schon am linken Ufer. Wobersnow eilte nun nach Posen, um den Proviantzug und das Gepäck in der dasigen Vorstadt zu verbrennen; es stellte sich ihm hier aber gut verschanzte Infanterie entgegen. Da nun die Polen nichts liefern wollten, mußten die Preussen sich wieder zurückziehen.

Sobald Daun mit Zuverlässigkeit berechnen konnte, daß die Russen bey Posen ankommen würden, rückte er, in der Oberlausitz, bis nach Marklissa, an der Queis, vor. Soltikow zog sich nach der Oder, und nach Frankfurth, hin. Dohna, der mit der Sorge für Brod schon genug beschäftigt war, konnte ihn nicht daran hindern; auch vermochte Wobersnow nicht, dessen Unentschlossenheit, manche gute Gelegenheit zu benutzen, zu besiegen. Soltikow, der seine Armee von 40,000 Mann zu bedeutenden Unternehmungen zu schwach fand, verlangte noch 20,000, und doch hatte er schon 15,000 Streiter mehr, als Dohna, den nicht allein seine Kränklichkeit, sondern auch die Furcht vor Friedrichs Ungnade, von einem Angriffe zurück-

hielt. Friedrichs Ungnade entging er aber doch nicht. Er mußte seinen Oberbefehl dem Generallieutenant von Wedel übergeben. Diesen feurigen und entschlossenen Feldherrn ernannte Friedrich, wegen der älttern Generale, die sich bey der Armee befanden, gleichsam zum Dictator, der seine Person vorstellen sollte. Er hatte von ihm den bestimmten Befehl, die Russen, ehe sie sich mit den Oestreichern vereinigen könnten, anzugreifen und zu schlagen.

Doch die große Erwartung, die Friedrich von seinem neuen Obergenerale hatte, wurde gar sehr getäuscht. Wedel, dem es nicht nur an Mannschaft, sondern auch an Artillerie, fehlte, griff (23. Jul.) bey dem Dorfe Palzig im züllichauer Kreise, nahe an der Oder, die russische Armee auf einem für ihn ungünstigen Boden an. Eine preussische Brigade nach der andern wurde geschlagen. Die Preussen verlohren in dieser Schlacht die von Nachmittags vier Uhr bis zu Sonnen-Untergang dauerte, über 5000 Mann. Noch größer hätte aber ihr Verlust werden können, wenn sie Soltikow nicht ruhig über
die

die Oder hätte gehen lassen. Der brave Wobersnow wurde an der Spitze seiner Brigade erschossen.

Friedrich hatte, durch das unglückliche Treffen bey Palzig, nicht nur einen Theil seiner besten Infanterie verlohren; er sah auch, was noch schlimmer war, seine Absicht, die Vereinigung der Oestreicher und Russen zu verhindern, vereitelt; er sah die Mark Brandenburg, und seine Hauptstadt Berlin, in der größten Gefahr. Schon hatten sich die Russen der Stadt Crossen an der Oder bemächtigt; schon hatten sie in Frankfurth ein Bataillon Landmiliz überwältigt; schon rückten ihnen Haddick und Laudon mit 36,000 Mann aus der Lausitz entgegen.

Friedrich wollte die Russen vor ihrer Vereinigung mit den Oestreichern schlagen; er wollte die Niederlage bey Palzig an ihnen rächen. Aber den blutigen Kampf ahnend, setzte er, vor seiner Abreise aus Schlesien, vor der Trennung von seinem Bruder Heinrich, dem er die schlesische Armee übergab,
noch

noch seinen letzten Willen fest, beschwor er den Prinzen Heinrich, den er zum Vormund seines Neffen, des Prinzen Friedrich Wilhelm, ernannte, daß er, wenn der König das Schicksal hätte, unzu kommen oder gefangen zu werden, niemals in einen für das Haus Brandenburg schimpflichen Frieden einwilligen sollte. Eine rührend feyerliche Scene! Hierauf zog Friedrich mit 18,000 Mann nach der Oder. Er wünschte die österreichischen Generale, noch vor der Vereinigung mit Soltitzkow, anzugreifen; aber die Wachsamkeit derselben vereitelte seine Absicht. Laudon ließ, um sich den Russen mit 20,000 Mann geschwinde zu nähern, sein Gepäck zurück. Bey Mühlrose, in der Mittelmark, im Kreise von Lebus, stieß Friedrich zu der Armee des Generals Wedel. Dieser empfing jetzt eben so viel Berweise und Vorwürfe, als er vorher Lobsprüche erhalten hatte.

Die russische Armee, welcher Friedrich einen entscheidenden Angriff bestimmte, breitete sich zwischen Frankfurth und Runersdorf aus. Die schöne österreichische Cavallerie, die Laudon mitgebracht hatte, machte dem russischen

schen

schen Obergeneral Soltikow um so größere Freude, je weniger die russische von großer Bedeutung war. Die Oestreicher standen nahe bey der Stadt. Friedrichs Plan gieng dahin, unter den Russen eine solche Niederlage hervorzubringen, daß den übrig gebliebenen weiter nichts, als die Fluthen der Oder, übrig bleiben könnten. Diesem Plane waren (12. Aug.) alle seine Anordnungen, wegen eines Angriffes auf die Flanke und auf den Rücken der Russen, angemessen. Wunsch sollte, während der Schlacht, die Stadt Frankfurth besetzen, um den geschlagenen Russen die Brücke zu entziehen. Allein die den Kampfplatz durchkreuzenden Gehölze, Anhöhen und Brüche verhinderten eine genaue Uebersicht desselben. Diejenigen, von welchen Friedrich umständlichere Nachrichten erwartete, konnten ihrem Auftrage, theils aus Unwissenheit, theils aus Bestärkung, nicht recht Gnüge leisten. Dennoch entschied die Tapferkeit des preussischen Fußvolks. Der von drey Batterien unterstützte Angriff der preussischen Bataillone erschütterte die Russen so gewaltig, daß sie ihre Verschanzungen, nebst 70 Kanonen, zurückließen,

ließen, daß der ganze linke Flügel der Russen in der größten Unordnung zurückwich. Um dessen Niederlage zu vollenden, fehlte es dem Könige nur an Cavallerie und Geschütz. Jene befand sich auf dem linken Flügel. Auch brauchten die etwas in Unordnung gebrachten Grenadierbataillone einige Zeit, ehe sie wieder anrücken konnten. Diese benutzten aber die russischen Generale, für ihre geschlagenen Regimenter frische einrücken zu lassen, und eine bessere Stellung einzunehmen. In dieser empfingen sie den König, als er mit seinem rechten Flügel einen neuen Angriff begann. Man focht jetzt ganz in der Nähe, und die Preussen hatten schon alle ihre Patronen verschossen, als eine Abtheilung derselben, mit welcher Fink den Rücken der Russen bedrohte, ihren Rückzug bewirkte. Ihre gänzliche Zerstreuung schien jetzt so unvermeidlich, daß Friedrich schon einen Courier mit der Nachricht von derselben nach Berlin schickte. Fast alle Generale waren der Meynung, der König würde wohl thun, sich mit seinem Siege zu begnügen. Die Hitze war sehr heftig, die Soldaten fühlten sich äußerst entkräftet.

leir

lein Friedrich wollte es den Russen unmöglich machen, oder ihnen wenigstens alle Lust benehmen, sich seinen Provinzen wieder zu nähern. Vielleicht schien es ihm auch gefährlich, die Sache unvollendet zu lassen, zumahl wenn Soltikow Entschlossenheit genug hatte, stehen zu bleiben. Friedrich hatte, die Russen weiter zu bekämpfen, außer dem zweyten Treffen seines rechten Flügels, noch die Cavallerie, und den linken Flügel; auch befand sich Wunsch schon in Frankfurth.

Friedrichs Anordnung seines neuen Angriffes war, wie gewöhnlich, vortrefflich; jedoch mit dem Boden, den er nicht genug kannte, zu wenig übereinstimmend. Auch wirkten jetzt die Oestreicher, die sich bisher unthätig bewiesen hatten. Laudon war, als er seinen Bundesgenossen geschlagen sah, bis an einen 10 bis 15 Fuß tiefen Graben vorgeückt, und hatte die Anhöhe, die von demselben emporstieg, mit seinen Grenadieren und vielen Geschütz besetzt. Hinter den Oestreichern stellte Soltikow verschiedene Linien von seiner Infanterie auf. Zink, der gewisse Anhöhen erstürmen sollte, fand einen
harts

Hartnäckigen Widerstand, der alle seine Angriffe vereitelte. Die durch die schreckliche Gefahr zur Verzweiflung gebrachten Russen fochten jetzt tapferer, als jemahls. Seydlitz stürmte nun mit der Cavallerie heran; aber die Kanonen schmetterten seine Leute haufenweise nieder, und Seydlitz wurde so stark verwundet, daß er sich mußte wegbringen lassen. Jetzt fiel die russische und österreichische Cavallerie die preussische so nachdrucksvoll in der Seite an, daß sie in Unordnung gerieth, und sich auf die Flucht stürzte. Seitdem mißlangen den Preussen alle ihre Angriffe, und es verbreitete sich unter ihnen ein allgemeiner Schrecken, eine entschiedene Neigung zur Flucht. Zuletzt blieb Friedrich, von seiner ihm sonst so ergebenen Armee verlassen, nur von wenigen Adjutanten umringt, und dem stärksten Feuer ausgesetzt, allein auf dem Schlachtfelde. Vergebens bath man ihn dringend, seine Person in Sicherheit zu bringen, weil er sich eine tödtende Kugel wünschte. Zwischen Erschlagenen und Verwundeten, während daß verschiedene von seinen Begleitern theils getödtet, theils verwundet wurden, theilte er mit

ruhls

ruhiger Unerfrohenheit seine Befehle aus. Schon war ein Pferd unter ihm getödtet; schon war ein zweytes dem Niedersinken nah, und er hatte das Pferd seines Adjutanten Gölz kaum bestiegen, als eine Flintenkugel, zwischen dem Hocke und der Hüfte des Königs, in die Tasche fuhr, wo sie durch ein goldnes Eiui vom weitem Eindringen abgehalten wurde. Die feindliche Cavallerie, die eben heraussprengte, wurde noch durch die Husaren zurückgetrieben. Jetzt fiel aber der Adjutant dem Pferde des Königs in den Sattel, und riß ihn, wider seinen Willen, aus dem Schlachtgetümmel, heraus.

Der Rückzug der Preussen nach der Oder geschah in der schrecklichsten Unordnung, in welcher sie sich jemahls befunden hatten. Hätten die Russen die Besetzung der Schiffsbrücke nicht vernachlässigt, so wären alle Preussen verloren gewesen. Die feindlichen Generale, vornehmlich Soltikow, die sie leicht vernichten konnten, gönnten ihnen einen Zufluchtsort hinter der Oder. Es waren 8000 derselben getödtet, 15,000 verwundet, und 3000 gefangen. Fast alle Generale und

Einaab:

Staabsofficiere waren verwundet. Friedrich fand, als er an der Oder anlangte, nicht viel über 5000 Mann beysammen, und er zählte, mit Inbegriff der Truppenabtheilung des Generals Wunsch, kaum noch 18,000 Mann. Sein Geschütz von 165 Stücken blieb theils auf dem Schlachtfelde, theils auf den schlechten Wegen, stehen.

In dieser Schlacht zeichnete sich Seydlitz wieder besonders aus. Er hatte mit seiner Cavallerie eine solche Stellung genommen, daß Laudon lange Zeit nicht vorzurücken wagte. Auf den wiederholten Befehl seines Königes, eine Batterie, die ihm viele Leute wegraffte, wegzunehmen, erinnerte er, daß er seine Stellung nicht verlassen dürfe, ohne die Infanterie in die größte Gefahr zu bringen. Er sollte, ließ ihm endlich Friedrich sagen, in des T. . . Nahmen die Batterie angreifen. „Nun gut,“ sagte Seydlitz, „wenn das seyn soll, so wollen wir bald damit fertig werden!“ Den Hut in die Augen drückend, hob er den Degen auf, und sagte mit dem Ausruf: „Kinder, mir nach!“ dem Kartätschenfeuer der Batterie zu. Bald

Galletti Weltg. 171-Ab. D zerr

zerschmetterte ihm aber eine Kugel den Korb am Degengefäße, und quetschte ihm drey Finger so sehr, daß er sich mußte wegbringen lassen. Seine Vorausagung traf übrigens richtig ein; die Batterie wurde genommen, aber Laudon drang auch durch diese Lücke in das preussische Fußvolk ein.

Unter denen, die hier als Helden starben, befand sich auch der liebenswürdige Dichter Kleist. Zu Zeßlin in Pommern (1715) geboren, brachte er seine Knaben- und Jünglingsjahre erst auf einer Jesuitenschule in Großpolen, und hernach auf dem Gymnasium zu Danzig, zu. Auf der Universität zu Königsberg erwarb er sich ausgezeichnete Kenntnisse der alten Literatur, der Philosophie, der Mathematik, der Rechte, erwarb er sich eine Fertigkeit in den neuern Sprachen. Durch Anverwandte wurde er nach Dänemark gelockt. Hier blieb ihm, als ihm seine Bewerbungen um eine Civilstelle einigemahl fehlgeschlagen waren, blos die Aussicht auf eine Officierstelle übrig. Als Officier widmete er nun der Kriegswissenschaft einen unermüdlischen Fleiß. Der dänis

dänische Dienst verschaffte ihm aber keine Gelegenheit, seine Talente zu benutzen. Er gieng daher, als eben Friedrich II die Regierung antrat, zur preussischen Armee. Unter den Mauern von Prag (1744) dichtete er die Elegie: Sehnsucht nach Ruhe. In dem Zeitraume bis zum siebenjährigen Kriege arbeitete er unter andern sein vorzüglichstes poetisches Werk, den Frühling, aus. Die Belagerung von Prag (1757) gab ihm Gelegenheit, den Muth der preussischen Krieger, durch eine an die preussische Armee gerichtete Ode, anzufeuern. Seine militärischen Obliegenheiten vernachlässigte er darüber so wenig, daß er sich vielmehr bey jedem Auftrage, der ihm zu Theil wurde, auszeichnete. Dieß geschah vornehmlich auch seit der Zeit, als er den Dienst eines Majors versah. Als Major eroberte er, in der schrecklichen Schlacht bey Kunersdorf, an der Spitze seines Bataillons, drey Batterien. Eine Kugel zerschmettert ihm die rechte Hand; dennoch rückt er, den Degen in die linke Hand fassend, gegen die vierte Batterie an. Ein Kartätschenschuß wirft ihn nieder. Man bringt ihn aus dem

D 2 Schlacht

Schlachtgerümmel in einen Graben. Hier überläßt man ihn seinem Schicksale. Kosaken überfallen den im Blute schwimmenden Kleist, und gönnen ihm selbst das Hemd nicht. Russische Husaren, die vorbeyritten, hatten noch so viel Mitleiden, daß sie ihm einen alten Mantel, etwas Brod, und einen halben Gulden, zuwarfen. Aber auch dieses nahmen ihm wieder andre Kosaken ab. Zwar schwer, aber nicht tödtlich verwundet, hätte Kleist länger leben können, wenn er nicht nackend, und in seinem Blute schwimmend, die ganze Nacht durch, bis zum folgenden Tage unter freyem Himmel liegen mußte. Er starb in Frankfurth als russischer Gefangner, 11 Tage (24. Aug.) nach der Schlacht! Die preussische Armee verlor in ihm einen braven Officier, und Deutschland einen seiner besten Dichter.

Der Verlust so vieler braven Leute verbreitete über Friedrichs Gemüth die äußerste Niedergeschlagenheit. Er, dessen Courier mit der Nachricht von dem Siege nach Berlin flog, schrieb nun an seinen Minister Finkenstein: alles wäre verlohren, und er sollte

sollte nur den Hof und die Archive retten. Einige Tage in sein Zimmer eingeschlossen, sprach er bloß diejenigen, die ihm eine Meldung zu thun hatten. Das Gefühl seines Verlustes war bey ihm so herrschend, daß er gegen den Adjutanten, der ihm die Rettung mehrerer Kanonen meldete, mit den Worten herausfuhr: „Herr, er lügt, ich habe keine Kanonen mehr!“ Es war ihm unbegreiflich, daß, wie er meynete, seine Armee das nicht mehr leistete, was er von ihrer bekannten Tapferkeit zu erwarten sich berechtigt glaubte. Er äusserte dieß einmahl gegen den Artillerie-Obersten Moller. Dieser, in Verlegenheit, ihm die eigentlichen Ursachen seines Unglücks zu sagen, schob die Schuld auf die gar zu geringe Gottesfurcht, die, seit der Unterlassung der Predigten und Bethstunden, unter seiner Armee herrsche. Friedrich gab wirklich den Befehl, den Lager-Gottesdienst wieder anzuordnen, und Moller blieb einige Zeit hindurch sein vertrauter Gesellschafter.

Allein Friedrich der schon manches sehr unglückliche Ereigniß überstanden hatte, der

war

war auch durch das gegenwärtige seinem Untergange noch nicht nahe gebracht. Wenn er auch gleich in den beyden Schlachten bey Palzig und bey Kunersdorf 30,000 Mann von seiner besten Infanterie verlohren hatte; wenn er auch, von der Armee des Prinzen Heinrich, und von seinem Heere in Schlesien getrennt, von seinen Feinden umringt, wenn auch gleich Sachsen gegen die Reichsarmee ohne Schutz war, so gab ihm doch der große Verlust, den die Russen und die Oestreicher (diese 2500, jene 16,000) gehabt hatten, schon einige trostvolle Hoffnung, die seinen Muth von neuem emporhob. Er berief den General Kleist, der die Schweden bisher beobachtet hatte, mit seinen 5000 Mann zu sich; er ließ aus Küstrin und Berlin Geschütz und Munition kommen. Indessen zog er sich bis Fürstenwalde, zwischen Frankfurt und Berlin, zurück.

Hätte Daun während der Zeit, daß Friedrich mit den Russen beschäftigt war, daß er mit ihnen bey Palzig und bey Kunersdorf kämpfte, eine größere und zweckmäßigere Thätigkeit bewiesen, so würde
er

er sich um das österreichische Haus ausserordentlich haben verdient machen können; aber er versäumte einen Zeitpunkt, der so günstig nie wieder kam. Um sich indessen das Ansehn zu geben, als wenn er die Ausführung des mit den Bundesgenossen verabredeten Operationsplanes wirklich zu theilen bemühet wäre, billigte er den Vorschlag des Generals de Wille, den General Fouquet aus seiner Stellung an der Gränze in das innere Schlessen zu drängen, und sich dadurch den Weg in die Lausitz zu öffnen; allein Fouquet ließ sich durch keine Bewegung irre führen, und der von keiner Armee unterstützte de Wille konnte sich, kaum ohne Gefahr, aus Schlessen wieder herausziehen. Doch Daun unternahm indessen auch nichts gegen den Prinzen Heinrich; ja er blieb, selbst nach der Schlacht bey Kunersdorf, drey Wochen unthätig stehen.

Um so thätiger bewies sich die Reichsarmee, die freylich in Sachsen, wo nur noch Dresden, Leipzig, Torgau und Wittenberg von den Preussen besetzt waren, wenig Widerstand fand. In dem elend befestigten Torgau

gau

gan wehrte sich der Oberste Wolfersdorf fünf Tage hindurch so brav, daß man ihm (15. Aug.) eine ehrenvolle Capitulation zugestehen mußte. Wolfersdorf zog mit allem Geschütz seines Königs aus. Man hatte unter andern ausgemacht, daß, so lange die Besatzung die Stadt und die Verschanzung vor dem Elbthore noch nicht ganz verlassen hätte, keine Ueberläufer angenommen werden sollten. Aber unvermuthet riefen die Officiere des Prinzen von Stollberg, des Befehlshabers der Belagerung, einem Bataillone zu: „wer ein braver Sachse, wer gut kaiserlich gestimmt, wer von der Reichsarmee ist, der trete aus!“ Dieser Zuruf bewirkte, daß die Leute dieses Bataillons, die fast aus lauter Sachsen, Gefangnen, oder Ueberläufern bestanden, auseinander liefen, und sich versteckten. Allein der entschlossene Wolfersdorf rief ihnen zu: „bleibt in euren Lagen, oder ich lasse euch auf der Stelle todtgeschiesen!“ Auch streckte er selbst sogleich einen zu Boden, und seine Officiere, Jäger und Husaren erhielten von ihm den Befehl, seinem Beispiele zu folgen. Der Prinz von Stollberg, der sich dadurch beleidigt fühlte, drohete

hete dem Obersten; dieser rief aber einem eben vorbeymarschierenden Bataillone: „halt! Front! Fertig!“ zu. Eben diesen Befehl gab er auch einem Regimente. Er erklärte hierauf dem Prinzen ganz entschlossen, daß er sich an die Capitulation nicht mehr gebunden glaube. „Reiten sie nur, sagte er zu ihm, „sogleich in die Schanze, oder ich werde anschlagen und Feuer geben lassen!“ Der Prinz erstaunte über die Geistesgegenwart und Entschlossenheit des preussischen Obersten, und ließ, auf den Rath eines Generals, die Ueberläufer wieder ausliefern.

Die Reichsarmee rückte hierauf (20. Aug.) gegen Dresden an. Mit ihr war eine österreichische Truppenabtheilung unter den Generalen Wehla, Brentano und Maquire vereinigt. Der Graf von Schmiettau, der preussische Befehlshaber in Dresden, ließ sich durch die Drohungen des Obergenerals, des Herzogs von Zweybrücken nicht erschüttern. Er würde, erklärte er, in dem Falle eines Angriffs die Vorstädte abbrennen; auch zog er seiner schwachen Besatzung wegen, aus der Neustadt ab. Indessen erhielt

hielt er von dem Könige die Weisung, daß man ihm zu einem Entsatz keine Hoffnung machen könne, und daß er, bey einer Capitulation, nur auf die Rettung der sieben Millionen Thaler in der Casse bedacht seyn sollte.

Während daß die Belagerer das Geschütz aus Böhmen erwarteten, wagten diese einen Angriff auf die östliche, oder die pirnaische Vorstadt; sie wurden aber zurückgetrieben, und die Preussen brennten nun die Vorstadt ab. Dagegen errichtete Maquire in der von den Preussen verlassenen Neustadt, gegen die Elbbrücke, eine Batterie, welche der Altstadt drohete. Indessen näherte sich der preussische General Wunsch, der Torgau wieder erobert hatte, der bedrängten Stadt Dresden. Der Herzog von Zweybrücken eilte nun, die Stadt durch eine Capitulation, in seine Gewalt zu bekommen. Schmettau und Maquire kamen (4. Sept.) zur Verabredung derselben auf der Brücke zusammen. Schmettau bedung sich einen völlig freyen Abzug aus. Gleich am darauf folgenden Tage erschien Wunsch in der Nähe von
Dres:

Dresden, bey Großenhain. Vrentano mußte, selbst mit Wehla vereynigt, vor ihm weichen; da aber Wunsch von dem Schicksale der Stadt gar nichts erfuhr, auch kein Zeichen einer fortdauernden Belagerung bemerkte, zog er sich nach Großenhain zurück.

Schmettau hatte, einige Tage nach dem Empfange der ersten Cabinetsordre, eine mit Chiffren geschriebene Nachricht erhalten: daß noch nicht alles verlohren sey, daß der König nur auf Geschütz, Munition, und auf die kleinstische Truppenabtheilung, warte. Er verzog also zu rasch. Friedrich verurtheilte ihn daher zum Festungsverhaft. Er erhielt erst späterhin einen Jahrgehalt von 1000 Thalern, mit dem Befehle, sie blos in Brandenburg zu verzehren. Schade um den braven Officier, der so viele Kenntnisse besaß! Glücklicher war Wunsch, der, zuerst an der Spitze seines Freyregiments, sich als ein glücklicher Partheygänger bekannt gemacht hatte, und jetzt als General mit nicht mehr als 4000 Mann den österreichischen General St. André, der über 10,000 Streiter zu gebietthen hatte, besiegte; der sich das
Zutrauen

Zutrauen des Königs erwarb; der den gesunkenen Muth der Preussen wieder empor hob, und dadurch den Weg zur Wiedereroberung Sachsens bahnte.

Mit der schönen Aussicht zu derselben konnte sich Friedrich wohl schmeicheln, da es ihm immer lebhafter einleuchtete, daß der Sieger bey Kunersdorf nicht die Absicht hatte, seinen Untergang befördern zu helfen. Soltikow, der indessen Feldmarschall geworden war, schien nach zwey Siegen, in welchen er über 20,000 Mann eingebüßt hatte, zu erwarten, daß die östreichische Armee, die indessen keine bedeutende Unternehmung ausführte, sich thätigst beweisen würde. Er behielt daher seine Stellung bey Frankfurth ganz unveränderlich bey. Daun meynete, er dürfe zur Sicherheit des Besizes von Dresden, sich nicht entfernen, und Soltikow sollte daher nur weiter vorrücken; Berlins Reichthümer würden für ihn eine belohnende Beute werden. Allein Soltikow, der sich verpflichtet glaubte, seiner Monarchie den Ueberrest seiner Armee zu erhalten, und ihn nicht dem östreichischen Interesse aufzuopfern, der

der warf dem Daun seine geringe Theilnahme an der Ausführung des Operationsplanes vor, der drohete, daß er nach Posen zurückkehren würde. Um ihn zu einem andern Entschlusse zu stimmen, lud ihn Daun zu einer Unterredung zu Guben in der Niederlausitz ein. Doch Soltikow blieb gegen alles, was ihm Daun und Montalembert, der französische Bevollmächtigte, sagten, hartnäckig standhaft. Er könne, so schloß er seine Erklärung, in einem so ausgezehrtten Lande, seiner Armee nicht länger Unterhalt verschaffen. Daun versprach ihm zwar, diesem Bedürfnisse abzuheifen; die Erfüllung seines Versprechens war ihm aber nicht möglich, da er selbst schon alle seine Lebensmittel aus Böhmen ziehen, da er sie auf der Achse herbeyschaffen mußte.

Doch Daun hatte allerdings hinlängliche Ursachen, sich von Dresden nicht weiter zu entfernen. Wunsch wollte diese Stadt durch einen unvermutheten Angriff wieder einnehmen; dieß gelang ihm jedoch nicht. Daun ließ vielmehr 20,000 Mann unter Haddick nach der Elbe marschieren, um der Reichs-

armee

armee Sachsen behaupten zu helfen. Mit Wunsch vereinigte sich aber nun Fink, und diese beyden Feldherren beschäftigten die Aufmerksamkeit der vereinigten Oestreicher und Reichstruppen so lange, bis der Prinz Heinrich aus Schlesien herbeykam.

Dieser hatte indessen, in der Stellung bey Schmuckseiffen, im bunzlauer Kreise, mit einer Armee, die dem daanischen Heere an Stärke weit nachstand, die größten Beweise seiner Generals Klugheit abgelegt. Während daß seine Verbindung mit dem Könige völlig aufgehoben, und Dresden in Gefahr war, machte er einen auf Dauns äußerst vorsichtigen Charakter berechneten Operationsplan. Daun sollte auf den Gedanken gebracht werden, daß Heinrich sich mit Gewalt mit dem Könige wieder in Verbindung setzen wolle. Zietzen rückte daher mit 12,000 Mann bis Sorau in der Neißerlauß vor, und der Prinz selbst zog sich nach Sagan in Niederschlesien. Die Truppen die bey Schmuckseiffen stehen blieben, standen unter Fouquets Befehl. Daun stützte aber Zietzens schnelle Bewegung. Er blie-

dere

dete sich ein, Heinrichs ganze Armee wäre in Bereitschaft, ihn anzugreifen. Als er aber (2. Sept.) endlich einsah, daß er sich getäuscht hatte, wollte er Zietzens Truppenabtheilung einschließen. Seine Absicht blieb dem General Zietzen so unbekannt, daß er sie, selbst wie sich die Oestreicher schon näherten, nicht glauben wollte. Dennoch gelang ihm ein eben so ordnungsvoller als schneller Rückzug nach Sagan.

Durch Heinrichs schnelles Vorrücken nach Sagan wurde Daun, der sich gegen ihn nicht stark genug fühlte, bewogen, seine in der Oberlausitz zerstreuten Truppenabtheilungen an sich zu ziehen, so daß nur die Wille bey Lauban stehen blieb. Da diese Gegend nun wieder unbesezt war, so schwengte sich Heinrich über Bunzlau in seine vorige Stellung bey Löwenberg zurück. Von hieraus zog Stutterheim mit 7000 nach Friedland in Böhmen. Durch diese Bewegung wurde die Wille zum Rückzuge nach Görlitz genöthigt. Heinrich, der jetzt den Vertheidigungskrieg plötzlich gegen den Angriffskrieg vertauschte, drang bis Lauban, bis Görlitz vor.

vor. Dann gerieth darüber in eine solche Verlegenheit, daß er seine ganze Macht bey Baucken zusammenzog. Die Nachricht von seinem Rückzuge erregte das Mißverständniß zwischen ihm und Soltikow von neuem. Soltikow gieng (14. Sept.) über den Banfelmuth seines Bundesgenossen sich äusserst beklagend, an die Oder zurück. Landon, der die unangenehmen Folgen dieser Absondrung sehr wohl einsah, that, von Montalembert unterstützt, alles, um den Soltikow von seinem Vorhaben abzubringen. Endlich erklärte sich der russische Feldmarschall bereit, unter der Bedingung, daß man ihm 12,000 Mann Hülfsruppen schickte, Glogau zu belagern. Dann ließ die gewünschte Mannschaft zu ihm stoßen. Soltikow der dieß nicht erwartet hatte, machte sich nun verbindlich, bis nach Christianstadt, in der Nähe von Guben, in der Niederlausitz, vorzurücken; würde er aber daselbst nicht auf vierzehn Tage Brod und Futter finden, so sollte man ihn wieder unbeweglich sehen.

Friedrich hatte, wegen den Russen, denen er allein keine wichtigen Unternehmungen zutraute,

traute, unbesorgt, sich mit allerley Bewegungen beschäftigt, die eine Unternehmung gegen Dresden anzukündigen schienen. Als aber der östreichische General Campitelli sich mit den Russen vereinigt hatte, entstand in Friedrich, wegen des nur schwach besetzten Glogaus, eine lebhaftere Besorgniß. Er rückte daher schnell bis nach Sagan vor, wodurch er sich mit dem Prinzen Heinrich wieder in Verbindung setzte.

Heinrich machte nun Anstalten, nach Sachsen zu ziehen. Daun, der sich den Besitz dieses wichtigen Landes nicht wollte entreißen lassen, versammelte daher seine ganze Macht bey Baugen, wo er von der preussischen Armee bey Görlitz nicht weiter, als einen starken Marsch, entfernt war. Er wollte dem Prinzen die Verbindung mit Sachsen entziehen. Dieser täuschte ihn aber durch einen falschen Rückzug, während er, in drey Tagen und eben so vielen Nächten, einen Marsch von 10 Meilen zurücklegte, und dadurch (25. Sept.) den vor Hoverswerda nördlich von Baugen liegenden Wald erreichte. Hier meldeten ihm die Landesleute Gallotti Weltg. 17r Lb. E wohner,

wohner, daß Wehla, der mit 4000 Mann hinter der schwarzen Elster stände, von seinem Anzuge gar keine Nachricht hatte. Diesen überraschte nun Heinrich durch seine trefflich angeordneten Bewegungen so glücklich, daß er über 2000 Mann einbüßte.

Dann nicht wenig erstaunt, als er den Prinzen bey Görlitz nicht mehr fand, als er die Richtung seines Marsches erfuhr, schwengte sich nach Baugen zurück. Wie man ihm aber das Unglück der wehlaischen Truppenabtheilung meldete, gieng er über die Elbe, und nahm, in der Nähe von Dresden, bey Kesselsdorf, eine feste Stellung. Durch den ununterbrochenen zu sehr anstrengenden Marsch wurden viele von seinen Soldaten sehr entkräftet, und manche zum Misreissen verleitet. Haddick machte einen Versuch, den General Fink aus der Gegend von Meissen zu entfernen; dieser gelang jedoch so wenig, daß Daun dem Haddick darüber einen lebhaften Unwillen zeigte. Der geschickte Feldherr verließ hiernach auf die österreichische Armee. Daun selbst rückte nun (2. Oct.) mit drey Colonnen gegen

gegen den General Fink an; dieser zog sich jedoch eben so schnell als vorsichtig nach Strehla, nordwestlich vor Meissen, zurück. An eben dem Tage gieng Prinz Heinrich über die Elbe. Er und Fink schlossen sich nun an einander an. Durch so klug angeordnete Bewegungen wußte sich Heinrich, aller Bemühungen Dauns ungeachtet, in die Gegend von Dresden zu versetzen.

Der Kriegsschauplatz war nun wieder in dem unglücklichen Sachsen, in der engen Gegend zwischen Dresden und Meissen. Hier standen die beyden Armeen einander so nahe, daß eine Schlacht unvermeidlich schien. Die Stärke derselben war etnander ziemlich gleich, wenn zu dem österreichischen Heere die hinter dem plauenschen Grunde stehende Reichsarmee, und die ungrische Militz, nicht mitgerechnet wurde. Daun, der von seiner Monarchin den Befehl zu einer Schlacht hatte, suchte, durch kluge Bewegungen, den Prinzen Heinrich aus seiner festen Stellung bey Strehla herauszulocken, suchte ihn aus Sachsen zu entfernen, und von Torgau zu trennen. Er ließ daher eine Abtheilung sei-

ner Truppen nach Leipzig marschieren. Allein während daß Fink sich mit 5000 nach Leipzig hinbewegte, verschanzte sich Heinrich selbst hinter dem großen Teiche bey Torgau, und Dauns Plan wurde dadurch vereitelt.

Jetzt wollte Daun die Preussen nicht nur von Leipzig und Wittenberg trennen, sondern sie auch bey Torgau einschließen. Dieser Absicht gemäß gieng die Reichsarmee über die Elbe nach Großenhayn; Daun selbst zog sich nach Schilda, südlich von Torgau, und Aremberg schwengte sich mit 20,000 Mann über Eulenburg nach Däben, an der Mulde, nordwestlich von Torgau, um den Preussen in den Rücken zu kommen. Allein die Ausführung dieses Planes entsprach seiner klugen Anordnung nicht. Daun, in dem Wahne, daß Heinrich nur über die Elbe gehen würde, blieb, in seinem Lager sich sorgfältig einschließend, drey Tage hindurch ruhig stehen. Diese Zeit benutzte Heinrich, den General Wunsch mit 4000 Mann, durch einen Umweg über Wittenberg, zum General Bitterfeld, im Rücken von Aremberg, stoßen zu lassen, während daß

daß Fink (29. Oct.) von vorn gegen ihn anrückte. Unter Krembergs Truppen verbreitete sich, bey der so unerwarteten Erscheinung der Preussen, eine so lebhafte Bestürzung, daß sie sich in der größten Unordnung in den torgauer Wald warfen. Ueber 1400 Mann geriethen in die preussische Kriegsgefangenschaft; die übrigen wurden zerstreut. So war Dauns Plan, durch sein Zaudern, und durch Heinrichs Wachsamkeit, abermahls vereitelt. Dennoch hatte Marie Theresie zu ihrem Feldmarschall ein so uneingeschränktes Zutrauen, daß sie seine Verfahrungsart sehr gütig entschuldigte. Er machte hierauf zum Rückzuge nach Dresden, und zu den Winterquartieren, Anstalten. Indessen kam auch Friedrich herbey.

Solilikow, sowohl über Dauns schnellen Rückzug nach Sachsen, als über den Mangel an Vorräthen zu Christiansstadt, unwillig, faßte den raschen Entschluß, die Belagerung von Glogau zu unterlassen, und das gegen bey Crossen über die Oder zu gehen. Raum beredte ihn Montalembert, nicht weiter, als bis nach Carolath, nördlich von Glogau,

Glogau, zu marschieren. Mit seinem Steiße
 sinne stimmte aber Laudons Drang zur Thätigkeit immer weniger überein. Solतिकow
 erhielt zwar von Petersburg den bestimmten Befehl, seine Unternehmungen gegen Dres-
 lau zu richten; als aber Daun nach der Ver-
 gend von Dresden sich zurückzog, ließ er sich
 durch keine Vorstellungen weiter abhalten,
 die Winterquartiere jenseits der Weichsel
 aufzusuchen. Bey seinem Abzuge ließ er
 (23. Oct.) Herrnsstadt durch seine Bomben
 und Kugeln anzünden, weil der standhafte
 Commandant die Stadt nicht übergeben wollte.
 Die Flammen von der Stadt Gurun, und
 von 12 Dörfern, bezeichneten den Weg,
 auf welchem die unbarmherzigen Russen ab-
 marschierten. Man sollte, hieß es, auf
 hohem Befehl, den preussischen Unterthanen
 weiter nichts, als Luft und Erde, übrig las-
 sen. So machte es die Uneinigkeit zwischen
 den Oestreichern und Russen für Friedrich
 möglich, seinen mächtigen Feinden mit nicht
 mehr, als 24.000 Streichern, Widerstand zu
 thun. Er wurde eben damahls so sehr vom
 Podagra gepeinigt, daß er kein Pferd be-
 steigen, daß er sich nicht einmahl fahren
 lassen

lassen konnte, daß er sich von den Grenadiere
ren seiner Fußgarde tragen lassen mußte.
Zum Glücke wußten dieß seine Feinde nicht.
An seiner Stelle führte Hülsen den Oberbes
ehl. Als er seinen Generalen die Ursachen
seiner Entfernung von der Armee bekannt
machte, trug er ihnen auf, seinen braven
Soldaten zu versichern, daß er, der vielen
unglücklichen Ereignisse dieses Feldzuges un
geachtet, alles thun würde, den ehemahligen
Zustand wieder herzustellen; daß er sich dar
bey auf ihre Tapferkeit verlasse, und daß
ihn von seiner Armee nichts, als der Tod,
trennen sollte.

Diese Armee näherte sich nun der Elbe.
Dann zog sich jetzt (Nov.) langsam nach
Dresden hin. Heinrich, den Hülsen ver
stärkt hatte, gab seinem Rückzuge eine schnel
lere Bewegung. Indessen kam (14. Nov.)
Friedrich nach Hirschstein, einem adelichen
Schlosse zwischen Meissen und Strehla.
Heinrich eilte hier zu ihm. Als sie eben
im vertraulichen Gespräche begriffen waren,
kam die Nachricht an, daß die daunsche Ar
mee in acht Colonnen nach Böhmen ziehe.
„Ha,

„Ha, ha,“ rief Friedrich aus, „sie riechen mich schon; aber nun soll auch den Daun der Teufel holen!“ Sogleich mußte sich Wedel in Bewegung setzen, um der österreichischen Armee nachzufolgen. Heinrich selbst mußte mit der ganzen Armee den Marsch antreten. Vergebens stellte er seinem Bruder vor, daß die schnelle Verfolgung der Oestreicher keine andre Wirkung hervorbringen würde, als den Verlust vieler Leute nach sich zu ziehen; daß man Dresden von selbst räumen würde. Allein Friedrich wollte nicht einmahl 24 Stunden warten. An der Spitze der wunschischen Truppenabtheilung holte er den österreichischen Nachtrab ein, und ein hitziges Gefecht mit demselben kostete vornehmlich den Oestreichern viele Leute. Friedrichs Muth wuchs nun immer mehr. Daun sollte genöthigt werden, durch eine gebirgige, an Lebensmitteln arme Gegend, seinen Rückzug zu nehmen. Fink erhielt daher Befehl, seine Stellung bey Dippoldiswalde, südwestlich von Dresden, zu nehmen, um dadurch dem Grafen Daun den nächsten Weg nach Böhmen zu versperren. Fink kam jedoch in eine Lage, in welcher er von der Armee

Armee des Königs leicht getrennt werden konnte. Vergebens stellte er dieß dem Könige vor. Dieser befahl ihm vielmehr in einem gebieterischen Tone, nach Maxen, zwischen Dippoldiswalde und Pirna, zu marschieren. Die daunsche Armee, der auf diese Art die Verbindung mit Böhmen entzogen werden sollte, stand hinter dem plauenschen Grunde bey Dresden. Auf der Straße nach Dippoldiswalde war Sincere, auf dem Wege nach Pirna Brentano, aufgestellt. Bey Cotta, nach Böhmen zu, befand sich die Reichsarmee. Friedrich rückte bis Wilsdruf, Zierhen bis Kesselsdorf vor. Zwischen Frie- drich und Dresden lag jetzt der plauensche, von der Weißitz durchflossene Grund. Fink wollte bey Dippoldiswalde einige Bataillone aufstellen, um sich die Verbindung mit Frey- berg, woher er seine Lebensmittel zog, und mit dem Könige, zu erhalten; allein Frie- drich gestattete ihm dieses nicht, und ein Bericht, worin er ihm seine für ihn daraus entstehende Gefahr schilderte, wurde wahr- scheinlich aufgefangen.

Finks Stellung brachte den Feldmarschall Daun auf den Gedanken, seine ganze Trup-
penab-

penabtheilung zu überwältigen. Der Entwurf, den er hierzu machte, war sehr einsichtsvoll. Drey tausend Mann, die von Dippoldiswalde anrückten, vertrieben die Preussen von den Anhöhen bey Maxen, während daß Brentano gegen die Mitte des sächsischen Lagers anrückte, und die Reichsarmee alle engen Zugänge von Dohna bis Burkerswalde, von Osten nach Süden, besetzte. Der Muth und die Tapferkeit der Preussen mußten der überlegenen Zahl der Oestreicher weichen. In Unordnung zogen sie sich nach Falkenhayn und Bloschwitz zurück. Hier waren sie nun völlig eingeschlossen. Fink machte einen kühnen Entwurf, aus dieser schrecklichen Lage sich herauszuwinden. Während daß Wunsch mit der Cavallerie, die am wenigsten gelitten hatte, der Aufmerksamkeit von Brentano sich entziehend, zur königlichen Armee eilen sollte, wollte sich Fink selbst mit dem Ueberrest seiner Infanterie, durchzuschlagen suchen. Allein seiner Leute waren viel zu wenig, um die von den Oestreichern gut besetzten Pässe am rothen Wasser zu vertreiben. Es blieb ihm daher wei-
ter

ter nichts, als Unterhandlungen, übrig. Dann bestand auf der Kriegsgefangenschaft. Jetzt (21. Nov.) mußten 16 Bataillone, und 35 Schwadronen, zusammen auf 11.000 Mann, nebst 11 Generalen das Gewehr strecken. Nur einige Husaren entwischten, um dem Könige die traurige Nachricht überbringen zu können. Finks unglückliches Schicksal war gewissermaßen das Gegenstück zum sächsischen Lager bey Pirna. Der preussische General war entweder nicht entschlossen genug, zur rechten Zeit aus seiner gefährlichen Stellung sich herauszuziehen; oder er fürchtete sich zu sehr vor dem Zorne des ohnedieß über ihn aufgebrachten Königs, der, wie er hoffte, den Grafen Daun abhalten würde, einen förmlichen Angriff gegen ihn vorzunehmen. Auch ließ Friedrich, durch Zietzen gewarnt, den General Hülsen mit 8000 Mann dem bedrängten Fink zu Hülfe ziehen; dieser kam jedoch, durch die beschwerlichen Wege abgehalten, einen Tag zu spät an.

Daun rückte hierauf wieder in seine vorige Stellung bey Dresden. Hier überraschte

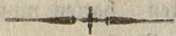
raschte

raschte er (3. Dec.) den preussischen General Direke. Zwar merkte dieser die ihm bevorstehende Gefahr noch bald genug; allein die starke Eismasse der Elbe bey Weissen, die die Wiederstellung der Brücke, und das Uebersetzen auf Rähnen, erschwerte, war Ursache, daß abermahl 1400 Preussen, nebst ihrem Befehlshaber, in die österreichische Gefangenschaft geriethen.

Friedrich hatte, nachdem seine Armee um 14 bis 15,000 Mann vermindert worden war, nicht mehr als 36,000 Streiter. Dennoch behauptete er sich, den December hindurch, in seiner Stellung, die sich von Wilsdruf bis Freyberg erstreckte. Dann, mit dem Besitze von Dresden, und der umliegenden Gegend, sich begnügend, hätte sich, wenn es mit Anstand geschehen konnte, wohl gar nach Böhmen zurückgezogen. Der Bezirk von Dresden bis Dippoldiswalde und Maxen war für die große österreichische Armee nicht ausgedehnt genug. In einem so engen Raume standen nun die Oesterreicher und Preussen bis in den Januar des folgenden Jahres, mit dem erschrecklichsten Ungemache eines

eines Winterfeldzuges kämpfend. Dieser drückte jedoch am meisten die Preussen, die, bey der überlegenen Zahl der Oestreicher, eine größere Wachsamkeit nöthig hatten. Ganze Regimenter derselben waren in kleine Dörfer zusammengedrängt. Die Officiere nahmen die Stuben und Kammern ein. Die Soldaten bauten sich Brandhütten, wo sie Tag und Nacht um das Feuer herumlagen, auf der einen Seite der Gefahr zu verbrennen, auf der andern dem Schicksale die Glieder zu erfrieren, ausgesetzt. Der Schnee war viele Wochen hindurch so tief, daß er bis an die Knie reichte. Zuletzt fehlte es so sehr an Holz, daß man Säune, Ställe, Scheunen, Häuser, verbrennen mußte. Soldaten, die von der Kälte so viel ausstehen mußten, hatten nun keine andre Nahrung, als Wassersuppen von Commisbrot. Noch schlimmer aber war das Loos der sechs Batalione, welche täglich im Lager auf die Wache ziehen mußten. Die gefrorenen Wände der Zelte glichen Bretern; die Officiere hielten sich in hölzernen Hütten auf. Täglich hatten Soldaten das Schicksal, Glieder zu erfrieren; täglich vermehrte sich
die

die Zahl der Kranken, und so kostete dieses traurige Ende des fruchtlosen Feldzuges mehr Leute, als zwey Schlachten. Endlich kam (1760 am 10. Jan.) der Erbprinz von Braunschweig mit 12,000 Mann bey Friedrichs Armee an, und dieser glaubte sich nun stark genug, seine Armee in ordentliche Cantonierungsquartiere zu verlegen. Sein Hauptquartier war zu Freyberg.



Neun-

Neunter Abschnitt.

Friedrichs vergebliche Bemühungen um den Frieden. Zustand der Armeen, am Anfange des Feldzuges (1760). Fouquet wird bey Landsbut überwältigt. Dresden wird von den Preussen schrecklich bestürmt. Glog kommt in die östreichische Gewalt, und Breslau wird von Laudon mit Bomben heimgesucht. Schlacht bey Liegnitz. Berlin von Tottleben und Haddick gebrandtschaft. Schlacht bey Torgau. Colberg von den Russen belagert.

Friedrichs Lage war am Ende dieses Feldzuges sehr gefahrvoll. Seine Armee hatte 60,000 Mann verlohren, und sie war daher bis auf die Hälfte vermindert. Wie viel gehörte nicht dazu, sie wieder in ihren vorigen Zustand zu versetzen, und wie höchst unwahr:

unwahrscheinlich war es, daß Friedrich den vereinigten Kräften von Oestreich, Rußland, Frankreich dem deutschen Reiche und Schweden, bloß von der Allirten Armee unterstützt, würde Widerstand thun können. Einige Ausichten, die sich ihm wegen einer Theilung einer großen Macht seiner Feinde zeigten, verschwanden wieder. Eine solche Aussicht hatte ihm eine in Italien erfolgte Veränderung dargebothen. Der König Karl von Neapel hatte, nach dem Tode seines Vaters (1759 Aug.) den spanischen Thron bestiegen. Nun sollte, dem aachner Frieden zufolge, Karls jüngerer Bruder Philipp, Herzog von Parma, das Königreich Neapel bekommen, und dagegen seine Länder dem Hause Oestreich überlassen. Allein Karl trat Neapel seinem dritten Sohne Ferdinand ab, und Oestreichs Erwartung wurde also getäuscht. Friedrich hoffte nun, daß Marie Theresie in Italien Krieg anfangen würde; aber Parma und Piacenza war für sie weniger wichtig, als Schlessen, und sie behielt daher ihre Macht in Deutschland beysammen. Der Diwan zu Constantinopel, den Friedrich zu Feindseligkeiten gegen Oestreich zu reihen

retzen suchte, dachte entweder zu rechtschaffen, oder hatte zu wenig Muth, den geschlossenen Waffenstillstand zu brechen.

Eben so wenig erfüllten Friedrichs Hoffnungen die Versuche, durch die er den Frieden einzuleiten versuchte. Der Prinz Ludwig von Braunschweig, der Bruder des regierenden Herzogs, der sich im Haag befand, that, von dem großbritannischen Minister unterstützt, den Gesandten von Oestreich, Rußland und Frankreich, Friedensvorschläge, die aber kein Gehör fanden. Friedrichs Bevollmächtigter, Edelsheim, wurde zu Paris unanständig behandelt. Die beyden Kaiserinnen waren noch zu sehr gegen den König von Preussen erbittert; ihre Hoffnung, ihn seinem Untergange nahe zu bringen, war noch zu lebhaft, und Frankreich wurde, durch die Pompadour und durch Choiseul, dem Interesse von Oestreich noch so treu erhalten, daß es zwar mit Großbritannien, aber ohne Preussen, sich zu vergleichen wunschte.

Friedrich mußte sich also zu einem neuen, zum fünften Feldzuge, rsten. Er mußte

Galletti Weltg. 17r Th. § seine

seine Armee wieder zu ergänzen suchen. Für Preussen und Westphalen, die ihm keine Recruten mehr lieferten, entschädigte ihn Sachsen, das ihm nicht nur Menschen geben, sondern auch seine Kriegscasse wieder füllen helfen mußte. Die besten kursächsischen Wälder, z. B. der torgauer, wurden umgehauen, und an Capitalisten überlassen. Die Pachtgelder mußten ein Jahr vorausgezahlt werden. Sogar vom dem Hochstifte Hildesheim, und der Reichsstadt Mühlhausen, forderte man Geld. Endlich erinnerte sich Friedrich noch, daß Hildesheim schon Herzog Ferdinands Armee mußte versorgen helfen. Recruten verschafften heimliche Werbungen, die sich in ganz Deutschland ausbreiteten, verschaffte vornehmlich der unermüdliche Colignon, der, um Leute zu fangen, allerley Kleidungen und Gestalten annahm; der für Studenten und Handelsdiener Officierspazente ausfertigte; der ihnen die freye Wahl überließ, ob sie bey der Infanterie, oder bey der Cavallerie, dienen wollten. Die Recruten von dieser Art reiseten oft auf ihre eigenen Kosten. Sie bestahlen ihre Väter, ihre Herren, die ihnen anvertrauten Cassen; kamen

kamen sie aber zu Magdeburg an, so überzeugete sie der gebieterische Stocck bald von der Nothwendigkeit, die Muskete auf die Schulter zu nehmen. Colignon erhielt für jeden Recruten, den er nach Magdeburg lieferte, 15 Thaler; davon zahlte er aber dem Recruten selbst nur 10 Thaler aus. Weil der Hofkriegsrath zu Wien, seitdem bey Maxen und Meissen so viele tausend Preussen in die östreichische Kriegsgefangenschaft gerathen waren, keine Gefangne mehr auswechseln wollte, so machte sich Friedrich kein Bedenken daraus, Oestreicher, die sich in seiner Gewalt befanden, zu seinem Kriegsdienste zu zwingen. Durch solche Mittel brachte er gegen 60,000 neue Soldaten zusammen. Die meisten Regimenter, sogar die bey Maxen verlohrenen, waren wieder vollzählig, und unter den Ausländern befand sich mancher, der mit dem Inländer in der Bravheit wetteiferte; die meisten waren jedoch unansehnliche, wenig disciplinirte Leute. Die frische Mannschaft der Oestreicher bestand hingegen aus schönern Leuten, weil, wie gewöhnlich, die ansehnlichern jetzt erst an die Reihe kamen.

Friedrich konnte seinen Feinden, die ihn in Sachsen, Schlesiens und Pommern, mit mehr als 200,000 Mann bekämpften, nicht mehr als 90,000 Streiter entgegenstellen. Dabey fehlte es ihm an Officiere. Es gab jetzt preussische Regimenter, die, statt 52, nur 12 Officiere, zählten, und unter diesen befanden sich manche, die kaum dem Knabenalter entschlüpft waren, die aber, in den Cadettenhöfen gut gebildet, dennoch ihre Pflicht thaten. Friedrichs Feinde hatten hingegen an guten Generalen, an Verpflegungsanstalten, Mangel. Sie mußten daher ihre Kriegsmacht theilen; sie konnten ihre Unternehmungen nicht zweckmäßig einrichten. Neid und Eifersucht verhinderten ihre Feldherren, mit Uebereinstimmung zu handeln, und jeder hatte gleichsam seinen eignen Plan. Bey den Preussen war hingegen nur Eins Wille, war an der Spitze ein Mann, der allein den Werth von vielen Generalen hatte.

Die Anstalten, welche Friedrichs Feinde zu seiner Bekämpfung machten, waren sehr furchtbar. Frankreich stellte, außer den Subsidiën,

sidien, die es, seiner äußerst zerrütteten Finanzen ungeachtet, an Rußland und Schweden zahlte, 120,000 Soldaten. Die Russen sollten, in Verbindung mit den Schweden, Pommern, und vornehmlich Stettin, zum Gegenstande ihrer Thätigkeit machen; die Kaiserin Elisabeth wünschte jedoch, auf Soltikows Vorschlag, zuerst die Stadt Danzig, nach welcher schon Peter der Große lüstern war, in Besitz zu nehmen. Pommern würde ihr alsdenn auch willkommen gewesen seyn, und es läßt sich nicht läugnen, daß dieser Plan dem russischen Interesse sehr angemessen war. Desto weniger gefiel er der Marie Theresie, die blos die Wiedereroberung von Schlessien im Auge hatte. Diese sollte Soltikow, in Verbindung mit Laudon, unterstützen; Soltikow fühlte sich aber gar nicht geneigt, die Unternehmungen der Oestreicher zu theilen. Auch liebte er es, eben so wenig als Daun, sich zu übereilen. Jeder Obergeneral wollte, seine Armee schonend, dem andern die Last des Krieges aufbürden.

Doch Soltikow erhielt von seiner Monarchin, auf welche Oestreichs und Frankreichs

reichs Einfluß mächtig wirkte, den ausdrücklichen Befehl, nach Schlesien zu marschieren. Er gehorchte ihm sehr ungern. Dann wollte indessen, mit der Reichsarmee in Verbindung, den König Friedrich in Sachsen festhalten. Friedrich, für welchen, bey seiner schwachen Armee, ein Vertheidigungskrieg unumgänglich nöthig war, bis ihm die Lage der Umstände den Gang der Unternehmungen vorzeichnete, machte, gleich bey dem Anfange des Feldzuges, seinen Generalen bekannt, daß er sich genöthigt sehen würde, seiner Armee ungewöhnlich starke Märsche machen zu lassen, und daß er dabey auf ihre Standhaftigkeit, auf ihre Beharrlichkeit, rechne.

Der Feldzug nahm, weil man mit der Entwerfung der Plane sich so lange beschäftigte, erst im Junius (1760) seinen Anfang. Dann hatte, obgleich mit der Reichsarmee gegen 80,000 Mann stark, keinen Verursach, die Stellung des Königs, die durch den plausiblen Grund, und die Mulde, gedeckt war, zu beunruhigen. Er wollte es bey Dresden ruhig abwarten, was Soltikow, in Verbindung

dung mit Laudon, dessen Heer bis auf 40,000 Mann verstärkt worden, in Schlesien ausführen würde. Dennoch fürchtete sich Friedrich, der Daun freylich gut kannte, so wenig vor demselben, daß er (im Febr.) das Hülfscorps des Erbprinzen von Braunschweig zurückgeschickt hatte.

Desto thätiger aber bewies sich Laudon, der, nachdem sich Soltikow (im Oct. 1759) von ihm getrennt hatte, längs der östlichen Gränze Schlesiens bis nach Mähren gezogen war. Er fand es zu langweilig, auf die Russen, die noch bey Posen standen, bis in den August zu warten. Die Richtung ihres Marsches sollte Heinrich mit einem Heere von 35,000 Mann bey Frankfurth beobachten. Indessen stand Schlesien einer österreichischen Unternehmung völlig offen. Die Postenkette, welche Heinrich und Fouquet von Landshut, längs der Bober, der Queis, und der Oder, durch die Neumark bis an die Ostsee, gezogen hatten, war zu ausgedehnt, als daß sie das schöne Land hätte schützen können. Fouquet, der, bey Landshut am Fuße des Riesengebirges stehend, die Gefahr desselben

ben

ben am innigsten fühlte, bath den Prinzen Heinrich, seine Truppenabtheilung von 10,000 Mann, mit welchen er Schlessen vertheidigen sollte, zu verstärken. Der Prinz konnte seine Bitte nicht erfüllen, und der König befahl ihm, Laudons Marsch genau zu beobachten, und, wenn derselbe nach Schlessen gerichtet wäre, hauptsächlich auf die Sicherheit der Festungen Rücksicht zu nehmen. Als daher Laudon (im Jun.) sich nach dem Zobtenberg, in der Gegend von Schweidnitz, wendete, und bis Nimptsch, zwey Meilen von dieser Festung gegen Südosten, vorrückte, der General Beck zugleich aber von Zittau aus in das schlesische Gebirge eindrang, zog sich Fouquet, der ohne große Gefahr den Posten bey Landshut nicht länger behaupten konnte, nach Schweidnitz. Laudon besetzte hierauf sogleich die Posten bey Landshut und Friedland mit 8000 Mann, und gieng, während daß er zur Belagerung von Glas alle Anstalten machte, und alle Zugänge sorgfältig besetzte, in das Gebirge zurück. Fouquet rückte ihm gleich nach.

Indes

Indessen hatte dieser Theil von Schlesien die Wirkungen des östreichischen Einfalls schon sehr lebhaft empfunden. Der General Beck, der sich im Gebirge immer mehr ausbreitete, forderte Brandschatungen ein, die ihm, des schlechten Geldes wegen, mit 25 Procent Aufgeld entrichtet werden mußten. Die Leinwandfabriken dieser Gegend wurden gehemmt; die Weber und Spinner kamen außer Verdienst. Darüber ließen bey dem dirigirenden Minister von Schlavernitz laute Klagen ein. Dieser brachte sie dem Könige vor. Er überlegte dabey nicht, ob sich Fouquet auch im Stande befand, das drückende Schicksal der Schlesier abzuwenden. Friedrich ließ sich in der raschen Entschlossenheit, in welcher er seinem General die Wiederbesetzung von Landshut befahl, einige denselben kränkende Ausdrücke entfallen. Fouquet hatte, außer dem Könige, fast keinen Freund. Selbst seine Kinder fühlten für ihn nur eine knechtische Furcht. Die Soldaten, gegen die er, zumahl als Gouverneur von Glatz, eine nicht selten an Grausamkeit gränzende Strenge ausübte, halfen ihn, nebst den Mönchen, bey dem Volke

Volke verhaßt zu machen. Die Collegia glaubten daher diese Gelegenheit, den Tyrannen aller Menschenklassen zu demüthigen, nicht unbenuzt lassen zu dürfen. Sie machten ihm selbst ungegründete Beschuldigungen. Daher Friedrichs Unwille. — „Was,“ rief Fouquet, bey dem Empfange des königlichen Befehles aus: „der König hält mich für einen schlechten Kerl, weil ich mich von dem Gebirge zurückgezogen habe; ich will ihm, obgleich von meinem und dem Untergange so vieler braven Leute überzeugt, das Gegentheil beweisen.“ Dieser Entschließung gemäß lautete auch seine Antwort an den Monarchen. Noch am Abend dieses Tages (17. Jun.) marschierte Fouquet mit 8000 Mann nach Landshut; den übrigen Theil seiner Mannschaft ließ er in Gräditz, bey Schweidnitz, zurück. Die östreichischen Generale, die ihm eine überlegene Macht zutrauten, zogen sich nach dem schroffen Felsen von Reichhennersdorf zurück. Fouquet hatte jedoch so wenig Ursache, ihnen Trost zu bieten, daß er vielmehr seine Verschanzungen nicht nur wiederherstellte, sondern auch noch vermehrte. Um die Verbindung mit Schweidnitz

nitz

nitz nicht zu verlieren, stellte er den jüngern Ziethen mit 3000 Mann auf dem Zeiskensberge bey dem Schlosse Fürstenstein auf.

Der Posten bey Landshut, eine Kette von sieben bis acht steilen Bergen, war, wenn ihn 30,000 Mann vertheidigten, unbezwinglich; Fouquet hatte jedoch nur 9000 Streiter. Um so eher durfte es Laudon wagen, ihn, während Beck über Hirschberg und Schmiedeberg ihm in die Seite kam, mit 31,000 Mann in der Fronte anzugreifen. Beck bewies sich zwar, aus Eifersucht über Laudon, so wenig thätig, daß Fouquet zum Rückzuge nach Schweidnitz Zeit genug hatte: allein, um dem Verdachte der Feigheit auszuweichen, wollte er die Rolle des Leonidas spielen. Er meldete daher dem Könige, daß er, von Schweidnitz getrennt, und auf seinem Posten gleichsam angenagelt, sich bis auf den letzten Mann wehren wollte. Seine Infanterie, die (23. Jun.) zu ausgedehnt stand, und nicht unterstützt werden konnte, leistete den vier angreifenden Colonnen der Oestreicher einen zwar tapfern, aber doch nicht hinreichenden Widerstand. Nach:
dem

dem Fouquet die Hälfte desselben eingebüßt hatte, sah er sich auf allen Seiten so eingeschlossen, daß ihm blos zwischen Kriegsgefangenschaft und Tod die Wahl übrig blieb. Um kein Gegenstück zu Waren zu liefern, gieng er an der Spitze einiger Batallione, im Angesichte der Oestreicher, mit der größten Ordnung, über die Vober. Als er alle Anhöhen und Zugänge schon von östreichischer Cavallerie besetzt sah, trogte er den Angriffen derselben so lange in einer viereckigen Schlachtordnung, bis sich noch einige Grenadierbatallione mit derselben vereinigten. Die Preussen wurden nun überwältigt. Fouquet stürzte mit dem getödteten Pferde; er wurde dreymahl verwundet, und er war schon dem Todesstreiche nahe, wenn ihn nicht sein Bedienter durch den Zuruf: „wollt ihr denn den commandirenden General niederschauen?“ noch gerettet hätte. Der General Schenkendorf, der ihm mit der übrigen Mannschaft folgen sollte, verlor, noch ehe er die Vober erreichte, sein Pferd, und die Freyheit. Seine Leute bildeten ihre viereckige Schlachtordnung so übereilt, daß sie Lücken gaben, in welche die östreichische Cavallerie

vallerie eindringen konnte. Der Oberste Below, der an seiner Stelle den Oberbefehl übernahm, wollte, nach Wundern von Tapferkeit, sich durch die österreichische Cavallerie durchschlagen, und beantwortete, obgleich aller Unterstützung beraubt, die Aufforderung sich zu ergeben, mit Kanonenschüssen; er wurde jedoch von der überlegenen Menge der Oestreicher endlich so gedrängt, daß seine Leute das Gewehr wegwarfen, und um Gnade bathen. Dennoch wurden sie (kaum kann man es glauben) auf Laudons Befehl, ohne Erbarmen niedergehauen. Gegen 8000 brave Preussen waren hier getödtet oder gefangen. Fouquet, der von Laudon mit vieler Achtung behandelt wurde, zog, seit diesem unglücklichen Ereignisse, aller Schmeicheleyen, aller Geschenke seines Königs ungeachtet, den Degen nie wieder. Friedrich erhielt die erste Nachricht von dieser traurigen Begebenheit durch das Freudenfeuer der ausgerückten österreichischen Armee.

Jedermann glaubte nun, Laudon würde, nachdem er die fouquetsche Truppenabtheilung vernichtet, und dagegen seine Armee
bis

bis auf 50,000 Mann verstärkt hatte, Glas angreifen, und Friedrich würde ganz Schlesien räumen müssen. Allein der Feldzug nahm einen ganz andern Gang. Friedrich, der besorgt, Daun möchte ihm in Schlesien zuvorkommen, denselben aus seiner Stellung bey Dresden herauszulocken, und zu einer entscheidenden Schlacht zu nöthigen suchte, der sah, daß Daun, ihm zum Verdrusse, ganz unbeweglich stehen blieb, der mußte endlich zuerst nach Schlesien aufbrechen. Allein Daun blieb ihm, durch angestrengte Märsche, immer so weit vor, daß er sich mit Laudon ganz ungehindert vereinigen konnte.

Die Oestreicher mußten aber bald durch Moräste, bald auf schmalen Dämmen zwischen Seen und Teichen, und bald durch äußerst enge Hohlwege, marschieren. Die Anstrengung war, bey der heftigen Hitze, so entkräftend, daß viele Leute todt niedersanken, oder wenigstens auf lange Zeit untuglich wurden. Die in schnellern Bewegungen geübten Preussen, die, der Prügel ungeachtet, den Durst der Erhizung durch kaltes Wasser zu löschen suchten, hatten auch
manchen

manchen Verlust. Friedrich übereilte sich bey einem Angriffe des Generals Laschy, der, abgesondert von der daunschen Armee, noch an der Elbe stand, so sehr, daß der österreichische General, mit vieler Geschicklichkeit ausweichend (8. Jul.) so schnell und glücklich über die Elbe setzte, daß die Preussen nicht einmahl seinen Nachzug einholen konnten. Friedrich befand sich bey dieser Gelegenheit in großer Lebensgefahr. Aus dieser rettete ihn noch der Umstand, daß ein Page den zwey Uhlanen, die ihn spießern wollten, polnisch zurief: „wo sie der Teufel hinführen wolle?“

Friedrich wollte aber, ehe er den Kriegsschauplatz nach Schlessien verlegte, erst die Hauptstadt Sachsens wieder in seine Gewalt bringen. Diese hatte eine österreichische Besatzung von 14,000 Mann, und Laschy konnte, mit der Reichsarmee vereynigt, einem Angriffe des Königs wohl Trost bieten; auf Dauns Befehl mußte er sich jedoch bis Grosssedlitz bey Pirna zurückziehen. Als Masquiere, der österreichische Commandant in Dresden, die Uebergabe verweigert hatte, griffen

(13.

(13. Jul.) die Preussen die pirnaische Vorstadt an, und die Oestreicher zogen sich aus derselben so schnell zurück, daß beynähe ein preussisches Freybatallion zugleich mit ihnen in die Stadt gedrungen wäre. Durch eine Brücke mit Laschy, und der Reichsarmee in Verbindung, konnte Maquire, der schlechten Festungswerke ungeachtet, die Vertheidigung der Stadt wagen. Die Preussen begannen daher (14. Jul.) eine förmliche Belagerung derselben. Sogleich zündete die Besatzung das am Elbufer aufgethürmte Brennholz an, und die dadurch erzeugte Feuersbrunst breitete sich auch über die anstoßenden Häuser aus. Die Preussen hatten, weil ihr Belagerungsgeschütz von Magdeburg noch nicht angelangt war, nur Zwölfsfünder und Hausbüzgrenaden, deren Kugeln häufig zündeten; aber das Feuer wurde immer wieder gelöscht. Dabey mußten sich besonders die Juden thätig beweisen. Die Preussen schossen mehr auf die Stadt, als auf den Wall. Endlich kam die schwere Artillerie an. Der Umstand, daß Maquire immer frische Vertheidiger herbeiziehen konnte, ließ einen langsamen Gang dieser Belagerung voraus sehen.

Dies

Dies war jedoch mit Friedrichs Pläne gar nicht übereinstimmend. Er beschloß daher, einen Versuch zu machen, ob er die frühere Uebergabe der Stadt durch eine unbarmherzige Behandlung derselben erzwingen könnte. Jetzt erfolgte eine der schrecklichsten Kriegsszenen. Die Bomben flogen so ununterbrochen in die Stadt, daß die Einwohner sowohl in, als außer ihren Häusern, sich in beständiger Lebensgefahr befanden. Die wilscheußer Vorstadt brannte ab, und die preussischen Batterien rückten nun näher. Hinter den Schutthaufen abgebrannter Häuser konnten sie von dem österreichischen Geschütz nicht erreicht werden, und wegen des Wassermangels (die Preussen schnitten die Röhren ab) konnte man dem Feuer keinen Widerstand thun. Dieses wüthete daher in der Altstadt so entsetzlich, daß die vornehmsten Straßen, die schönsten Häuser, sich in Schutt verwandelten. Das, was die unglücklichen Einwohner, in ihre festen Keller retteten, plünderten die Oesterreicher. Auf dem Thurme der schönen Kreuzkirche stand eine kleine Kanone, die man an Festtagen abzufeuern pflegte. Aus dieser hatte man unvorsichtiger

Galletti Weltg. 17r Th. G Weiss

Weise einige Schüsse gethan. Dieß diente den Preussen zum Vorwande, den herrlichen Thurm als eine Batterie anzusehen, und bald war die Kirche, nebst den umstehenden Häusern, zerstört. Auch andere Kirchtürme dienten den preussischen Artilleristen zum Ziel. Manche Bombe flog auf die gewölbte Kuppel der Kreuzkirche, wo sie aber höchstens Risse hervorbrachte. Ganze Familien lebten unter den Trümmern ihrer Häuser. Viele flüchteten nach der vor den Bomben sichern Neustadt, wo sie, bis unter das Dach, gleichsam übereinander lagen. Wegen des Mangels an Pferden, mußte manches feine, wohlgebildete Mädchen ihre Habseligkeiten, die sie zu retten wünschte, selbst tragen. Die alten und kränklichen Personen schaffte man auf Schiebekarren fort. Die Oestreicher suchten, während dieser für die Einwohner Dresdens so schrecklichen Zeit, die Preussen durch manchen Ausfall heim. Sie wollten einst (20. Jul.) selbst den König überraschen; aber in Zeit von drey Minuten standen die Preussen in Schlachtlage. Der Andrang der Oestreicher wurde jedoch endlich so lebhaft, daß Friedrich es für

für gut fand, sein Lager aus dem großen Garten zu entfernen. Um die linke Seite desselben zu sichern, verwandelte man die herrlichen Alleen des Gartens in einen Berghau. Daun rückte näher. Die Oestreicher bemächtigten sich eines Zuges von Provianten, der von Magdeburg kam. Friedrich marschirte hierauf (30. Jul.) in einer regnigen, stürmischen Nacht nach Meissen. Vorher gab er seiner Armee ein sehr in die Augen fallendes Beyspiel militärischer Strenge. Das Infanterieregiment von Bernburg hatte sich, seiner Meynung nach, bey einem Ueberfalle nicht standhaft genug in den Laufgraben gewehrt. Zur Strafe mußten nun, die Gemeinen ihre Seitengewehre, die Ober- und Unterofficiere ihre Hutmützen, entbehren. Die Officiere bathen nun fast alle um ihren Abschied; aber sie mußten ferner dienen. Friedrich schreibt die Vereitelung seines Plans, sich der Stadt Dresden in kurzer Zeit zu bemächtigen, seinen Ingenieurs und Artilleristen zu; Kenner des Kriegswesens erklären jedoch seine Verschuldigung für ungegründet. Die schreckliche Bestürzung hatte für Dresden die Folge, daß sechs Kirchen,

und 416 Palläste und Häuser zerstört, und 115 andre beschädigt wurden.

Friedrich, der über den vergeblichen Aufwand, den ihm Dresden kostete (er verlor unter andern 1750 Mann) schon verdrießlich war, bekam jetzt eben die Nachricht, daß Glag, seine zweyte Festung, (26. Jul.) von Laudon erobert worden war. Sie war mit allen Bedürfnissen reichlich versehen: ihre Besatzung von 2400 Mann bestand jedoch größtentheils aus Ueberläufern und Ausländern, die den General d'O, einen Italiener, zum Befehlshaber hatten. Laudon, der die von Marsch geführte Belagerung deckte, unterhielt, nach Friedrichs Erzählung, durch Hülfe einiger Jesuiten und anderer katholischer Geistlichen, mit verschiedenen Officieren und Soldaten ein Einverständniß. Diese räumten einige Aussenwerke; auch wurde der bedeckte Weg von den Preussen so nachlässig bewacht, daß sich die Oestreicher desselben ohne große Mühe bemächtigten, daß sie zugleich mit den Preussen in die Stadt drangen. Jetzt empörte sich auch der größte Theil der Besatzung, und d'O mußte

mußte daher die Stadt übergeben. Mit ihr kamen ungeheure Vorräthe in die Gewalt der Oestreicher.

Jetzt näherten sich aber auch die Russen der Oder. Ihre Armee bestand aus 60,000 regulären und 6 bis 8000 irregulären Soldaten. Ihre erste Bestimmung war die Eroberung der Festung Glogau. Oestreich sollte sie zu dieser Absicht mit Geschütz und Munition versehen. Weil die Herbeyschaffung dieser Bedürfnisse aber zu viele Beschwerclichkeiten mit sich führte, that man der Kaiserin Elisabeth den Vorschlag, ihre Armee bis nach Breslau vorrücken zu lassen. Elisabeth befahl ihrem Feldmarschall, diesem Vorschlage Gnüge zu leisten; dieser that es aber mit Widerwillen. Er hatte bereits alle Anstalten zum Marsche nach Glogau gemacht; sodann konnte er sich von dem Gedanken, daß der Hof zu Wien der russischen Armee die Last des Krieges vorzüglich aufbürden wollte, nicht losmachen. Montalembert, der eben so kluge als französische Bevollmächtigte bey der russischen Armee, brachte es zwar endlich dahin, den Feldmarschall für

den

den neuen Plan zu stimmen; dieser blieb jedoch noch so lange stehen, bis sein Magazin, welches bey seiner Entfernung von dem Prinzen Heinrich bedroht wurde, nach Kaslich geschafft war. Darüber kam das Ende des Juls herbey.

Heinrich hatte indessen, jenseits der Warthe, eine Stellung genommen, in welcher er eben sowohl Schlessen, als die Neumark, decken konnte. Als jedoch Glatz von den Oestreichern erobert war, und Soltikow sich gegen Breslau hinbewegte, gieng Heinrich (1. Aug.) bey Slogau über die Oder, um Soltikows und Laudons Vereinigung zu verhindern. Er wendete sich gegen Breslau. Diese Stadt war bereits von den Oestreichern eingeschlossen. Laudon mußte sie, noch vor Heinrichs Annäherung in seine Gewalt zu bekommen suchen. Es fehlte ihm jedoch an Belagerungsgeschütz und an Munition, und einem stürmischen Angriffe setzten die mit Wasser angefüllten Gräben große Hindernisse entgegen. Laudon suchte daher seine Absicht erst durch Unterhandlungen zu erreichen; allein der preussische Befehlshaber

Zauern;

Tauernzien blieb standhaft, obgleich die aus 3000 Mann bestehende Besatzung, meistens Ueberläufer oder gezwungne Leute, aber auch der Ueberrest der bey Kolin vernichteten Fußgarde, ausser der Festung, noch 9000 unruhige, östreichische Kriegsgefangne, bewachen mußte. Die Croaten waren schon in die Vorstädte eingedrungen; Tauernzien ließ sie aber wieder herausjagen, und die Vorstädte abbrennen. Vergebens both nun Landon, Tauernziens Standhaftigkeit zu erschüttern, alle Arten von Gründen auf; Breslau, sagte er unter andern, wäre ein unhaltbarer, ein Handelsort. Auch auf den Stadtdirector suchte man durch Drohungen zu wirken. Da Vorstellungen und Drohungen aber fruchtlos waren, so beschloß Landon, ein Gegenstück zu Dresden aufzustellen. Hierauf wurde die Stadt von drey östreichischen Batterien so heimgesucht, daß der Pallast des Königs, nebst verschiedenen andern Häusern, in Brand geriet. Es fehlte aber bald an Munitton. Tauernzien wußte die Standhaftigkeit seiner Leute vorzüglich aufrecht zu erhalten. Er bereitete sich muthig vor, einen stürmenden Angriff abzu-

abzuwehren. An der Spitze der Garde wollte er sich auf dem Walle bis auf den letzten Mann wehren, und das Schauspiel, die ganze königliche Garde gefangen zu sehen, sollte der Welt nicht gezeigt werden.

Doch Heinrich, der in drey Tagen 18 Meilen zurückgelegt hatte, dessen Leute in einem Tage nicht mehr als vier bis fünf Stunden ausruheten, der war bereits (3. Aug.) bey Glogau über die Oder gegangen, während daß Soltikow noch neun Meilen weit zurückblieb. Laudon entfernte sich daher von Breslau, nachdem er dieser Stadt einen beträchtlichen Schaden zugefügt hatte. Soltikow stand nun nicht weiter, als eine Meile von Breslau; aber er wagte es, der guten Anstalten Heinrichs wegen, nicht über die Oder zu gehen. Heinrich stand jetzt in der Mitte zwischen zwey feindlichen Heeren; Laudon blieb jedoch so unthätig, daß Soltikows Mißtrauen gegen die Oestreicher sich von neuem lebhaft regte, daß Montalembert viele Mühe hatte, seine Entfernung von der Oder zu verhindern. Indessen mußte Heinrich, ohne seinen königlichen Bruder
unter:

unterstützen zu können, bey Breslau stehen bleiben.

Friedrich hatte, seit dem Verlust von Glatz, die Heiterkeit seines Geistes fast ganz verloren. Wegen des Verlustes von Schlesien äusserst besorgt, beschloß er für dessen Rettung sich selbst thätig zu beweisen. Eine ansehnliche Truppenabtheilung unter Hülsen in Sachsen zurücklassend, setzte er, im Angesichte der östreichischen Armee, über die Elbe, die Spree, die Neiße, die Quetz, die Bober. Nach einem Marsche von fünf Tagen, in welchen er 20 Meilen zurückgelegt hatte, stand er, (8. Aug.) mit seiner ganzen Artillerie, und einem Zuge von 1000 beladenen Wagen, bey Bunzlau. Daun rückte bis Löwenberg, im Bezirke von Bunzlau. Beyde Armeen standen jetzt von Liegnitz und Breslau gleichweit entfernt. Friedrich, dessen Lebensvorrath nur noch auf 10 Tage hinreichte, mußte sich entweder nach Breslau, oder nach Schweidnitz, zurückziehen. Von beyden Städten suchte ihn jedoch Daun, in Verbindung mit Laudon und Beck, zu trennen. Friedrich konnte den

100,000 Oestreichern nicht mehr als 30,000 Preussen entgegenstellen. In dieser gefahr- vollen Lage war Daun's bedächtlicher Charakter sein vornehmstes Rettungsmittel. Ehe Daun mit den Anstalten zu einem Angriffe fertig war, hatte Friedrich schon wieder eine andre Stellung eingenommen.

Da Friedrich's Vorrath aber nur noch auf einige Tage hinreichte, gieng er (12. Aug.) über die Ratzbach, den Fluß, an welchem Liegnitz sich ausbreitet, zurück. Friedrich stand nun wieder bey Liegnitz, und Daun bey Hochkirch, nicht weit von Liegnitz. Die östreichische und die preussische Armee waren jetzt bloß durch die Ratzbach getrennt. Daun, der über 90,000 Mann geboth, wagte es doch nicht, den König mit seinen 30,000 Streichern anzugreifen. Er begnügte sich, ihm die Verbindung mit Breslau zu entziehen, und er war dabey so besorgt, von dem Prinzen Heinrich im Rücken angegriffen zu werden, daß er den Feldmarschall Soltikow ersuchte, den Prinzen vom Uebergange über die Oder abzuhalten. Dabey versprach er ihm, sobald er mit Laudon und Laschy

Lascey vereinigt seyn würde, den Angriff nicht länger aufzuschieben. Soltikow, der sich darüber wunderte, daß Daun sich noch nicht für stark genug hielt, dem Könige eine Schlacht anzubieten, ließ doch den General Czernichew mit 20,000 Mann über die Oder gehen, um theils Friedrichs und Heinrichs Vereinigung zu verhindern, theils die geschlagenen Preussen zu verfolgen. Daun durfte den Angriff nun nicht länger aufschieben. Der Tag (15. Aug.) war schon dazu angesetzt. Allein Daun kämpfte noch mit so vielen Bedenklichkeiten; er verrieth seine Absicht durch so viele Recognoscirungen und Vorkehrungen, daß Friedrich Zeit gewann, einen Versuch zu machen, ob er, (10. Aug.) den linken Flügel der Oestreicher umgehend, mit Schweidnitz sich in Verbindung setzen könnte. Er brach am Abend von Liegnitz auf. Lascey stellte sich daher auf den Anhöhen bey Prausnitz, nicht weit von Goldberg, auf. Er stand hier zu vortheilhaft, als daß es Friedrich wagen durfte, in seiner Gegenwart über die Ratzbach zu gehen. Er kehrte daher nach Goldberg zurück. Bey dieser Gelegenheit überraschten die

die

die Preussen Laschy's Gepäck. Unter andern wurden ihnen dessen Feldgeräthe, nebst seiner Köchin, einer schönen und artigen Tyrolerin, zu Theil, die Friedrich dem General noch an eben dem Tage zurückschickte. Laschy wendete sich wieder nach Jauer. Friedrich konnte, durch den durchschnittenen Boden abgehalten, ihm nicht folgen. Indessen versperrete ihm der anrückende Daun den Weg über Jauer. Dadurch sah sich Friedrich abermahls von Schweidnitz getrennt, und zum Rückzuge über die Ratzbach genöthigt.

Hier sollte nun Friedrich, nach Daun's Plan, auf allen Seiten eingeschlossen werden; er sollte die Verbindung mit der Oder, oder wohl gar mit Glogau, und also mit der Mark, verlieren. Friedrich hatte nur noch auf drey Tage Brod. Der Weg nach Breslau war ihm versperrt, und es blieb ihm bloß die Straße nach Glogau offen. Daher der Marsch nach Parchwitz, zwischen Liegnitz und der Oder. Vielleicht konnte er sich an der Oder mit dem Prinzen Heinrich vereinigen. Am Abend vor dem Abmarsche (14. Aug.) herrschte bey der preussischen Armee

Armee eine feyerliche Stille. Theils den folgenden Morgen mit Sehnsucht erwartend, theils unter den Waffen schlafend, umringten sie ihren, in seinen Mantel gehüllten, neben einem kleinen Feuer sitzenden König. Laudon, der (15. Aug.) der preussischen Armee in den Rücken fallen sollte, fand sie in einer unerwarteten Stellung auf Anhöhen. Zwar griff er sie mit Entschlossenheit an; aber das hernalburgische Regiment, das diese schöne Gelegenheit, seine Ehre wieder herzustellen, begierig ergriff, hielt den Ungestüm der östreichischen Cavallerie so nachdrücklich auf, und der Oberste von Möllendorf zeigte sich mit einem Theile der Fußgarde so wirksam, daß die östreichische Cavallerie fliehend ihre Infanterie mit fortrückte. Doch die Kugeln der auf Anhöhen stehenden Preussen trafen die Oestreicher um so sicherer. Daun, der mit Tagesanbruch den rechten Flügel der Preussen, während daß ihn Laschy in der Flanke faßte, in der Fronte angreifen wollte, erfuhr, weil der Wind das Knallen des Geschusses abwärts trieb, Laudons unglückliche Lage nicht eher, als bis es zu spät war. Durch die Zeit, die das Schlagen der Brücken

ken

ten über die Raabach erforderte, aufgehalten, erschien er erst um fünf Uhr des Morgens hinter Liegnitz. Jetzt verkündigte ihm der sich vertheilende Pulverdampf, daß ein Treffen geliefert worden war. Der rechte Flügel der Preussen, unter Ziethen, stand, hinter dem schwarzen Wasser, in Schlachtlage. Zwar setzten 30 östreichische Schwadronen über das Wasser; allein das grobe Geschütz der Preussen ließ sie gar nicht zum Aufmarschieren kommen. Vergebens suchte Lasoy eine Brücke, um seine Infanterie hinüber zu schaffen. Zum Schlagen einer Brücke war keine Zeit. Auch war die Gegend zu morastig. Endlich fanden die östreichischen Husaren eine Furth, und sie überraschten das Gepäck des Königs, welches jedoch Prittwhitz mit der Grenadiercompagnie der Leibgarde so tapfer vertheidigte, daß, bis auf die Vortrefflichsten, die der englische Gesandte Michel, und der geheime Cabinetsrath Eichel verbrennten, alles gerettet wurde. Jetzt kehrte Daun in seine vorige Stellung zurück. Den Östreichern kostete dieser verunglückte Angriff 10,000 Mann, und 82 Kanonen. Laudon wurde wegen seines un-

glückts,

glücklichen Schicksals bedauert. Friedrich ließ nun, so wie es Daun nach Fouquets Ueberwältigung gethan hatte, ein dreymahl wiederholtes Siegesfeuer machen. Als er nach demselben an der Fronte der aufgestellten Armee hinritt, fielen ihm einige alte Salbaten des hernburgischen Regiments in den Fügel, und bathen, indem sie, seine Knie umfassend, sich auf das, was sie gethan hatten, beriefen, um seine Gnade. „Ja Kinder,“ (sprach Friedrich gerührt) „Ihr sollt sie wieder haben, und alles soll vergessen seyn!“

Friedrich ließ den siegreichen Theil seiner Armee, der noch vom Kämpfen ermüdet war, sogleich den Marsch nach Parchwitz fortsetzen. Diesem Zuge folgte nicht allein alles Geschütz; es folgten ihm auch alle Gefangne, alle Verwundeten. Die letztern wurden, nebst den erbeuteten Gewehren, auf Mehl- und Brodwagen, und auf den Handpferden, fortgeschafft. Vier Stunden nach der Schlacht war der ganze Zug in Bewegung, und er legte noch an diesem Tage den drey Meilen langen Weg bis Parchwitz zurück.

zurück. Dann stand in der Nähe dieses Ortes, und noch waren 20,000 Russen dieserseits der Oder. Aller Vorrath, den die Preussen hatten, reichte, außer dem, was sie auf den Rücken trugen, nur noch auf einen Tag hin. Aus dieser gefährlichen Lage half sich Friedrich (16. Aug.) durch eine Nachricht, die er dem General Czernichew in die Hände zu spielen wußte. Die österreichische Armee sollte, dieser Nachricht zufolge, nicht mehr diesseits der Oder stehen. Soltikow setzte daher über diesen Strom, und ließ zum Beweise, daß er die Verbindung mit den Oestreichern gänzlich aufheben wollte, sogar die Brücken abbrechen. Zwar wollte er die Truppenabtheilung unter Czernichew noch zurücklassen; als er aber, anstatt Landons, den König bey Neumark, zwischen Liegnitz und Breslau, erscheinen sah, stieg sein Unwille so hoch, daß ihn Montalembert kaum vom Rückzuge nach Polen zurückhalten konnte. Auch hinderte ihn ein heftiges Fieber, den Oberbefehl selbst zu führen.

Die russische Armee erregte jetzt bey Friedrich eine so geringe Besorgniß, daß er,
ihre

ihre Beobachtung dem General Goltz mit 10 bis 12,000 Mann übertragend, den übrigen Theil von der Mannschaft des Prinzen Heinrichs mit der seinigen vereinigte. Mit einer Armee von 50,000 Mann wollte er nun seinen Gegner Daun, dem 90,000 Streiter zu Gebote standen, nicht nur von Schweidnitz, sondern aus Schlesien, vertreiben. Daher zog er (29. Aug.) des heftigen Kanonenfeuers ungeachtet, ganz nahe bey dem österreichischen Lager vorbey. So sinnreich sich aber der König bewies, den österreichischen Obergeneral in Verlegenheit zu setzen, so behutsam zeigte sich Daun, einem Angriffe desselben auszuweichen. So kamen (im Sept.) beyde Armeen immer tiefer in den gebirgtigen Theil von Schlesien. Friedrich stand nun hinter Schweidnitz, von Burkersdorf bis Hohenfriedberg. Die Lager der Oesterreicher und Preussen waren jetzt einander so nahe, daß sie dieselben mit ihren Kanonenkugeln erreichen konnten. Endlich fand man es für gut, das zwecklose Schießen zu unterlassen, und man war seitdem so wenig feindselig gesinnt, daß die Vorposten einander wohl gar zurecht wiesen. Friedrich, der

Galletti Weltg. 17r Eb. H die

die Vorräthe in Schweidnitz in der Nähe hatte, konnte es ruhig abwarten, daß die rauhe Jahreszeit seinen Gegner zum Abzuge nöthigte. Daun, der seine Lebensmittel aus einer Entfernung von einigen Meilen bekam, hoffte, daß die Russen ihre Thätigkeit wieder erneuern sollten. Doch Fermor, dem Solतिकow einstweilen wieder den Oberbefehl übertragen hatte, bewies eben nicht mehr Bereitwilligkeit, als Solतिकow, Dauns Plan zu unterstützen. Man hatte ihn von Wien aus, bey der Kaiserin Elisabeth, nicht gut empfohlen; man hatte sein Benehmen verdächtig zu machen gesucht. Fermor ließ daher diese Gelegenheit, sich zu rächen, nicht unbenutzt, und die Vereinigung unterblieb.

Endlich erhielt Fermor von Petersburg den ausdrücklichen Befehl, in die Mark Brandenburg einzudringen. Aber auch zu dieser Unternehmung konnte er sich, aus Aversion gegen Oestreich, nur mit Mühe entschließen. Unter seinen Generalen befand sich Tottleben, ein Deutscher, der lange in Berlin gelebt hatte. Diesen ließ er, während daß Czernichew mit dem Vortrabe setz-

ner

ner Armee sich der Spree näherte, und No-
manzow mit einer andern Truppenabtheilung
sich nach Crossen zog, mit 3000 Mann re-
gulären Truppen, und aller leichten Mann-
schaft, über Guben und Beeskow, eiligst
nach Berlin vorrückten. Dann, über diese
Unternehmung höchlich erfreut, schickte der
russischen Armee den General Lascey mit
15,000 Mann nach. Friedrich hoffte, daß
ein Weg von 24 Meilen durch ein ausge-
zehrtes Land, daß die Uneinigkeit der östrei-
chischen und russischen Generale, daß Dauns
Abzug aus Schlesien, ihm Zeit und Gele-
genheit verschaffen würde, seiner Hauptstadt
zu Hülfe zu kommen. Aber seine Hoffnung
täuschte ihn. Dann, der jetzt zu rechter
Zeit den Fabius spielte, blieb in seiner Stel-
lung, in welcher er einem Angriffe trozen
konnte, ruhig stehen.

Indessen kam Tottleben, während Czernit-
schew bis Fürstenwalde vorrückte, und die übrige
russische Armee sich längs der Ober bis Frank-
furth heraufzog, (3. Oct.) mit 5000 Mann
nach Berlin. Die Hauptstadt der preuss-
ischen Monarchie war, theils durch eine
H 2 schwache

schwache Mauer, theils nur durch Pallisaden, geschützt. Die Thore waren schlecht verwahrt. Die Besatzung bestand aus drey Bataillonen Garnisontruppen, die 12 bis 1500 Mann ausmachten. Der alte Lehwald, und der in der Schlacht bey Kunersdorf verwundete Seidlitz, die eben auch zu Verwundten waren, ermunterten den Commandanten Nochow zu einer standhaften Vertheidigung. Sie selbst übernahmen kleine Schanzen vor den Thoren. Alles, selbst Invaliden und Kranke, ergriff die Waffen. Vergebens suchte Tottleben die Stadt durch Bomben heim; vergebens ließ er zwey Thore bestürmen. In der folgenden Nacht erschien bereits die Cavallerie von der Truppenabtheilung des Herzogs von Wirtemberg, die in einem Tage neun Meilen marschiert war, und am Abend dieses Tages (5. Oct.) langte auch das Fußvolk an, das in zwey Tagen 11 Meilen zurückgelegt hatte. Hülsen war gleichfalls im Anmarsche. Tottleben, über die schnelle Erscheinung der Preussens erstaunt, und in der Lage, sein Geschütz wegen Untauglichkeit, und wegen Mangel an Munition, nicht weiter brauchen zu können,

nen, zog sich bis Köpenick zurück, um mit Czernichew in Verbindung zu kommen. Aber nicht allein Czernichew, sondern auch Lascy, rückte näher, und Montalembert bestimmte den russischen General, an einem Angriffe gegen die Preussen Theil zu nehmen. Da diese jedoch ihren 30,000 Mann starken Feinden nur 14,000 Streiter entgegenstellen konnten, so zogen sie sich, dem Treffen ausweichend, nach Spandau zurück. Nochow sah sich nun (9. Oct.) genöthigt, in die Kriegsgefangenschaft der Besatzung von Berlin einzuwilligen. Tottleben rückte mit seinen Russen ein. Lascy, der von der Besetzung der preussischen Hauptstadt nicht ausgeschlossen seyn wollte, brachte es dahin, daß ihm Czernichew drey Thore, und 50,000 Thaler von der Contribution, überlassen mußte. Die Oestreicher quartierten sich aber, hiermit noch nicht zufrieden, in der Friedrichstadt ein, und sie verfuhrn mit den Einwohnern derselben so unbarmherzig, daß Tottleben mehrere russische Regimenter mußte einrücken lassen, um die von den Oestreichern gestörte Ordnung wieder herzustellen, und mit Gewalt zu behaupten. Aber eben
dieser

dieser Tottleben verlangte von den Einwohnern Berlins die ungeheure Summe von vier Millionen Thaler, ausser welchen ihm auch noch ein Geschenk von 200,000 Thaler gemacht werden sollte. Die Berliner waren der Verzweiflung nahe, bis Gotskowsky, ein reicher Kaufmann, mit Aufopferung großer Summen, die Freundschaft und das Zutrauen des russischen Generals sich so glücklich erwarb, und dessen Vorliebe für Berlin, wo er ehemals einen so angenehmen Aufenthalt gehabt hatte, so gut benutzte, daß Tottleben zwey und eine halbe Million von der Contribution nachließ. Sein Geschenk mußte ihm gleich baar ausgezahlt werden; für die übrige Summe stellte die Kaufmannschaft, unter Gotskowsky's Bürgerschaft, Wechsel aus. Eben dieser vortreffliche Mann erwies dem Könige den wichtigen Dienst, das Lagerhaus, welches das Tuch zu den preussischen Monturen verwahrte, imgleichen die Gold- und Silbermanufaktur, zu retten. Sie sollten (10. Oct.) geplündert werden; Gotskowsky verhinderte es jedoch durch die Vorstellung, daß der Ertrag dieser Manufacturen bloß für das große Waisenhaus

haus

haus zu Potsdam bestimmt sey. Das schöne Zeughaus befand sich gleichsam in großer Gefahr. Die Oestreicher, die Friedrichs Residenz zu zerstören wünschten, hatten den Vorschlag gethan, das große Gebäude durch Pulver zu sprengen; allein 50 Russen, die das dazu nöthige Pulver abholen sollten, benahmen sich dabey so unvorsichtig, daß es Feuer fieng. Jetzt war kein Pulver mehr überflüssig. Man begnügte sich daher, Kanonen, Gewehre, Fahnen, auszuräumen, und das, was man nicht mitnehmen konnte, zu vernichten. Auch andre Vorräthe von dieser Art wurden geplündert oder verdorben.

Die berlinischen Zeitungsschreiber hatten ihrer Hauptpflicht, unpartheyisch zu erzählen, manchemahl zuwider gehandelt; sie hatten von den Oestreichern und Russen manche ungünstige Schilderung aufgenommen. Dafür sollten sie nun durch die Spießruthen laufen, und sie befanden sich schon deswegen auf der Hauptwache. Gorkowsky war aber derjenige, der auch sie von dem schlimmen Schicksale befreyte. Sie wurden, vor die Soldatencasse geführt, mit einem nachdrücklichen Verweise

weise abgefertigt. Ob der erlangische Zeitungsschreiber, der den König Friedrich geärgert hatte, bloß mit der Bescheinigung seiner Strafe davon kam? — Die Oestreicher verfuhrten übrigens noch schlimmer, als die Russen, und die sächsischen Truppen rächten an dem schönen Hausrath zu Charlottenburg das zerstörende Verfahren, das sich die Preussen gegen den brühlschen Pallast zu Dresden erlaubt hatten. Aber auch die Häuser der Privatleute wurden, einer Contribution von 150,000 Thalern ungeachtet, von den Oestreichern und Russen geplündert. Einige Männer, die dieß nicht leiden wollten, peitschte man bis auf das Blut, und manche Weiber und Mädchen dienten der sinnlichen Wollust der zuchtlosen Soldaten zum Opfer.

Doch jetzt eilte Friedrich aus Schlesien, zur Rettung seiner Hauptstadt so schnell herbe, daß die östreichischen und russischen Generale, in der Besorgniß, die Verbindung mit ihren Hauptarmeen zu verlieren, sich (11. Oct.) entfernten. Mit der kriegsgerathenen Besatzung mußte auch das halbe
Cadet:

Cadetten : Corps mit fortwandern. Knaben
 von 10, 11, 12 Jahren errugten die Mühs-
 seligkeiten des Marsches um so weniger, je
 schlechter für ihren Magen gesorgt wurde.
 Die abziehenden Russen verfuhrten mit allen
 auf ihrem Wege liegenden Oertern, mit Kö-
 penik, Fürstenwalde, Beeskow, Landsberg,
 Oranienburg, u. a. m., so unbarmherzig,
 daß sie die von den Thoren Berlins, bis
 zur polnischen, schlesischen und sächsischen
 Gränze sich ausbreitende Gegend in eine
 Wüste verwandelten. Um von den Einwoh-
 nern der Stadt Frankfurth alles, was man
 verlangte, zu erpressen, hatte man auf dem
 Markte schon ein großes Feuer angezündet,
 hatte man einen Bürgermeister schon ge-
 peitscht. Die Oestreicher schienen mit den
 Russen zu wetteifern. Von allen königlichen
 Schloßern blieb nur Sans Souci, und das
 Schloß zu Potsdam, für welches sich Ester-
 hazy verwendete, unverwüestet. Eben dieser
 edle Fürst rettete auch die potsdamische Ge-
 wehrfabrik von der ihr von den Kosaken zu-
 gedachten Plünderung. Friedrich ließ sich
 von dem Aerger über das Verfahren der
 Oestreicher und Russen gegen Charlottenburg
 so

so weit hinreißen, daß er, zur Rache, das kurländische Jagdschloß Hubertsburg der Plünderung preisgab. Diese Plünderung übernahm das Freybatallion des Obersten Zeilius, der dafür hundert tausend Thaler schlechtes Geld in die Lazarethcasse liefern mußte.

Friedrich, der durch seinen schnellen Anmarsch die Oestreicher und Russen aus der Gegend von Berlin entfernt hatte, war aus Schlessen nicht eher aufgebrochen, als bis die Witterung eine Belagerung von Schweidnitz nicht mehr erlaubte. Dann erfuhr seinen Abmarsch (4. Oct.) zu spät; dennoch blieb er ihm hernach immer zur Seite. Da es dem König nicht gelingen wollte, die Generale Czernichew und Tottleben von der Hauptarmee zu trennen, so wendete er sich nach Lübben, in der Niederlausitz. Dann zog dagegen nach Torgau, wo sich Lassey mit ihm vereinigte. Hülsen, der gleichfalls zu Berlins Rettung herbegeeilt war, hatte der 35,000 Mann starken Reichsarmee, mit seinen 12,000 Streichern, endlich weichen müssen. Einige Wochen lang stand ihm jedoch die dreymahl größere Armee gegenüber, ohne daß

daß deren Generale einen ernstlichen Angriff wagten. Sie wollten erst den Anmarsch des Herzog von Wirtemberg erwarten.

Dieser Fürst, der schon die Königswürde seiner Nachfolger zu ahnen schien, verlangte für sein kleines Heer von 12.000 Mann keine Subsidien, sondern nur die Erlaubniß, die feindlichen Länder zu brandschätzen. Von dieser machte er auch im hessischen und preussischen Gebiete den unbarmherzigen Gebrauch. So marschierte er (im Sept.) aus Franken, durch Thüringen, bis nach Leipzig. Als er hier den Major von Werner, den Befehlshaber der kleinen Besatzung, zur Uebergabe aufforderte, antwortete dieser: er wisse zwar nicht, daß sein König mit dem Herzog von Wirtemberg Krieg führe; er würde aber die Stadt standhaft vertheidigen. Da der Herzog sein Geschütz noch nicht bey sich hatte, konnte er keinen kraftvollen Versuch machen, die Standhaftigkeit des Commandanten auf die Probe zu stellen. Er setzte daher seinen Marsch nach Halle fort. Hier vereinigte er sich (21. Sept.) mit der Reichsarmee, die jetzt (27.), über 40,000 Mann stark, Tor-

gau

gau mit 2000 Preussen in ihre Gewalt bekam. Hülßen zog sich, nachdem er die Brücke bey Torgau abgebrannt hatte, nach Wittenberg zurück, wo er seine Stellung einige Tage behauptete, bis ihn Berlins Gefahr (2. Oct.) nach der Mark rief. Die Reichsarmee hatte jetzt einmahl Gelegenheit, eine eben so glückliche als leichte Thätigkeit zu beweisen. Die Preussen mußten ihr Leipzig überlassen; der General Salenmon, der Befehlshaber von Wittenberg, mußte (15. Oct.) nicht allein diese Stadt, die durch die Bomben der Vereinigten gewaltig heim gesucht worden war, sondern auch seine Mannschaft, übergeben. Die Unternehmungen der Reichsarmee wurden aber, schon nach wenig Tagen, durch die Annäherung Friedrichs, dessen Armee sich (am 20. Oct.) mit den Truppenabtheilungen von Hülßen und Wirtemberg vereinigte, gehemmt. Sie mußte bis Leipzig zurückweichen, und auch hier konnte sie, ungeachtet Daun zu ihrer Unterstützung bis Eulenburg vorrückte, sich nicht behaupten. Sie wurde vielmehr bis nach Lucka im Altenburgischen verscheucht.

Dresd.

Dresden, und der größte Theil des Kurfürstenthums Sachsen, befand sich aber noch in östreichischer Gewalt; auch war fast die ganze östreichische Macht in demselben versammelt. Dann wollte es auch durchaus behaupten. Allein Friedrich war eben so fest entschlossen, den Besitz des für ihn so wichtigen Landes nicht aufzugeben. Seine damalige Lage war sehr beunruhigend. Die bey Landsberg an der Warte stehenden Russen erwarteten die Fortschritte ihrer Bundesgenossen in Sachsen, um von neuem in das Brandenburgische einzudringen. Friedrich verlor, wenn dieses geschah, die Verbindung mit Brandenburg, Pommern und Schlesien. Der Winter rückte heran, und der Frost drohete der Elbe mit einer Eissdecke. Eine Schlacht konnte hier allein entscheiden. Dann wählte, ihr ausweichend, die vortheilhafte Stellung bey Torgau, die Heinrich im vorigen Jahre behauptet hatte. Aber auch hier beschloß Friedrich, ihn anzugreifen.

Danns linker Flügel lehnte sich (3. Nov.) an die Elbe an; der rechte war durch Anhöhen

hen mit großen Batterien, durch Gehölze, Gräben, Teiche, Moräste, Verhacker, gedeckt. In einer geringen Entfernung von der Hauptarmee stand Lascey, die, nebst einer Kette von Teichen, seine beyden Flanken sicherte. Friedrich wollte seinen Gegner zugleich in der Fronte und im Rücken angreifen. Ziethen zog sich daher mit 20 Bataillonen und 52 Schwadronen nach Eulenburg, um auf die, unweit Torgau, bey Siptitz liegenden Anhöhen zu kommen. Mit den übrigen 40 Bataillonen und 68 Schwadronen, rückte Friedrich selbst an. Um den rechten Flügel der Oestreicher sich herumziehend, hört er aus der Ferne ein Kanonenfeuer, welches ihn Ziethens Ankunft in Dauns Rücken anzukündigen scheint. Auch war es schon um zwey Uhr Nachmittags, und bis zur Dunkelheit blieben wenige Stunden übrig. Friedrich ließ also seine Bataillone zum Angriffe anrücken. Diese marschierten, wegen des durchschnittenen Bodens, nur langsam, und nicht ohne einige Verwirrung, auf. Auch konnte ihnen das schwere Geschütz nicht gleich nachfolgen. Die preussischen Grenadiere waren jetzt von den Oestreichern kaum 800 Schritte

Schritte entfernt. Das auf sie, gleichsam als auf einen Punkt gerichtete Kartätschenfeuer von 400 Kanonen streckte, in Zeit von einer halben Stunde, 5500 derselben nieder, nachdem sie kaum ihr Gewehr hatten losfeuern können. Die preussischen Batterien konnten nicht zum Laden kommen, weil Kanoniere, Officiere, Knechte und Pferde, in der größten Geschwindigkeit niedergeschossen wurden. Der Donner des Geschützes, und noch mehr der Eisenhagel, der die Luft so ununterbrochen, so gewaltsam zerriß, schien die Wolken zu zertheilen. Der Himmel heiterte sich auf. Aber jetzt zeigte sich auch der beträchtliche Verlust, den die Oestreicher erlitten hatten; jetzt zeigte sich die große Verwirrung, in welche besonders ihre Cavallerie gerathen war. Daun selbst war verwundet; aber die Schlacht schien für die Preussen schon so entschieden verloren, daß österreichische Couriere mit der Siegesnachricht nach Wien flogen.

Jetzt rückte aber Ziethen herbey. Er hatte alle Hindernisse, die ihm Lascy mit 20,000 Streitern entgegenstellen konnte, glücklich

glücklich überwunden. Eine Brücke im Holze, deren Besetzung die Oestreicher vernachlässigt hatten, brachte ihn unvermuthet in die Nähe derselben. Der General Saldern besetzte die Anhöhen bey Siptitz. Das Dorf stand in vollen Flammen. Möllendorf, Oberstlieutenant von der Garde, rieth, einige Bataillonien durchmarschieren zu lassen. Hülsen, der, an der Spitze einiger Bataillione, alle seine Pferde verlohren hatte, und, seines Alters und seiner Wunde wegen, nicht zu Fuße gehen konnte, wagte sich, auf einer Kanone sitzend, in das feindliche Feuer. Vergebens versuchte es Laschy zweymahl, die Preussen wieder von den günstigen Anhöhen bey Siptitz zu vertreiben. Dieß gab der Schlacht gegen halb 10 Uhr ihre völlige Entscheidung. Die Oestreicher waren ganz auseinander gedrängt. Sie zogen sich in eben so großer Stille, als Geschwindigkeit, über die Elbe zurück. Gegen Morgen (4. Nov.) stand die ganze östreichische Armee jenseits des Flusses. Während der nächsten Dunkelheit befanden sich die auf dem Schlachtfelde herumirrenden, und über Leichen und andre Gegenstände hinstürzenden Preuss

Preussen in einer so lebhaften Besorgniß wegen der Oestreicher, daß sie wohl gar auf die Freunde schossen, daß die, durch das Brüllen und Aechzen der Sterbenden, erstickte Befehlshaberstimme ihrer Officiere sie nur mit der größten Mühe sammelte. Die 14 Stunden lange Winternacht war noch dazu entseßlich kalt, und der Boden vom Regen sehr morastig. Da war während der Verwirrung das Gefühl für den Menschen so rege, daß Oestreicher und Preussen sich oft an Einem Feuer wärmten! Den Oestreichern kostete diese Schlacht 20,000, den Preussen 14,000. Jene hatten 12,000, diese 10,000 Todte und Verwundete. Daun hatte sich doch brav vertheidigt; daher gieng ihm Marie Theresie einige Meilen weit entgegen. Dauns Armee stand nun hinter dem plauenschen Grund. Torgau wurde geräumt; die Reichsarmee mußte, vor Hülsen zurückweichend, über die Saale zurück. Die Preussen konnten nun (24. Nov.) in Sachsen ruhig die Winterquartiere beziehen. Friedrich verdankte dieß seinem braven General Zierhen, der bey Torgau eine Hauptrolle spielte.

Galletti Weltg. 17r Th.

S

Hans

Hans Joachim von Zietzen (geb. 18. May 1699) der Sohn eines Landedelmannes von sehr mittelmäßigem Vermögen, zeigte, in seinem Knabenalter größtentheils sich selbst überlassen, frühzeitig eine bestimmte Vorliebe für den Soldatenstand, und ein bis zum Tode starkes Gefühl für das, was er für Recht hielt. In seinem 14ten Jahre wurde er Fahnjunker; aber der kleine, schwach und kränklich aussehende Zietzen machte seinem Obersten keine große Freude, und wurde von seinen Cammeraden auch nicht eher geachtet, als bis er seinen Muth gegen die, die ihn kränkend behandelten, sehr überzeugend bewies. Als er, bey der Besetzung einer Officierstelle, zum viertenmahle nachstehen mußte, nahm er, (1723) seinen Abschied. Nach einigen Jahren (1726) wurde er bey einem Dragonerregimente als Lieutenant angestellt. Während daß er sich nun bey demselben allgemeine Liebe und Achtung erwarb, wollte es ihm nicht gelingen, das Vertrauen seines Staatsrittemeisters zu erhalten. Dieser machte ihm vielmehr bey jeder Gelegenheit so viel Verdruß, daß er ihm endlich (1728) eine Herausforderung zuschicken

schicken mußte. Der Staabsrittmeister meldete es dem Könige, und Zierhen kam nur auf die Festung bey Königsberg. Als er nach einiger Zeit seinen Dienst wieder antrat, nahmen seine Händel mit dem Rittmeister einen so schlimmen Ausgang, daß er gar verabschiedet wurde. Endlich kam er (1732) seiner eigentlichen Bestimmung näher. Er wurde bey einem Husarenregimente Officier. Am Rhein, wo er (1735) eine kleine Husarenabtheilung commandirte, gewann er die Zuneigung des östreichischen Generals Baronay so sehr, daß dieser nicht nur sein Freund und sein Lehrer wurde, sondern daß er ihn auch seinem Könige nachdrücklich empfahl. In der Schlacht bey Prag (1741 May) überwältigte er fast ein ganzes Cavallerieregiment, und fast wurde damahls auch sein Gönner Baronay sein Gefangner. Friedrich, der seine Talente sehr richtig beurtheilte, machte ihn zum Obersten, zum Inhaber eines Husarenregiments, das er von dem Untergange, dem es sein bisheriges Oberhaupt nahe gebracht hatte, glücklich rettete, und dieses wurde seitdem das Muster aller preussischen Husarenregimenter. Dennoch ge-

lang es seinen Weibern, ihn bey dem scharfsichtigen Friedrich so sehr in Verdacht zu bringen, daß er ihm seine Gnade zu entziehen anfing; er sah jedoch seinen Irrthum bald ein, und bewies es dem rechtschaffnen Zietzen auf eine so rührende Weise, daß dieser in seinem Dienste blieb, daß er an den glänzendsten Unternehmungen den wichtigsten Antheil hatte.

Während daß Zietzen seinem Könige den Besitz von Sachsen retten half, bewirkte Friedrichs General Golz, daß Laudon, der, um sich der Festung Kosel zu bemächtigen, allerley Mittel anwendete, aus Schlessien ganz abziehen mußte. Indessen fuhren die Russen fort, die Neumark und Pommern ohne alle Schonung zu behandeln. Zottleben drang bis in das Havelland vor. Die Hauptarmee die jetzt unter dem Befehle des Feldmarschalls Butturlin stand, zog sich nach Polen zurück; Ein Theil derselben war beschäftigt gewesen, die Stadt Colberg in Hinterpommern, die den Russen zu einer Niederlage, und zur Sicherung ihrer Winterquartiere, unentbehrlich schien, mit der

größt

größten Lebhaftigkeit anzugreifen. Die Stadt war (im August) nicht allein auf der Landseite belagert; sie war auch von der See her, von 27 russischen und 8 schwedischen Kriegsschiffen, eingeschlossen. Die Russen bemüheten sich aber vergeblich, die Standhaftigkeit des braven Obersten Heyden, durch ihre Bomben, zu erschüttern. Endlich kam Werner mit vier Bataillonen, und einem Husarenregimente, herbey. Darüber gerieth ein Heer von 15,000 Russen so sehr in Verfürzung, daß es (19. Sept.) eiligst abzog. Ramler widmete der Befreyung seiner Vaterstadt eine schöne Ode.

Werner rückte hierauf, durch zwey Bataillone der Besatzung von Stettin verstärkt, gegen die Schweden an. Diese spielten noch immer eine den Preussen gar nicht furchtbare Rolle. Sie erschienen meistens nur da, wo keine Preussen waren. Im vorigen Jahre (1759) hatten sie Mannteufel, mit einigen Bataillonen, die er zu Berlin aus Wiedergenesenen bildete, und der Oberste Belling, mit einem Husarenregimente, und einem Freybataillone, so in Furcht gesetzt, daß sie

(im

(im Nov.) über die Peene zurückgegangen waren. Nun zog aber (1760 Jan.) ihr Obergeneral Lantingshausen seine ganze Macht bey Greifswalde zusammen, und rückte, (im Febr.) bis Anklam so unerwartet vor, daß Manntheufel selbst in die schwedische Gefangenschaft gerieth. Dagegen belief sich die Zahl der schwedischen Gefangnen, die Belzung machte, allmählig auf 3000. Die Schweden (17 Bataillone und 42 Schwadronen) stiegen ihren eigentlichen Feldzug erst im August an. Die schwache preussische Abtheilung unter dem General Stutterheim mußte bis Prenzlau zurückweichen. Hinter den dortigen Morästen standen nun die Schweden, den ganzen September hindurch, wieder ganz ruhig, weil sie vermuthlich den Ausgang der Belagerung von Colberg abwarten wollten. Jetzt überfiel jedoch Werner einen Theil derselben in Pasewalk, und der Herzog von Wirtemberg, der über die stuttermheimische Abtheilung den Oberbefehl übernahm, machte dem General Lantingshausen, wegen der Verbindung mit Mecklenburg, so bange, daß er sich aus der Gegend von Prenzlau zurückzog. Als Wirtemberg nach

Berlin

Berlin eilte, waren Werner und Velling schon hinlänglich, die Schweden in der Furcht zu halten.

Zehnter Abschnitt.

Feldzüge der Franzosen und Alliirten in den Jahren 1760, 1762. Broglie dringt in Hessen ein. Der Erbprinz geht über den Rhein, und belagert Wesel vergeblich. Frankreich thut Friedensvorschläge. Fruchtloser Congreß zu Augsburg. Die Unternehmungen der Franzosen werden durch die geringe Uebereinstimmung von Soubise und Broglie gehemmt. An Broglie's Stelle kömmt d'Etrees. Die Franzosen müssen sich bis Frankfurth zurückziehen, und Kassel räumen. Bourbonisches Familienbündniß. Die Spanier dringen in Portugal ein, verlieren aber Havannah. Präliminarien zu Fontainebleau, und Friede zu Paris.

Indessen beschäftigte Ferdinand die französische Armee zwischen der Werra und dem Rheine so anhaltend, daß sie sich mit den Oestreichern und Reichstruppen nicht in Ver-
hin

bindung setzen konnte. Frankreich stellte in diesem Feldzuge (1760) eine größere Streiterzahl, als in dem vorigen, auf. Während daß Broglie die Hauptarmee von 80,000 Mann unter seinem Befehle hatte, stand St. Germain mit 30,000 am Niederrhein, und der sächsische Prinz, Xaver, bildete mit 15,000 Sachsen ein Reserve-Corps. Doch auch das Heer der Vereinigten war jetzt stärker, als sonst. Zu den englischen Hülfstruppen waren noch 7000 frische Leute hinzugekommen; die Hessen waren bis auf 24,000, die Hannoveraner, nebst den Braunschweigern und Bückeburgern, bis auf 26,000 vermehrt worden. Die ganze Armee sollte sich auf 98,000 Mann belaufen; aber manches Bataillon, manche Schwadron, war von ihrer eigentlichen Mannszahl noch so sehr entfernt, daß das Ganze wahrscheinlich nicht viel über 70,000 Köpfe betrug. Von den Franzosen mögen jedoch auch manche gefehlt haben.

Die Franzosen hofften in diesem Feldzuge wenigstens Hannover und Hessen zu erobern. Während daß St. Germain bey Düsseldorf über

über den Rhein gieng, und bis Dortmund vorrückte, drang Broglio mit seiner Armee, die er (im Jun.) zwischen Hanau und Frankfurt zusammengezogen hatte, über die Ohm, bis Schweinsberg in Ober-Hessen vor, auch besetzte er Marburg. Seinen Plan, sich der Stadt Fritzlar, der Niederlage der Allirten zu bemächtigen, vereitelte Luckner, ein Mann, der zu den ersten Partheygängern des siebenjährigen Krieges gehört.

Nicolaus Luckner, (1721 zu Cham in Bayern geboren) äusserte frühzeitig einen unbändigen, allen Zwang scheuenden Unternehmungsgeist, der ihm das Leben eines Jesuiterschülers zu Passau ganz unerträglich machte, der ihn für das Militär bestimmte. Die hannöversche Regierung vertraute ihm ein Corps leichter Truppen an. Mit diesem streifte er unternehmend und kühn vor der Hauptarmee her, that er den Franzosen grossen Schaden, wußte er sich aus jeder Verlegenheit, der er nicht entgehen konnte, auf eine listige Art herauszuhelfen, wagte er es aber auch jede Unternehmung, die seinem kühnen Geiste, und seiner Vereicherungs-

sucht

sucht eine schöne Aussicht gewährte, und schonte er, die letztre zu befriedigen, kein Mittel, wodurch sich etwas erpressen ließ. Furcht und Schrecken giengen vor den lucknerschen Husaren her, und die leichte Cavallerie der Franzosen ließ sich nur sehr ungern mit denselben in einen Kampf ein.

Ferdinand, Luckners Obergeneral, beobachtete den Gang der französischen Unternehmungen hinter der Schwalm, bey Ziegenhain. Bey Corbach im Waldeckischen, wo Broglie und St. Germain sich vereinigten, glückte (am 10. Jul.) dem Erbprinzen von Braunschweig ein Angriff so wenig, daß er 820 Mann und 14 Kanonen verlor; er ließ diesen Unfall aber nicht lange ungerächt, indem er bald darauf (16. Jul.) den sächsischen General Glaubitz mit 2400 Mann, und 5 Kanonen, in seine Gewalt brachte. Die französische Armee verlor damals einen ihrer besten Generale, den Marquis von St. Germain. Von einer alten adelichen, aber sehr armen Familie in der Franche Comté (geb. 1708) herkommend, wurde er nicht nur Zögling, sondern selbst Mitglied der Jesuiten.

suiten. Aber 17 Jahre alt gieng er unter ein Dragonerregiment. Hierauf stieg er unter der Landmiliz seines Vaterlandes bis zum Hauptmann empor. Ein unglückliches Duell nöthigte ihn (1734) nach Deutschland zu gehen. Hier diente er dem Kurfürsten von der Pfalz, und hernach dem Kaiser. Eugen vertraute ihm eine Compagnie bey seinem Regimente an. Er wollte hierauf (1740) nicht gegen sein Vaterland dienen. Daher gieng er zu Karls VII Armee, wo er bis zum General der Cavallerie emporstieg. Nach dem Tode dieses unglücklichen Fürsten bewarb er sich um eine preussische Generalsstelle. Schon hatte Friedrich alle seine Forderungen bewilligt, als eine Unterredung mit dem alten Fürsten von Dessau die ganze Sache rückgängig machte. So sehr erschrak St. Germain über Leopolds Schilderung von der Kriegszucht der Preussen! Er entfernte sich noch an eben dem Tage, ohne eine andre Bestimmung zu wissen. Endlich stellte ihn der Marschall von Sachsen bey der Armee in den Niederlanden an. Jetzt machte er sich aber dadurch verhasst, daß er den Operationsplan für die deutsche Armee laut tadelte. Broglio setzte
 aller;

allerley Kränke gegen ihn in Bewegung. Man verweigerte ihm den Marſchallsſtab, und er nahm ſeinen Abſchied.

An ſeine Stelle trat der Chevalier du Muy. Dieſer ſollte (27. Jul.) in Verbindung mit dem Grafen Chabot und dem Grafen Broglio, dem Bruder des Obergenerals, den General Spörcken bey Volmershaufen in Nieder-Heſſen, nordweſtlich von Kaſſel, zugleich auf beyden Seiten, und in der Fronte, angreifen; der hannöveriſche General machte jedoch einen ſehr künstlichen Rückzug nach Wolfshagen. Hier zog Ferdinand ſeine ganze Armee zuſammen, und ſtellte ſie hernach, zwiſchen Kaſſel und Liebenau, an der Dimel, auf. Broglio wollte nun die alliirte Armee nicht allein von ihren Magazinen in Paderborn und Lippſtadt trennen, ſondern auch in dem Winkel von Heſſen, den die Dimel mit der Weſer bildet, ſo einſperren, daß ſie entweder ſich ſchlagen, oder zurückgehen müßte. Wenn er ſeinen guten angelegten Plan mit Vorſicht ausgeführt hätte, würde ſich Ferdinand allerdings in Verlegenheit befunden haben. Gieng er über die
Weſer,

Weser, so war er in Gefahr, die Verbin-
 dung mit Westphalen zu verlieren; setzte er,
 um seine Festungen und Vorräthe in West-
 phalen zu decken, über die Diemel, so stand
 den Franzosen der Weg nach Hessen und
 Hannover offen. Doch Broglie zeigte ihm
 endlich selbst den Weg, aus dieser Verlegen-
 heit sich herauszuwinden. Er wendete sich
 mit seiner Armee nach Kassel, um Hessens
 Eroberung zu vollenden. Dadurch entfernte
 er sich vom Chevalier du Muy, der bey
 Warburg im Paderbornischen die Diemel be-
 wachte, um einen Tagemarsch. Nun berei-
 tete Ferdinand, auf den Vorschlag des Erb-
 prinzen, dem unvorsichtigen General das
 Schicksal zu, dem Spörcken so klug entgegen
 war. Während daß (31. Jul.) Spörcken
 und der Erbprinz ihm in die Seite und in
 den Rücken fielen, griff ihn Ferdinand selbst
 in der Fronte an, und der von allen Seiten
 eingeschlossene du Muy mußte, nach einem
 hitzigen Gefechte, nach seinen über die Di-
 mel geschlagenen Brücken eilen. Die Ca-
 vallerie setzte durch. Dieß wagte auch ein
 Theil der Infanterie, von welcher aber viele
 Leute umkamen. Die Franzosen verlohren
 im

im Ganzen 3000 Mann. Bey dieser Gelegenheit hielten sich vornehmlich die Grenadiere, und die Reiter der Engländer, sehr brav, und der englische General Granby bewies einen außerordentlichen Muth.

Ferdinand nahm hierauf längs der Dimel eine sichere Stelle. Broglie blieb, ihm gegenüberstehend, in Unthätigkeit. Zwar bekam Stainville die Festung Siegenhayn in seine Gewalt, und Kielmannseck, der mit 8000 Mann bey Kassel stand, mußte sich (31. Jul.) als Kaver bey Kassel erschießen, in das Hannöversische zurückziehen; auch ward Göttingen von Kaver besetzt. Die beyden Flanken der alliirten Armee waren jedoch, rechts durch Münster und Lippstadt, und links durch die Weser, Hameln und Münster, so gut gedeckt, daß Broglie keine wichtige Unternehmung wagen durfte. So wurde der französische Plan, Hannover und Hessen zu erobern, auch im dritten Feldzuge vereitelt. Die durch die Thätigkeit des Herzogs Ferdinand und des Erbprinzen in die Gegend von Kassel gebannte französische Armee kämpfte, in dem ausgezehrten Hessen, mit

Man:

Mangel, und mit den Beschwerden, ihre Vorräthe herbeizuschaffen, und in Sicherheit zu stellen. Xaver konnte sich nicht einmahl bey dem Besitze von Göttingen behaupten.

Doch Broglie war fest entschlossen, seine Winterquartiere in Hessen, und einem Theile des Hannöverschen, zu halten. Er verließ daher (im Sept.) die Dimel, und die äußerst feste Stellung zwischen Kassel und der Wilhelmshöhe. Zugleich besetzte er die Ufer der Werra und Fulda, imgleichen die Zugänge bey Münden und Biegenhausen sehr sorgfältig. Xaver stellte sich zwischen der Werra und Leina mit 25,000 Mann auf. Der hannöversche General Wangenheim mußte sich (19. Sept.) von Münden über die Weser zurückziehen. Broglie befand sich jetzt im Besitze eines großen Landstriches, der sich nordlich bis nach Göttingen erstreckte.

Broglie hatte bey Wesel eine Truppenabtheilung versammelt, die gegen die preussischen Festungen und Magazine in Westphalen anrücken sollte. Ferdinand ließ daher

(30. Sept.) den Erbprinzen mit 15,000 Mann über den Rhein gehen, während er selbst, um diese Unternehmung zu decken, und die Weser genauer zu beobachten, über die Dimel zurückgieng. Der Erbprinz zerstreute (1. Oct.) jenseits des Rheins einige Abtheilungen von Franzosen, die sich zusammenziehen wollten; auch schloß er (14. Oct.) Wesel ein. Der Graf von Bückeburg konnte jedoch, des anhaltenden Regens wegen, mit dem Geschütze nicht bald genug herbeykommen. Indessen eilte der Marquis von Castries herbey. Jetzt waren 20,000 Franzosen bereit, die Festung Wesel zu besetzen. Diese standen nicht weit von Kloster Kampen. Hier griff sie (16. Oct.) der Erbprinz mit denjenigen Truppen an, die zur Einschließung von Wesel nicht unentbehrlich waren. Castries leistete ihm jedoch einen tapfern Widerstand, und da der durchschnittene Boden, nebst dem Mangel an Munition, den Fortschritten der Allirten große Hindernisse entgegenstellte, so mußte sich der Erbprinz nicht nur zurückziehen, sondern auch (15. Oct.) die Belagerung von Wesel aufheben. Sein Verlust betrug gegen 1200 Mann

Mann. Die Franzosen küßten doppelt so viel ein. Einer ihrer Officiere gab damals ein außerordentliches Beyspiel von patriotischem Diensteifer. Der Capitain d'Asses, der ein Piket in dem Walde von Kampensbroek commandirte, war, durch die Schüsse des Treffens aufmerksam gemacht, etwas vorausgegangen, als er sich (es war 4 Uhr des Morgens) plötzlich von englischen Grenadieren umringt sah. Diese droheten, ihn, wenn er den geringsten Laut von sich geben würde, sogleich niederzustößen. Allein d'Asses rief, ohne sich einen Augenblick zu besinnen: „hierher, Anvergne, hier sind die Feinde!“ Indem sank er von vielen Bajonettsstichen durchbohrt nieder.

Der Erbprinz befand sich, als er wieder über den Rhein gehen wollte, in großer Verlegenheit. Seine Brücken waren indessen von dem angeschwollenen Strome zerrissen worden, und sie konnten auch nicht so bald wieder hergestellt werden. Indessen stellte sich der Erbprinz in Schlachtordnung auf. Die Franzosen stakten; die Brücke wurde fertig, und der Uebergang der Allirten nun

Galletti Weltg. 17r Th. R durch

durch nichts mehr gehindert. Castrics gieng nun auch über den Rhein. Die Lippe trennte hierauf die Franzosen und die Allirten so lange, bis die rauhe Herbstwitterung den Erbprinzen nach Westphalen zurückzog, dem er so muthvoll Schutz verliehen hatte.

Indessen war der Herzog Ferdinand, durch eine Streiferey, die Stainville in das Braunschweigische und Halberstädtische vornahm, verleitet worden, sich von der Dimel zu entfernen. Er hoffte, den Franzosen die Stadt Göttingen zu entreißen; allein ein Angriff, den er (28. Nov.) auf den französischen Posten bey Hedemünden, in der Nähe von Göttingen, that, fiel nicht glücklich aus. Ferdinand fühlte es in diesem Feldzuge mehr als einmahl, daß die französische Armee einen geschickten Obergeneral hatte, der die Kriegszucht aufrecht erhielt, und das Vertrauen seiner Soldaten besaß. Hätte Broglio die sogenannte kleine Armee, deren Befehlshaber St. Germain vorher gewesen war, nicht nach Hessen gezogen, so würde sich Ferdinand in großer Verlegenheit befunden haben.

Dieß

Dies war nun der vierte Feldzug, in welchem Frankreich, während daß die Engländer ihm seine Besitzungen in andern Erdtheilen wegnahmen, und seinen ganzen Handel vernichteten, während daß fast unerschwingliche Abgaben die Unterthanen drückten, seine Kräfte bloß zu Oestreichs Vortheile verschwendete. Die leidenschaftlose Parthey des Ministeriums sah den Nachtheil dieses Krieges sehr wohl ein. Der Friede wurde von der Nation laut verlangt; aber der Eindruck, den Klagen und Vorstellungen hätten machen sollen, wurde durch die Ränke der Hofparthey vereitelt. Der dirigirende Minister Choiseul bestand auf der Fortsetzung des Krieges, weil Friedrich in einer poetischen Epistel, die ihm Voltaire mittheilte, seine Eitelkeit gekränkt hatte. Doch Englands ungeheure Zurüstungen seiner Seemacht drangen ihm den Entschluß ab, die Neigung zum Frieden bis zu dem Zeitpunkte zu aufschieben, wo es ihm gelungen seyn würde, den König von Spanien zur Theilnahme an dem Kriege gegen Großbritannien zu bewegen, die zerstückte Seemacht zu ergänzen, und die noch übrigen Colonien sicher zu stellen.

Er erklärte daher den Bundesgenossen seines Monarchen, daß sich Frankreich, nach einem kostbaren Kriege von vier Jahren, außer Stand befände, den Plan, der Preussens Entkräftung zur Absicht hätte, ferner befördern zu helfen. Die Kaiserin von Rußland, deren Kränklichkeit und Schwäche immer mehr zunahm, mußte sich ihren, von Oestreich erkauften Günstlingen und Rathgebern überlassen, und diese waren standhaft der Meynung, daß es ihrer Würde zuwider wäre, vor Friedrichs Vernichtung Frieden zu machen. Auf das Verlangen des Königs von Polen, der Sachsen von den Preussen befreyt zu sehen wünschte, wurde gar nicht geachtet. In Schweden war die französische, dem Frieden günstige Erklärung sehr willkommen. Die königliche Parthey machte der ständischen den Vorwurf, durch diesen Krieg das Vaterland in das Verderben gestürzt zu haben. Doch Schweden mußte demungeachtet an diesem Kriege noch ferner Theil nehmen. Marie Theresie fand es zu vortheilhaft, daß der größte Theil von Europa ihren Lieblingsplan unterstützte, als daß sie von demselben nicht ferner hätte Gebrauch machen sollen. Zwar
hatte

hatte sich die Schuldenmenge des österreichischen Staates so sehr vergrößert, daß man zu Kupfer- und Papiergeld seine Zuflucht nehmen mußte; aber man rechnete noch auf französische Geldunterstützung. Indessen that man doch den Vorschlag, zu Augsburg Friedensunterhandlungen zu eröffnen, und der Fürst Gallizien, der russische Gesandte zu London, bekam den Auftrag, den Königen von Großbritannien und Preussen von diesen Gefinnungen eine Anzeige zu machen.

In Großbritannien war Georg II (1760 am 25. Oct.) gestorben, und sein Enkel, Georg III (geb. 1738 am 4. Jun.) saß jetzt auf dem großbritannischen Thron. Pitt, der das Parlament, und vornehmlich das Unterhaus, beherrschte, blieb zwar noch einige Zeit hindurch erster Minister, aber er mußte seine Staatsgewalt mit dem Grafen Bute, dem ehemaligen Hofmeister und Günstling des neuen Königs, theilen. Dieser wünschte die Wiederherstellung des Friedens, weil er durch denselben Gelegenheit zu bekommen hoffte, sich des Staatsruders allein zu bemächtigen. Nun war zwar die

Nation

Nation des Krieges, und vornehmlich des Krieges auf dem festen Lande, überdrüssig. Frankreich, welches durch die Gelegenheit, die es dem Gute verschaffte, durch Friedensunterhandlungen bey der Nation sich beliebt zu machen, seine Absicht zu erreichen suchte, schlug einen Waffenstillstand vor, der, so lange als der Friedenscongreß, dauern sollte; allein Gute durfte seinen Wunsch, den das Parlament so wenig, als die übrigen Mächte, billigten, noch nicht äussern. Pitt wußte die Eroberung von Canada, und die Vernichtung des französischen Handels, dem Parlamente so wichtig darzustellen, daß es ohne Mühe, die zur Fortsetzung des Krieges erforderlichen Summen bewilligte. Die englischen Flotten befanden sich bald in dem besten Zustande. Man schickte zwar einige Bevollmächtigte zum Friedenscongreß, wollte sich aber auf keinen Waffenstillstand einlassen. Zu dem Congresse ließ nun auch Friedrich einige Gesandten abgehen; aber er gab ihnen keine Vollmacht. Desto lebhafter unterhandelte er in London. Frankreich sollte nicht nur seine rheinischen Länder räumen, sondern auch Oestreich nicht weiter mit Geld und Truppen unter;

unterstützen. An dem Friedenscongreß sollte kein Bevollmächtigter des Kaisers Theil nehmen, weil man nicht mit dem Reichsoberhaupt, sondern mit der Königin von Ungern und Böhmen, Krieg führe. So wurden die Unterhandlungen unterbrochen, ehe sie noch recht angefangen hatten, und man eröffnete den fünften Feldzug.

Frankreich stellte jetzt (1761) zwei Heere in Deutschland auf; ein großes von 110,000 Mann, unter dem Prinzen von Soubise, am Niederrhein, und ein kleineres von 45,000 Mann, unter Broglio, am Main. Jener sollte die Allirten aus Westphalen vertreiben, und dieser, von der Reichsarmee unterstützt, in das Hannöversche eindringen. Broglio, der seine Winterquartiere zwischen der Fulda und Werra hielt, hatte sie, auf der rechten Seite der Werra, bis nach Mühlhausen, Langensalz, und Gotha ausgedehnt, um sich daselbst an die in Franken sich ausbreitende Reichsarmee anzuschließen. Friedrich befürchtete, die französische Armee auf beyden Seiten der Werra könnte seinem Besitze von Sachsen gefährlich werden. Er

verabs

verabredte daher mit dem Herzog Ferdinand den Plan, die Franzosen in Thüringen zu überfallen, und sie, wenn das Glück diese Unternehmung begünstigte, bis über den Rhein zurückzutreiben. Zur Beförderung dieser Absicht ließ Friedrich (zu Anfang des Februars 1761) 4000 von seinen Leuten bis an die Werra vorrücken. Der Erbprinz näherte sich dem Mittelpunkte der französischen Quartiere in Hessen; er fand jedoch bey Fritzlar und Marburg einen lebhaften Widerstand, der seine Fortschritte hemmte. Spörcken, der sich von Duderstadt her gegen die Werra zog, wurde schon bey Mülshausen aufgehalten. Broglie, der die Absicht der Allirten, seine Magazine zu zerstören, und ihm den Besitz von Hessen zu entreißen, sehr gut einsah, eilte, seine Armee zu versammeln. Der Officier, der den bey Langersalz stehenden Sachsen den Abmarsch ankündigen sollte, kam jedoch zu spät. Diese wurden nun (17. Febr.) von dem hannöverschen Spörcken und dem preussischen Syburg so überrascht, daß sie nur allein 2000 Mann an Gefangnen verlohren. Da sich nun der Erbprinz indessen auch der Stadt Fritzlar bemächtigte

bemächtigt hatte, so fand es Broglio, dessen
 Flanken nicht mehr gesichert waren, für
 rathsam, sich über Hersfeld und Fulda bis
 Bergen bey Frankfurt zurückzuziehen. Mit
 diesem Rückzuge war der Verlust von man-
 chen Vorräthen verbunden. Doch Kassel,
 Marburg und Ziegenhain blieben in französ-
 ischer Gewalt. Die Versuche der Allirten,
 sich ihrer zu bemächtigen, wurden durch die
 Standhaftigkeit ihrer Vertheidiger, und die
 ungünstige Jahreszeit, vereitelt. In Kassel
 lagen 8,300 Franzosen, und der Graf von
 Bückeberg, der die Stadt erobern sollte,
 zählte zwar viele Bataillone; diese waren
 aber so schwach, (4, 3, 200 Mann, und
 noch weniger) daß sie zusammen nicht mehr,
 als 7,535 Streiter ausmachten. Broglio,
 dem die Mühe 12; 15,000 Mann von der
 Rheinarme zuführte, rückte sogleich wieder
 vorwärts. Die Allirten mußten nun (im
 März) ihre Belagerungen aufheben, und
 sich zurückziehen. Die Franzosen waren ihnen
 jetzt in manchem kleinen Gefechte überlegen.
 Allein ihre Zahl war, durch Krankheiten,
 und durch Ausstreifen, auch so sehr vermin-
 dert worden, daß von 22,000 Engländern
 nicht

nicht mehr als 9000 übrig blieben; daß 20,000 Hessen bis auf die Hälfte, und 12,000 Mann leichte Truppen bis auf 5000, zusammengeschmolzen waren. Der Erbprinz wurde (21. März) von den Franzosen bey Alzenhayn so überrascht, daß fünf Bataillone theils getödtet, theils gefangen wurden. Unter denselben befand sich das Leibregiment des Herzogs von Braunschweig. Das Unglück würde, wenn Luckner nicht zu rechter Zeit herbeyeilte, noch größer gewesen seyn. Ferdinand hatte also durch seinen Winterfeldzug wenig ausgerichtet; wenigstens war der Aufwand von Kräften, den er erforderte, nicht vergütet worden.

Coubise und Broglie sollten mit dem Anfange des Mayes (1761) den Feldzug eröffnen; ihre Armeen hatten jedoch so viel gelitten, und waren noch so wenig ergänzt und versorgt, daß sie sich nicht eher, als zu Ende des Junis, in Bewegung setzen konnten. Der Anfang des Feldzuges wurde aber auch dadurch verspätet, daß bey Wesel 43 Schiffe, die in Holland Hafer und Heu geladen hatten, verbrennten. Choiseul hatte
die

die ganze französische Kriegsmacht einem Obergenerale allein nicht anvertrauen wollen. Er hatte sogar jeden von den beyden Obergeneralen einen abgesonderten Wirkungskreis angewiesen. Veyde waren aber nicht abgeneigt, den Ruhm des andern entgegenzuarbeiten. Soubise, bey vieler Tapferkeit und Uneigennützigkeit, sehr eingeschränkt in seinen Kenntnissen, und um so eingebildeter und unbiegsamer, war, durch die Ränke der Hosparthey, wieder Oberfeldherr geworden, und Broglio, dem er vor zwey Jahren hatte weichen müssen, stand ihm jetzt nach. Broglio, ein einsichtsvoller und aus Ruhmsucht unternehmender General, war zu eifersüchtig, um einen verdienstvollen Nebenbuhler zu gestatten; auch ließ er, der Eigenliebe sich zu sehr überlassend, und den Rathschlägen seines Bruders zu viel trauend, sich wichtige Fehler zu Schulden kommen.

Die Armee der Allirten, welche die beyden Heere der Franzosen zu bekämpfen hatte, sollte zwar aus mehr als 100,000 Mann, und zwar aus 22,600 Engländern, 37,248 Hannoveranern, 23,236 Hessen, 9621

Brauns

Braunschweigern, 2348 Preussen u. a. m. bestehen; allein die Bataillone und Schwadronen waren abermahls so wenig vollzählig, daß die ganze Mannszahl sich kaum auf 80,000 belief. Ferdinand, ihr Obergeneral, durfte also die beyden französischen Armeen, die ihm auf alle Fälle weit überlegen waren, nicht zur Vereinigung kommen lassen. So bald also Soubise (im Jul.) aufbrach, rückte Ferdinand bis nach Werla, an der nordwestlichen Seite des Herzogthums Westphalen, vor. Soubise nahm nicht weit davon, bey Anna in der Graffschaft Mark, eine sichere Stellung. Durch einen anhaltenden Marsch von 36 Stunden wollte Ferdinand dem Soubise, in der Ebene von Dortmund, in den Rücken zu kommen suchen; durch den schlechtesten Weg wurden aber seine Colonnen aufgehalten, und Soubise rückte indessen bis nach Soest, östlich von Werla. Beyde Armeen trosteten nun einem Angriffe. Broglio, der indessen über die Dimel gegangen war, und den General Spörcken zurückgedrängt hatte, stand nun (9. Jul.) bey Paderborn, im Rücken von Ferdinand. Seine Vereinigung mit Soubise fand keine Hindernisse mehr.

So

So groß aber die Gefahr war, in welcher sich Ferdinand jetzt befand, so wurde diese durch die geringe Uebereinstimmung der beyden französischen Feldherren, und durch ihre zu weit getriebenen Vorsichtigkeitsmaßregeln, entfernt. Die vielen Recognoscirungen der französischen Generale verriethen dem Herzog Ferdinand ihre Absicht. Bey einer derselben gerieth (16. Jul.) Broglio's Armee, bey dem Dorfe Kellinghausen, in ein unzeitiges Gefecht. Der unentschiedene Kampf wurde am folgenden Morgen erneuert. Die Franzosen mußten sich, mit einem Verlust von 3000 Mann, zurückziehen; die Allirten hatten nur halb so viel verlohren. Man glaubt, Broglio hätte, um die Ehre des Sieges allein einzuerndten, den Soubise an dem Angriffe nicht Theil nehmen lassen wollen. Soubise war indessen doch geneigt, ihm Hülfe zu leisten; aber er wurde durch seine Untergenerale davon abgehalten.

Beide Oberfeldherren der Franzosen machten nun einander Vorwürfe; beyde suchten ihr Benehmen zu rechtfertigen. Choiseul gab jedoch

jedoch beyden einen Verweis, und den ausdrücklichen Befehl zum Angriffe. Ihr bisheriger Verlust war so unbedeutend, daß sie vereinigt noch viel hätten wirken können. Sie waren jedoch, in Ansehung des Operationsplanes, abermahls uneinig. Soubise that den Vorschlag, Broglie's Armee mit 30,000 Mann zu verstärken, und sich alsdenn in den Gebirgen hinter der Ruhr aufzustellen; Broglie wollte sich hingegen der Weser nähern. Das französische Ministerium war mit diesem nicht übereinstimmend; den Operationsplane sehr unzufrieden; allein das Versäumte war nun nicht wieder gut zu machen, weil Ferdinand indessen zwischen beyden Armeen eine vortheilhafte Stellung eingenommen hatte. Die übrige günstige Jahreszeit wurde mit nichtsbewirkenden Märschen und Gegenmärschen zugebracht. Soubise schickte seinem Collegem Broglie noch 10,000 Mann. Der letztere wollte jetzt (im Oct.) seinen Plan, das hannöversche Land zu erobern, endlich durchsetzen. Er gieng daher bey Hörter über die Weser nach Sandersheim. Ferdinand blieb in der Gegend bey Hörter ruhig stehen, bald Göttingen

gen

gen bald Kassel bedrohend. Der Graf von der Lausitz, (so nannte sich der kursächsische Prinz Xaver) bemächtigte sich indessen (11. Oct.) der Stadt Wolfenbüttel, nachdem er sie durch ein zweytätiges Bombenfeuer heims gesucht hatte. Die Residenzstadt Braunschweig rettete (14. Oct.) der Prinz Friedrich August, der Sohn des regierenden Herzogs, von dem traurigen Schicksale, in einen Aschenhaufen verwandelt zu werden. Er rückte mit sechs Bataillonen so schnell herbey, daß Xaver sich zurückzog, daß er auch Wolfenbüttel wieder räumte. Broglio, der jetzt bey Einbeck stand, munterte den Prinzen Soubise vergebens auf, seine Unternehmungen auf der rechten Seite der Weser zu unterstützen. Dieser gieng vielmehr, nachdem der Erbprinz nach Westphalen zurückgekehrt war, wieder nach dem Rhein. Die Franzosen hatten in diesem Feldzuge zwar manche Verwüstung angerichtet, aber keinen Fuß breit Land gewonnen. So klug wußte Ferdinand ihrer überlegenen Macht Widerstand zu leisten.

Indessen war Pitt, der auf die Wirksamkeit der allirten Armee so großen Einfluß

fluß hatte, nicht mehr erster Minister von Großbritannien. Als er seine Theilnahme an den Beschlüssen des londoner Cabinets fast ganz verschwunden sah, erklärte er: die Stimme des Volkes habe ihn in das Ministerium gerufen, und dem Volke glaube er daher, wegen seines Verfahrens Verantwortung schuldig zu seyn; da er aber die Regierung nicht mehr nach seinen Einsichten leiten dürfe, so könne er auch nicht länger verantwortlich seyn, und er wolle sich daher dieser Lage lieber entziehen. Dieser Erklärung zufolge legte er nun (1761 Oct.) seine Ministerstelle nieder. Wie sehr wurde sein Abgang von den Freunden des Vaterlandes bedauert! Das französische Ministerium schmeichelte sich schon mit der Hoffnung, daß Großbritannien mehr Neigung zum Frieden zeigen würde; allein der dirigirende Vute wagte es nicht gleich, der Stimmung der Nation zuwider zu handeln. Er sorgte daher nicht nur für die Ergänzung der englischen Truppen in Deutschland, sondern er vermehrte sie auch noch durch ein neues Bataillon Bergschotten. Die Armee der Allirten war noch nie so stark gewesen; doch die

102,000

102,000 Mann, aus welchen sie bestehen sollte, waren gewiß wieder nicht vollzählig.

Das französische Heer zählte in diesem Feldzuge (1762) über 30,000 Mann weniger, als in dem vorigen. Man wollte, wegen der Friedenshoffnung, keine neuen Eroberungen machen, sondern nur die alten behaupten. Daher glaubte man auch den Marschall Broglie entbehren zu können. Broglie und Soubise hatten sich, als sie während der Winterquartiere zu Paris waren, damit beschäftigt, den schlechten Erfolg des Feldzuges auf die Rechnung des andern zu schreiben. Die Hofparthey entschied jedoch für Soubise. An Broglie's Stelle kam der alte Marschall d'Estrees. Unter dem Prinzen von Conde stand noch eine französische Armee am Niederrhein. Das französische Hauptheer zog sich (im Jun.) bey Cassel zusammen; Ferdinand stellte, während daß der Erbprinz den Prinzen von Conde beobachtete, seine Armee an der Dimel auf.

Um diese Armee von Hessen zurückzuhalten, nahmen die beyden Marschälle ihre
Galletti Weltg. 171 Th. 2 Stck

Stellung zwischen Kassel und der Dintel. Das schöne landgräfliche Lustschloß Wilhelms-
thal war ihr Hauptquartier. Ferdinand
wollte sie hier (24. Jun.) überraschen. Sein
vortrefflicher Plan würde, pünktlich ausge-
führt, eine Niederlage der Franzosen zur
Folge gehabt haben; aber einige Colonnen
verspäteten sich, und der Verlust der Fran-
zosen betrug daher nicht viel über 4200
Mann. Die Angst, welche die Marschälle
über die ausgestandene Gefahr empfanden,
war jedoch so groß, daß sie sogleich über die
Fulda zurückgingen. Ferdinand wünschte sie
jetzt immer mehr hinter der Fulda zusam-
menzudrängen. Auf der steilen, mit Holz
bewachsenen Anhöhe bey Lutterberg standen
aber die Sachsen. Diese versäumten es,
das Ufer der Fulda zu bewachen. Die Al-
liirten setzten durch das Wasser, das ihnen
bis an den Leib reichte, und die Sachsen
wurden von ihnen (24. Jul.) so überrascht,
daß sie 1200 Mann und 13 Kanonen ver-
lohren. Die sächsische Leibgarde zu Pferde
machte, mit den von den Franzosen empfan-
genen Pferden, ein schlechtes Probestück.
Die französischen Marschälle hielten sich jetzt
in

in der Gegend von Frankfurth nicht mehr für recht sicher. Conde mußte vom Niederrhein her zu ihnen stoßen. Die Vereinigung mit demselben erfolgte an der Ribba, nachdem sie, Göttingen und Münden räumend, (17 bis 26. Aug.) über Hersfeld und Hünefeld sich zurückgezogen hatten. Der Erbprinz blieb dem Prinzen Conde immer zur Seite; dieser war jedoch zu nachsichtig, als daß er ihm zu einem günstigen Angriffe hätte Gelegenheit geben sollen. Die Franzosen besetzten den Johannisberg bey Friedberg. Bey dieser Gelegenheit wurde (30. Aug.) der thätige Luckner von ihnen überrascht, und der Erbprinz, der ihm Hülfe leisten wollte, wurde so nachdrücklich zurückgetrieben, daß seine ganze Infanterie in Unordnung gerieth. Der Erbprinz führte sie nun selbst noch einmal gegen den Feind, als ihm eine Musketenkugel durch den Unterleib fuhr. Die Allirten blühten an diesem Tage 1400 Mann ein. Die französischen Marschälle rückten hierauf (Sept.) wieder bis Gießen vor. Ferdinand stellte sich ihnen bey Homburg an der Ohm entgegen. Er wollte, um Kassel ruhig belagern zu können, sie aus dieser Gegend entfernen.

fernen. Dieß veranlaßte (21. Sept.) ein schreckliches Kanonenfeuer bey einer Brücke, das vielen Leuten, ohne Erfolg, das Leben kostete. Ueber die Belagerung von Cassel (seit 16. Oct.) führte der Prinz Friedrich, Ferdinands Bruder, die Aufsicht. Die Besatzung von 6700 Mann war so schlecht versehen, daß sie mit Brod von Hafer, Starks, Reis, und Kürbissen, und mit Pferdefleisch, sich begnügen mußte. Ein Pfund schlechtes Kuhfleisch galt zwey Gulden. Nach 14 Tagen (am 1. Nov.) mußte die Stadt, deren Festungswerke noch ganz unbeschädigt waren, übergeben werden.

Dieß war der letzte Auftritt des Krieges zwischen den Franzosen und den Allirten. Frankreich und Großbritannien hatten indessen Frieden gemacht. Choiseul fühlte es zu lebhaft, wie sehr der Stand der Ruhe für den Staat, dessen erster Minister er vorstellte, unentbehrlich war. Die Engländer hatten den Franzosen fast alle ihre Colonien, die Stützen ihres Handels, weggenommen. Sie hatten sie aus Ostindien ganz verdrängt; Pondichery war (1761 Jan.) und Mahé, eine

wich;

wichtige Niederlassung auf der Küste Malabar (im Febr.) von den Engländern erobert worden. Diese hatten den Franzosen auch die westindische Insel Dominica weggenommen. Ja sie bemächtigten sich (1761 April) sogar der nicht weit von der Küste von Bretagne entfernten Insel Belle Île. Die Stadt und Festung Palais wurde von 4000 Mann, über die St. Croix den Befehl führte, gut vertheidigt, und an der gegenüberliegenden Küste stand der Duc d'Anguillon mit 20,000 Mann. Allein es fehlte an einer Flotte, die ihn hinüber brachte. Die Engländer herrschten seitdem auch über den biscayischen Meerbusen, der sich zwischen Frankreich und Spanien ausdehnt.

Choiseul schickte hierauf den Grafen von Bussy, als einen Friedensunterhändler, nach London; dagegen kam der Lord Stanley, im Namen des Königs von Großbritannien, nach Paris. Indessen machte aber Choiseul noch einen Versuch, die große Ueberlegenheit der englischen Seemacht zu bekämpfen. Er erredete den König von Spanien, sich mit Frankreich durch das bourbonische Familiens

bünd:

Bündniß zu vereinigen, welches (1761 Aug. 15.) zu Paris unterzeichnet wurde. Dieses Bündniß, an welchem man auch Neapel und Parma Theil nehmen ließ, hatte hauptsächlich die Absicht, jeden Krieg, in welchen einer von den Bundesgenossen gerathen würde, als einen gemeinschaftlichen Krieg zu behandeln. Frankreich verschaffte sich durch dieses Bündniß den Vortheil, immer einen Bundesgenossen zu haben, der, während eines Krieges mit Großbritannien, einen Theil der englischen Macht beschäftigte, um dem, den Engländern ganz ergebenen portugiesischen Reiche gegen denselben Schutz zu verleihen.

Um einen Vorwand zum Kriege zu haben, verlangte Bussy, im Namen des Königs von Spanien, daß Großbritannien demselben nicht nur einige weggenommene Handelschiffe wieder zurückgeben, sondern auch der Befugniß, an der Hondurasbay, in der Statthalterschaft Guatimala, Campecheholz zu fällen, entsagen möchte. Pitt, der sich von dem bourbonischen Familienbündnisse eine Abschrift zu verschaffen gewußt hatte, behauptete

tete

tete im Staatsrathe, daß man dem Könige von Spanien auf der Stelle, und noch vor der Vollendung seiner Rüstungen, den Krieg ankündigen müsse; Bute's Parthey überstimmte ihn jedoch. Bald hatte man aber Ursache, die Weisheit von Pitts Rath zu fühlen. Die zu Cadix erwartete Silberflotte war kaum angekommen, als die Sprache des madriders Hofes einen entschlossenern Ton annahm. Spaniens Staatscasse und Armee befand sich damahls in einer guten Verfassung. Die Spanier hatten seit hundert Jahren nicht so viele Kriegsschiffe gehabt. Havannah, ihr wichtigster Ort in Nordamerika, war durch eine Flotte von 13 Linien Schiffen, durch eine ansehnliche Abtheilung von Kriegsvolk, und durch gute Festungswerke, gedeckt. Auch schmeichelte man sich mit der Hoffnung, daß sich Großbritannien, bey dem ungeheuern Anwachse seiner Nationalschuld, nicht noch in einen neuen Krieg würde einlassen können. Allein man irrte sich; Georg III kündigte (1762 am 2. Jan.) dem Könige von Spanien den Krieg an.

Die bourbonischen Höfe fiengen nun ihre Feindseligkeiten gegen England damit an,
daß

daß sie (im März) von dem Könige von Portugal die Bewilligung, Lissabon und noch drey andre Häfen seines Reiches mit ihren Truppen zu besetzen, verlangten; auch rückte, diese Bewilligung zu erzwingen, ein spanisches Heer an die portugiesische Gränze: Portugal blieb aber dem ungeachtet seiner Ergebenheit für Großbritannien treu. Hierauf drangen 40,000 Spanier, die den siebenzigjährigen Marquis de Sarria zum Oberbefehlshaber hatten, in drey Abtheilungen, in Portugal ein. Bald befand sich fast die ganze Provinz Douro und die Provinz tráz os Montes in der Gewalt der Spanier. Der Weg nach Porto stand ihnen offen, und die englischen Kaufleute entfernten sich schon. Die Spanier drangen zugleich in die Provinzen Beira und Estremadura ein. Aber ihre Fortschritte wurden plötzlich gehemmt, als der Graf Friedrich Wilhelm von Lippe, Bückeburg, der sich als einen der ersten Ingenieure dieser Zeit auszeichnete, als oberster Befehlshaber der portugiesischen Armee, anlangte. Dieser hatte mit allen möglichen Hindernissen zu kämpfen. Das portugiesische Heer,

daß

das aus 17,000 zu Fuß, und 2400 zu Pferde bestehen sollte, hatte kaum die Hälfte von dieser Mannschaft; auch fehlte es denselben ganz an kriegerischem Geiste, und an Kriegszucht. Die 6000 Soldaten, die der König von Großbritannien seinem Bundesgenossen schickte, behandelten die Portugiesen so schlecht, daß sie von den erbitterten Leuten zum Theil niedergehauen wurden. Neidische Minister und Generale arbeiteten dem deutschen Feldherrn wetteifernd entgegen. Dennoch brachte es dieser dahin, daß die Spanier, die bald schlechtere Soldaten als die Portugiesen waren, alle portugiesische Provinzen wieder räumen mußten. Der sehr unbedeutende Feldzug kostete dem Könige von Spanien 15,000 Mann und vieles Geld.

Allein Spanien verlor auch Havannah. Eine Flotte unter dem Admiral Pokok versetzte eine Truppenabtheilung, die den Grafen von Albemarle zum Oberbefehlshaber hatte (1762 Jun.) an den Ort ihrer Bestimmung. Die englische Flotte gieng durch die alte Meerenge bey Bahama. Bisher hatte man diese Durchfahrt für eine große Flotte

Flotte für unmöglich gehalten. Nach neun Wochen (13. Aug.) war der für den spanischen Handel so wichtige Ort erobert. Die Engländer bemächtigten sich auch, von Ostindien aus, (6. Oct.) der reichen Handelsstadt Manilla auf der philippinischen Insel Luzon. Spanien verlor nun alle Lust, diesen Krieg fortzusetzen. Da nun die Engländer den Franzosen indessen auch noch die westindischen Inseln Martinique, Grenada, St. Lucie und St. Vincent weggenommen hatten, so fühlte das französische Ministerium den lebhaftesten Drang, den Staat aus diesem Kriege herauszuziehen. Die Nation hatte, durch die gänzliche Hemmung ihres Handels gar zu sehr gelitten. Das viele Subsidiengeld, das man nach Deutschland schickte, und das die englischen Capter wegnahmen, hatte einen so fühlbaren Mangel an klingender Münze nach sich gezogen, daß, um diesem Uebel abzuhelpen, der König, die Prinzen vom königlichen Hause, und die Herren vom hohen Adel, ihr Silbergeschirre in die Münze schickten. Dieses Mittel war jedoch nicht hinreichend. Unter diesen Umständen konnte es das französische Ministerium

nistrium dem Besten Frankreichs unmöglich angemessen finden, einen Krieg, der demselben jährlich 30 Millionen Thaler kostete, länger fortzusetzen. Doch auch die englische Nation verlor die Lust, diesen Krieg, der ihm einen jährlichen Aufwand von 50 Millionen Thaler verursachte, der die Interessen seiner Staatsschuld mehr als verdoppelte, länger fortzusetzen. Bute, der jetzt die Staatsverwaltung nicht mehr mit Pitt theilte, hatte daher keine große Mühe, den König und die übrigen Minister, für den Frieden zu stimmen. Choiseul, dem diese Gesinnungen nicht lange unbekannt blieben, schickte (1762 Sept.) den Duc de Nivernois nach London. Zu Paris erschien der Herzog von Bedford.

Die Unterhandlungen erforderten keine lange Zeit. Da Bute von Pitts Plan, das Haus Bourbon in eine für Großbritannien ganz unschädliche Lage zu versetzen, abging, und Nivernois ein Meister im Unterhandeln war, so kam man schon nach einigen Wochen (1762 am 3. Nov.) zur Unterzeichnung der Präliminarien. Dieß geschah auf dem Jagdschlosse

schlosse Fontainebleau. Der feyerliche Friedensschluß erfolgte zu Paris (1763 am 10. Febr.) Diefem trat auch Portugal bey, welches also, so wie Großbritannien, mit Frankreich und Spanien sich wieder ansehnzte.

Frankreich mußte, für Belle Isle, Minorca wieder herausgeben. Die Festungswerke von Dünkirchen sollten, sowohl auf der Land- als Seeseite, geschleift werden. In Amerika verlohr Frankreich ganz Canada bis in die Mitte des Flusses Mississippi, imgleichen das Cap Breton, nebst der dortigen Fische-rey, und die Inseln Grenada, St. Vincent, Dominica, und Tabago. In Ostindien bekam es zwar Pondichery und Mahé wieder; es wurden ihm aber in ganz Bengalen nicht mehr, als drey schwach besetzte Factoreyen, erlaubt. In Afrika mußten die Franzosen den Engländern den Senegal, und alle mit demselben verbundenen Besitzungen und Rechte, abtreten. Spanien überließ, um Havannah, und das auf Cuba weggenommene, wieder zubekommen, den Engländern Florida, und die fernere Befugniß, das

Campe

Campecheholz zu benutzen. Portugal kam wieder in seine vorige Lage.

Elfter Abschnitt.

Friedrichs und der Marie Theresie Mittel, den Krieg fortzusetzen. Butturlin und Laudon händeln vereinigt mit zu wenig Uebereinstimmung. Schweidnitz von Laudon überrascht. Friedrich in großer Gefahr. Colberg von den Russen eingenommen. Friedrichs bedenkliche Lage. Peter III sein Freund, sein Bundesgenosse. Schweidnitz von den Preussen wieder erobert. Heinrichs Sieg bey Freyberg. Kleist streift nach Franken. Friede zu Hubertsburg.

Friedrich II, dem Frankreichs Feindschaft jetzt nicht länger Besorgniß machte, hatte schon früher das Glück gehabt, Rußland aus der Reihe seiner Feinde abtreten zu sehen. Vorher bestand er jedoch noch einen harten Kampf, der ihn seinem Untergange

gange nahe brachte. Am Ende des letzten Feldzuges (1760) wo ihm der Sieg bey Torgau den Besitz von Sachsen rettete, strengte er alle Kräfte seines Geistes, und alle seine Erfahrung an, um die zur Fortsetzung des Krieges erforderlichen Mittel aufzutreiben. Seine vornehmste Quelle blieb noch immer Sachsen. Die Stadt Leipzig, welche die Reichsarmee etwas zu bereitwillig aufgenommen haben sollte, wurde zu ungeheuern Geldsummen, und zu unerschwinglichen Lieferungen verurtheilt. Eine halbe Million Thaler, die schon bezahlt worden war, reichte noch nicht hin. Die Stadt sollte noch 600,000 Thaler aufbringen. Vergebens stellte der Magistrat die Unmöglichkeit vor, dieser Forderung Gnüge zu leisten. Die vornehmsten Magistratspersonen und Kaufleute hatten nun das Schicksal, vier Monate hindurch im Gefängnisse, als Mißthäter, behandelt zu werden. Man wollte sie sogar als Recruten nach Magdeburg schaffen. Zum Glück befand sich Goltzkowsky, den wir schon als den Retter von Vercin kennen lernten, in Leipzig. Dieser brachte es (1761 Jan.) dahin, daß sich der König mit 800,000

800,000 Thaler begnügte. Indessen waren viele Menschen vor Gram gestorben, und viele waren weggezogen. Der Handel stockte, und die berühmten Messen waren von Jahrmärkten wenig verschieden.

Ein andres Mittel, wodurch Friedrich sich Geld verschaffte, war die hohe Verpachtung der Münze. Er hatte dieselbe den beyden berlinischen Juden, Ephraim und Izig, verkauft. Die Summe, die sie dafür entrichteten, wurde jährlich erhöht. Sie betrug zuletzt sieben Millionen Thaler. Mit der Erhöhung des Pachtgeldes sank natürlich der Werth der Münzsorten. Die Eindrittelsstücke, die nicht allein unter preussischen, sondern auch unter sächsischen, meklenburgischen und anhaltbernburgischen Stempel ausgeprägt wurden, waren zuletzt so geringhaltig, daß ein alter Friedrichsd'or gegen 20 Thaler von dieser Münze verwechselt wurde. Dieses Erwerbsmittel wurde bald nachgeahmt. Kleine Fürsten, und Schweden, nahmen zu demselben gleichfalls ihre Zuflucht. In Birmingham, und in Holland, wurden ganze Käffer von so schlechtem Gelde gemacht. Das
Uebel

Uebel breitete sich, aller Verbothe des Kaisers und der Reichskreise ungeachtet, immer weiter aus. Theuerung und Verarmung waren die unvermeidliche Folge desselben. Dem Könige fehlte es nun fast weniger an Geld, als an Recruten. Seine meisten Länder konnten ihm keine Mannschaft mehr stellen. Desto mehr junge Leute mußten Sachsen und Mecklenburg liefern. Der geschäftige Cölln warb alle Nationen für die preussische Armee. Er schonte kein Land; aber er brachte seine Leute auch in der größten Geschwindigkeit zusammen.

Friedrichs Gegnerin, Marie Theresie, befand sich in keiner geringern Verlegenheit, die Mittel zum künftigen Feldzuge aufzutreiben. Ihre Unterthanen mußten eine Vermögenssteuer von zehn Procent entrichten. Eine päpstliche Erlaubniß berechnete sie, sich von allen Clöstern den zehnten Theil ihrer Einkünfte geben zu lassen. Dennoch wurden die Staatsofficiere bis zum Major bloß mit Staatsobligationen bezahlt, die sie, mit Ver lust, bey einer vom Kaiser Franz errichteten Bank in baares Geld umsetzen konnten. Mit eben

solchen Obligationen wurden auch die meisten Lieferungen bezahlt. Vermögende Patrioten ließen der Kriegscasse ansehnliche Beyträge zufließen. Der Fürst Wenzel von Lichtenstein übernahm die Unterhaltung eines Theils des österreichischen Artilleriecorps. Die Frauenzimmer zupften für die vaterländischen Helden, die den Wunden trosteten, ganze Fuder von Charpie.

Der Nationalhaß, der auf den Gang der Kriege einen entscheidenden Einfluß hat, wurde zwischen den Oestreichern und Preussen immer stärker angeflammt. Die Oestreicher behandelten die preussischen Kriegsgefangnen unbarmherzig. Sie zwangen sie zum Theil zum Kriegsdienste. Die Officiere die man in kleine Städte verlegte, bekamen oft keinen Sold. Fouquet, der sich derselben mit zu lebhafter Wärme annahm, wurde, als ein Majestätsverbrecher, nach Karlsstadt in Croatien gebracht, und in eine Festsung eingesperrt. Des Vergeltungsrechtes wegen ließ Friedrich die österreichischen Generale, die sich in seiner Gewalt befanden, auf die Citadelle zu Magdeburg setzen.

Gallotti Weltg. 17r Th. M Daffür

Dafür schickten die Oestreicher die preussischen Generale nach Kuffstein in Tyrol. Friedrich schonte nun auch die östreichischen Generalslieutenante nicht, und einer derselben wurde sogar mit Gewalt eingeschlossen.

Marie Theresie rechnete noch immer auf die Wiedereroberung von Schlessien. Obgleich Friedrich schon viel verlohren hatte, so blieb ihm in Schlessien doch noch manche Festung übrig. Man brauchte daher in diesem Lande zwey Armeen; mit der einen wollte man die Festungen zu erobern suchen, mit der andern die Belagerungen decken. Die russische Armee unter Burturlin sollte sich mit Laudon vereintgen. Dieß bildete zusammen eine Kriegsmacht von 120,000 Mann. Diesen konnte Friedrich nicht mehr als 58,000 Streiter entgegenstellen, während daß sein Bruder Heinrich mit 32,000 Mann die Fortschritte des weit stärkern Dauns, und der Reichsarmee, deren Oberbefehl von dem Herzoge von Zweybrücken an den Feldmarschall Serbelloni übergegangen war, aufzuhalten suchte. In Pommern mußte Friedrich, der Festung Colberg wegen, auch eine Abtheilung

Abtheilung von seinen Truppen stehen lassen. Nur an der Hand des Glücks entging der König der großen Gefahr, die über ihn hereinzubrechen drohete.

Laubon kündigte den bis zum 26ten May verlängerten Waffenstillstand schon am 28ten April auf. Er wollte der Truppenabtheilung, mit welcher Goltz in Schlesien stand, Finks und Fouquets Schicksal zu bereiten; Goltz vereitelte jedoch diesen Plan durch seine Wachsamkeit. Friedrich eilte nun (im May) mit einem Theile seines Heeres nach Schlesien. Von Strehla aus legte er in 10 Tagen 31 Meilen zurück. Er gönnte seinen Leuten nicht mehr als einen Ruhetag; aber sie fanden auch überall, wo sie hinkamen, einen wohlbesetzten Tisch. Bey Schweidnitz zog Friedrich (16. May) einen Theil des goltzischen Heeres an sich; mit dem Ueberreste, 12,000 Mann, mußte Goltz gegen Glogau vorrücken, um den Marsch der Russen zu beobachten. Diese waren noch mit Vorbereitungen zu ihrem Feldzuge beschäftigt. Goltz that daher seinem Könige den Vorschlag, die noch abgesonderten Abtheilungen

N 2

lungen

lungen der Russen von 8000 Mann unter dem General von Schmettau einzeln anzuweisen zu lassen. Eben rüstete jedoch den braven und einsichtsvollen Feldherrn eine Krankheit hinweg. Ehe sein Nachfolger, Ziethen, anlangte, hatten sich die Abtheilungen des russischen Heeres schon aneinander angeschlossen, und Ziethen bekam von seinem Könige den Befehl, nach Breslau zurückzukehren.

Laudon machte einen vortrefflichen Plan, dem Könige die Verbindung mit der Festung Meisse zu entziehen; aber an der Ausführung desselben hinderten ihn falsche Nachrichten, die ihm ein Officier des Generals Brentano brachte. Indessen bemächtigte sich Friedrich, durch eine äußerst gewagte, jedoch meisterhaft ausgeführte Bewegung, der Anhöhen bey Großnassen, die ihm die Verbindung mit Meisse versicherten. Die Vereinigung der Oestreicher und Russen, die in Oberschlesien erfolgen sollte, mußte nun in Niederschlesien versucht werden. Die russische Armee marschierte, nach Butturilins politischen Rücksichten, nur sehr langsam. Sie legte in einem Tage oft nur eine Meile zurück. Dem:

noch

noch richtete Laudon, von der Menge seiner leichten Truppen unterstützt, seine Bewegungen mit so vieler Klugheit ein, daß Friedrich dessen Absicht, der Vereinigung mit den Russen sich zu nähern, erst nicht errathen, und, als er sie endlich merkte, sie nicht mehr vereiteln konnte. Laudon und Butturlin umarmten sich bey Jauer (12. Aug.). Allein ihr Herz hatte an dieser Umarmung wenig Antheil. Keiner traute dem andern; jeder war mit dem andern unzufrieden. Laudon machte dem Butturlin seinen langsamen Marsch zum Vorwurfe; Butturlin glaubte, Laudon hätte den günstigen Zeitpunkt versäumt, die Abtheilungen der Preussens einzeln anzugreifen.

Friedrich hatte jetzt die Russen vor sich, und die Oestreicher auf der Seite. Es glückte ihm, die Anhöhen bey dem Dorfe Bunzelwitz zu besetzen. Diese verschafften ihm den Vortheil, nicht nur eine Belagerung von Schweidnitz zu verhindern, sondern auch Breslau von einem Angriffe zu sichern. Um sich auf diesen für ihn so wichtigen Anhöhen zu behaupten, machte er aus
ihnen

ihnen eine, jedem Angriffe trozende Festung, ließ er seine Leute bey Tage schlafen, und mit dem Retraiteschuß wieder unter das Gewehr treten. Laudon zog sich nun erst von dem Gebirge herab, in die Ebene, um sich an die Russen näher anzuschließen. Die beste Jahreszeit war jedoch schon verstrichen, und noch hatte die große vereinigte Macht ihre Ueberlegenheit nicht benutzt. Laudon mußte mit Recht die Vorwürfe seiner Monarchin befürchten. Laudon und Butturlin hielten einen Kriegsrath; jener wollte angreifen, und dieser nur einschließen. An der Tafel, bey einem Glase Wein, hatte (30. Aug.) Butturlin (wie Friedrich erzählt) dem Entschlusse des Angriffes seinen Beyfall gegeben; er besann sich aber, als er den Mauth ausgeschlafen hatte, wieder anders.

Laudon sah nunmehr alle seine schönen Aussichten, sich Ruhm und Ehre zu erwerben, vereitelt, er sah, die Hoffnung, Schlesien zu erobern, verschwunden. Noch einmahl begab er sich selbst zu Butturlin: noch einmahl gab er sich alle Mühe, ihn dem Angriffe geneigt zu machen; aber der russische

sche Feldmarschall bewilligte ihm bloß auf den Fall, wenn die östreichische Armee angegriffen werden sollte, die Hülfe einer Truppenabtheilung. Der Verdruß den Laudon deswegen empfand, zog ihm eine Gallencolik zu, die ihn zwey Tage peinigte. Er entwarf hierauf (im Sept.) den Plan zu einer Schlacht; er wagte es, den Russen ihre Rollen auszutheilen. Dieses dictatorische Vorgehen bewirkte, daß die bisher geheuchelte Freundschaft des auf seine Ehre und sein Dienstalter stolzen Butturlin in Kaltfinn, und in ein entschlossenes „Nein“ übergieng. Butturlin zog sich, eine Truppenabtheilung von 20,000 Mann unter Czernichew bey den Oestreichern zurücklassend, mit der Hauptarmee nach Fauer, und nach der Oder, zurück. Laudon wendete sich nun wieder nach dem Gebirge, und Friedrich war durch die geringe Uebereinstimmung, mit welcher seine Feinde handelten, der großen Gefahr, die ihm drohete, glücklich entgangen.

Friedrich, der sich jetzt wieder freyer bewegen konnte, schickte den General Platen
mit

mit 8000 Mann nach Breslau. Der eingeschlossene Mann sollte die russischen Magazine in Polen vernichten. Bey dem Kloster Gostin überraschte er (12. Sept.) einen großen Vorrath, der zur russischen Armee geschafft werden sollte. Von den 5000, die demselben zum Schutze dienten, wurden 600 getödtet, und 2000 gefangen. Das Magazin stieg in Rauch auf. Vierzehn Tage hernach (30. Sept.) verließ Friedrich seine bisherige Stellung bey Bunzelwitz. In Schweidnitz war nur noch auf einen Monats Vorrath übrig. Die Zufuhr aus Breslau konnte nur unter dem Schutze einer starken Bedeckung herbeykommen. Friedrich näherte sich daher den Magazinen in Meisse. Laudon ließ ihn in Frieden ziehen. Seine Entfernung both ihm zur Ausföhrung einer wichtigen Unternehmung eine günstige Gelegenheit dar.

Das Innere der Festung Schweidnitz, von welcher sich Friedrich jetzt entfernte, war vielen Officieren von Laudons Armee noch unbekannt. Unter den Kriegsgefangnen befand sich ein Officier, der dem Laudon sehr zweckmäßige

mäßige Anschläge zukommen ließ. Die Besatzung bestand nur aus 3800 Mann. Sie zählte zu wenig Artillerie. Verschiedene Werke waren sehr vernachlässigt. Die Cavallerie, Patrouillen, die des Nachts die Festung umritten, blieben zu sehr in der Nähe. Die Oestreicher, unter welchen sich nur 500 russische Grenadiere befanden, näherten sich der Festung während der nächtlichen Stille. Laudon untersagte seinen Leuten die Plünderung; er versprach ihnen dafür eine Belohnung von 100,000 Gulden. „Führen sie uns nur an,“ riefen ihm die wallonischen Grenadiere zu; „wir wollen kein Geld!“ Hierauf näherten sich 20 Bataillone, in vier Colonnen, mit Leitern und Maschinen, unbenutzt den Außenwerken. Zastrow, der Befehlshaber der Besatzung, hatte, gewarnt, am vorhergehenden Nachmittag (30. Sept.) die Besatzung ins Gewehr gerufen, und auf die nöthigen Posten vertheilt. Er selbst wohnte nicht, wie man ihm Schuld giebt, einer Tanzgesellschaft bey; er befand sich vielmehr auf dem Hauptwalle. Die Besatzung unterhielt in den Werken beständig ein kleines Gewehrfeuer. Die Artillerie that
von

von Zeit zu Zeit einige Kanonenschüsse. Um so weniger konnte man (1. Oct.) das Anrücken der Oestreicher hören. Zastrow hatte seiner Reserve keine bestimmten Befehle gegeben. Die Verwirrung ward daher bald herrschend, als die östreichischen Grenadiere, ohne einen Schuß zu thun, mit gefälltem Bajonet, in den bedeckten Weg eindringen, und die Russen, gleich Unsinnigen, so hereinstürzten, daß sie über die Leichen ihrer Cameraden, mit welchen sich eine unerwartete Tiefe anfüllte, hinüberkletterten. Zugleich setzten sich 250 östreichische Kriegsgefangne, die sich im Wasserfort befanden, in Freyheit. So wurde die preussische Besatzung schnell überwältigt; doch kostete es den Oestreichern 1490, und den Russen 100 Mann. Jene plünderten, des Verboths ihres Obergenerals ungeachtet. Die Russen sahen ruhig zu. Zastrow's Bericht an seinen König fieng sich an: „Sire, alles ist verlohren, nur die Ehre nicht!“ Friedrich fand seine Rechtfertigung so hinlänglich, daß er den Vorfall für ein Räthsel erklärte, über welches er sein Urtheil verschieben wollte. Zastrow bekam auch erst nach dem Kriege seinen Abschied.

Ans

Anstatt der Belohnungen und der Lobpreisungen, die Laudon von seiner Monarchin erwartete, wurden ihm von der Marie Theresie Berweise zu Theil. Der Hofkriegsrath konnte es ihm nicht verzeihen, eine so wichtige Unternehmung, ohne seinen Befehl ausgeführt zu haben, und kaum rettete der Kaiser Franz, der Vertraute seines Vorfahrens, die kältere Ueberlegung des Fürsten Kaunitz, und der mächtige Einfluß des alten Sickingen, den General ohne Ahnen, ohne Protection, der sich bloß durch seine Talente vom Croatenmajor emporgeschwungen hatte, von der Ungnade der Monarchin.

Friedrich konnte Schweidnitz jetzt nicht wieder erobern. Laudon konnte seine Eroberungen weiter treiben, wenigstens seine Winterquartiere im schlesischen Gebirge behaupten. Friedrich's Lage war im ganzen Kriege kaum so bedenklich gewesen. Seine Soldaten fiengen an, den Muth zu verlieren. Friedrich versammelte daher die vornehmsten Officiere seiner Armee. Er schilderte ihnen seine Unglücksfälle, seine Hoffnungen. Jedem von ihnen sollte es frey stehen, seinen
Dienst

Dienst zu verlassen. Keiner bediente sich dieser Erlaubniß. Das Verlangen nach einer Schlacht war fast allgemein; aber Laudon wich derselben geflissentlich aus. Um sowohl Neiße als Breslau zu decken, und Laudons Fortschritte zu hemmen, wählte Friedrich bey Strehlen, zwischen Schweidnitz und der Oder, eine Stellung, wo ihn Laudon in ungestörter Ruhe ließ, weil ihn der Befehl des Hofkriegsrathes auf die Vertheidigung, und die Winterquartiere zwischen Schweidnitz und Böhmen, einschränkte.

Der Wunsch, den großen Mann, den man mit offener Gewalt nicht zu unterdrücken vermochte, auf eine hinterlistige Weise aus der Welt zu schaffen, mochte zu Wien manchem schon in den Kopf gekommen seyn. In der Nähe von Strehlen, wo Friedrich sein Hauptquartier hatte, lebte der Baron von Barkotsch, ein schlesischer Edelmann, der in seiner Jugend in österreichischen Kriegsdiensten gewesen war, von einem Vermögen von 300,000 Thalern. Dieser genoß Friedrichs Gunst so sehr, daß er ihn von allen Kriegsabgaben befreyte, daß er ihn an sei-

ner

ner Tafel, und in seinem Umgange, liebreich aufnahm. Dennoch entwarf der von seinen Mitständen beneidete Günstling Friedrich einen Plan, der dem Leben oder der Freyheit des Königs drohete. Dieser Plan sollte schon einige Monathe früher (15. Aug.) ausgeführt werden, als Friedrich in Schönbbrunn, einem warfotschen Dorfe, übernachtete. Zu dem Zimmer, wo Friedrich das mahls schlief, führte eine verborgene Thür und Treppe. Aber durch Zufall schloß sich am Abend vorher das zithensche Corps, das eben seine Stellung veränderte, um Schönbbrunn an. Warfotsch mußte daher die Ausführung seines Planes bis zu einem günstigen Zeitpunkt versparen. Dieser war nun gekommen. Friedrich hatte in dem 400 Schritte von Strehlen entfernten Dorfe Weiselswitz nicht mehr als eine Grenadiercompagnie, von welcher 30 Mann auf der Wache waren, zur Bedeckung. In der Nähe war ein Wald. Derjenige, der mit Warfotsch Friedrichs Ueberraschung verabredete, war der Graf Wallis, der Befehlshaber des laudonschen Regiments. Warfotsch brauchte seinen Jäger Köppel zum Vortheil,

und

und ein benachbarter Pfarrer, Namens Schmidt, sorgte dafür, daß die Briefe richtig bestellt wurden. Die Nacht des 30sten Novembers war die zur Ausführung bestimmte Zeit. Allein Käppel, dem Warlkotisch seine Briefe, ehe er sie von ihm zu siegeln ließ, erst vorlas, der glaubte, als der Theilnehmer an einem so wichtigen Geheimnisse, seinem Herrn Trost bieten zu können, und der war, als er in der unfreundlichen Novembernacht, nach den mühsamen Anstrengungen des Tages, abermahl einen Brief überbringen sollte, des Handels endlich so überdrüssig, daß er den Brief nicht zu Schmidt nach Schönhuben, sondern zum lutherischen Pfarrer zu Schönbrunn, dem biedern Gerlach, brachte. Dieser bath ihn dringend, dem Könige den Brief sogleich zu überreichen. Warlkotisch und Schmidt entwischten; doch Friedrich sprach dem erstern den Besitz seiner Güther ab; auch ließ er ihn, nebst dem Priester, im Bildnisse theilen. Käppel erhielt eine Forstbedienung. Gerlach starb, unbelohnt, in Armuth. Der Hof zu Wien leugnete alle Theilnahme an diesem Plane standhaft ab. Die Familie
der

der Grafen von Wallis wollte den Mitverschwornen des Barkosch nicht für ihren Verwanden anerkennen. Barkosch starb, nach langem Herumirren, in Ungern, wo er mit dem kleinen Jahrgehalt von 300 Gulden, den ihm Marie Theresie als ein Almosen zugestand, sich begnügen mußte.

Während daß Friedrich durch seine Klugheit und sein günstiges Schicksal der großen Ueberlegenheit seiner Feinde glücklich auswich, behauptete sich sein Bruder Heinrich standhaft bey dem Besitze von Sachsen. Zwar belief sich die daunsche Armee, seitdem sie an Laudon einen großen Theil ihrer Leute hatte abgeben müssen, nur noch auf 30,000 Mann; allein die Reichsarmee unter Serbelloni, die 20,000 Streiter zählte, war zu ihrer Unterstützung in der Nähe. Bey Heinrichs Heere, das 32,000 Köpfe zählte, waren verschiedene Regimente noch nicht vollzählig, und die meisten Freybatallione fiengen erst an, ihre Mannschaft zu sammeln. Daun stand, nicht weit von Dresden, an beyden Seiten der Elbe; die Reichsarmee dehnte sich vom Vogtlande bis an die Saale aus. Heinrichs Heer stand

stand bis Mostiz hin. Von zwey Armeen in der Nähe bedroht, mußte er auf die französischen Unternehmungen gegen Magdeburg und Halberstadt seine Aufmerksamkeit richten, durfte er auch die Schweden in Pommern nicht ganz vernachlässigen. Doch Daun ließ sich, die großen Unternehmungen in Schlesien abwartend, nur auf den kleinen Krieg ein. In diesem zeichneten sich auf der Seite der Preussen der General Seydlitz und der Oberste Kleist, aus. Der letzte, der Inhaber eines Husarenregiments, war, aus Patriotismus, 5 Schwadronen Freydragoner, und 1 Bataillon sogenannter Croaten, an. Die grünen Röcke, und die Värenmützen von jenen, lockten viele junge Leute herbey. Sie waren der Schrecken der Feinde, vornehmlich der Reichsarmee, und Kleist gehörte zu den ersten Partheygängern. Solche Officiere brauchte Heinrich, um während der Zeit, daß er bald gegen die Franzosen, und bald gegen die Schweden, Abtheilungen von seinem Heere schicken mußte, seine Feinde in der Furcht zu erhalten.

Die Schweden sollten den Russen, welche Colberg abermahls einschlossen, keinen Beystand

stand leisteten. Schon zu Anfang des Junis (1761) verschanzte sich eine Abtheilung der Russen, vor Colberg, zwischen der Ostsee und der Persante. Endlich erschien auch eine russische Flotte auf der Rade von Rügenwalde, die Geschütz und Kriegsvolk mitbrachte. Die Zahl der zur Belagerung Colbergs bestimmten Russen, über die Romanzow den Oberbefehl führte, belief sich nun auf 24,000 Mann. Diese schlossen (Sept.) zugleich mit der Festung, das preussische Corps unter dem Herzoge von Wirtemberg ein. Sie belagerten es so regelmäßig, daß sie sich demselben sogar in Laufgräben näherten. Einen Sturm, den sie wagten, schlugen jedoch die Preussen so tapfer zurück, daß die Russen 3000 Mann verlohren. Im Lager der Preussen wurde aber der Mangel an frischem Wasser, und an Lebensmitteln, immer fühlbarer. Sie freuten sich daher außerordentlich, als die vereinigte Flotte der Russen und Schweden, zu Anfang des Octobers, von einem heftigem Sturme weggetrieben wurde.

Romanzow wurde von Butturlins Armee verstärkt. Zwar vereinigten sich (4. Oct.) Galletti Weltg. 177 Eb. N mit

mit Württembergs Mannschaft noch die Abtheilungen der Generale Platen und Schenkendorf; die ganze Macht der Preussen, die Colberg beschützen sollte, belief sich aber doch nur auf 15 : 16,000 Mann. Der General Knoblauch, der von Treptow, im Bezirke von Greifenberg, an der Spitze von 2000 Mann, einen Vorrath abholen sollte, wurde von 8000 Russen angegriffen, und mußte, nachdem er sich hinter den schlechten Mauern fünf Tage lang vertheidigt hatte (23. Oct.) in die Kriegsgefangenschaft einwilligen. Württemberg verlor dadurch alle Verbindung mit Stettin. Der Mangel an Fütterung und an Holz wurde immer drückender. Man mußte zuletzt die Häuser abbrechen, um sich gegen die Novembertälte zu schützen. Romanzows Heer wuchs indessen bis auf 40,000 Mann an. Württemberg und Platen waren von der Gefahr, von den Russen ganz eingeschlossen zu werden, immer mehr bedroht. Um derselben zu entgehen, setzten sie über den Fluß Rega. Obgleich die Russen alle Rähne und andre Fahrzeuge zertrümmert hatten, giengen die Preussen (am 14. Nov.) über einen Damm, wo ihnen freylich das

Wasse

Wasser bis an die Knie reichte, doch hinüber.

Heiden, der nun in Colberg sich selbst überlassen war, setzte seine Standhaftigkeit aber demungeachtet fort. Der Vorrath an Brod reichte jetzt kaum hin, jedem Soldaten täglich 1 Pfund zu reichen. Wirtemberg machte (im Dec.) einen Versuch, der bezdrängten Festung einige frische Lebensmittel zuführen zu lassen; allein der Schnee war so tief, und die Kälte so groß, daß, ohne daß der Zweck erreicht wurde, viele Leute ihre Glieder erfroren, oder gar umkamen. In Zeit von einem Monathe starben 1,100 Menschen. Viele liefen aus Mißmuth davon. Ein Handelsschiff mit Korn, welches zum Glück vorbey kam, half der Besatzung wieder auf 14 Tage fort. Um ihr einige Erleichterung zu verschaffen, gieng Werner mit einer Abtheilung von Cavallerie nach Treptow, im Rücken der Russen; aber er benahm sich dabey so unvorsichtig, daß er sich überfallen, und mit vielen von seinen Leuten gefangen nehmen ließ. Heiden begoß seine Wälle mit Wasser, um sie spiegelglatt

zu machen; aber der mächtige Feind, den er in seiner Mitte hatte, der Hunger, nöthigte ihn endlich (16. Dec.) doch, die Festung zu übergeben. Indessen hatte der Oberste Velsling mit seinem Husaren-Regimente, und einem Freybataillione, die im Nothfalle vier Bataillione Landmiliz unterstützten, die schwedische Armee abgehalten, den Russen Hülfe zu leisten.

Die Oestreicher hielten in Schlesien, und die Russen in Pommern, zum erstenmahl Winterquartiere. In Sachsen waren die Oestreicher und Reichstruppen viel weiter, als in den vorigen Feldzügen, vorgedrungen. Friedrich hatte drey Festungen verloren. Sein Heer war außerordentlich zusammengeschmolzen. Auf 20,000 von seinen Soldaten; die sich in der östreichischen Gefangenschaft befanden, wollte Marie Theresie nicht austauschen lassen. Die Zahl der Ausreißer war sehr groß, und der Wirkungskreis des Generals Werner schränkte sich immer mehr ein. Diese traurige Lage, in welcher sich Friedrich am Ende des Feldzuges (1761) befand, machte seinen Feinden Hoffnung, seinen Untergang

zu vollenden. Marie Theresie dachte sich die Wiedereroberung Schlesiens so gewiß, daß sie schon allerley, vornehmlich den Handel betreffende Einrichtungen, in diesem Lande machte; daß sie (1761 Dec.) bey jedem Regimente drey Compagnien einzog, und die Armee um 20,000 Gemeine, und 1500 Officiere, verminderte. Friedrich fühlte auch das Traurige seiner Lage jetzt inniger, als sonst. Ganz in sich gekehrt, sprach er, selbst mit seinen Vertrauten, sehr wenig; speisete er gewöhnlich allein; hielt er keine Parade, machte er keinen Spazierritt; legte er sogar die Flöte weg. So sichtbar das Lebensende der Kaiserin Elisabeth herannahete, so wenig rechnete doch Friedrich darauf, weil er sich vom Glücke ganz verlassen glaubte, und um so angenehmer überraschte ihn endlich die Nachricht von ihrem (1762 am 5. Januar) wirklich erfolgten Tode.

Peter III, der Nachfolger der Elisabeth, war, während dem Kriege gegen Preussen, nicht in dem Staatsrathe erschienen. Er hatte seine Abneigung gegen diesen Krieg merklich geäußert. Um so eher durfte ihm
Fries

Friedrich zu seiner Thronbesteigung Glück wünschen, durfte er ihm seinen Wunsch, mit ihm in ein freundschaftliches Verhältniß zu kommen, zu erkennen geben. Peter schickte den Obersten Gudowiz, seinen Günstling, unter dem Vorwande, dem Fürsten von Zerbst, seinem Schwager, einen Beweis seiner Achtung zu geben, nach Deutschland. Dieser erhielt die geheime Weisung, über Breslau zu gehen. Friedrich, dem er hier aufwartete, machte es ihm ohne viele Mühe begreiflich, daß zum Kriege zwischen ihm und Rußland gar keine Ursachen vorhanden waren. Er schickte auch sogleich den Herrn von Golz, als seinen außerordentlichen Gesandten, nach St. Petersburg, um noch vor Eröffnung des neuen Feldzuges mit dem Kaiser zur Richtigkeit zu kommen. Elisabeth hatte sich, noch auf ihrem Todtbette, vom Senat das Versprechen geben lassen, daß man nicht, ohne Theilnahme der Bundesgenossen, mit Preussen Frieden machen wollte. Dennoch schloß ihn Peter, als Elisabeth kaum verschieden war. Die Russen zogen nicht nur aus der Neumark, aus Pommern, aus Preussen ab; sie räumten auch Colberg, und

und gaben die Gefangnen zurück. Peter rief seinen bisherigen Bundesgenossen, sich gleichfalls mit dem Könige von Preussen zu vergleichen, und da man zu Wien noch immer die Forderungen sehr hoch trieb, so gieng der russische Kaiser in seiner Freundschaft für den König Friedrich so weit, daß er dem General Czernichew den Befehl gab, mit seiner Truppenabtheilung zur preussischen Armee zu stoßen. Wie erstaunten nicht die Oestreicher, als sie die Russen, die bisher mit ihnen in einem Lager gestanden hatten, nun mit den Preussen vereinigt sahen! Eine Folge dieser Vereinigung war, daß die Schweden, die sich vor den Russen fürchteten, unter der Vermittlung ihrer Königin, zu Hamburg (1762 am 22. März) mit dem Könige von Preussen Frieden machten.

Friedrich, der die Zahl seiner Feinde auf einmahl so ansehnlich vermindert, und seine Hülfsstruppen vermehrt sah, für den der Kaiser Peter, der sich durch den preussischen Adlerorden, und eine preussische Uniform geehrt glaubte, an der Spitze eines großen Heeres selbst zu Felde ziehen wollte, der
fieng

fieng an, seine Officiere mit größerer Wirthschaftlichkeit und Strenge, als bisher, zu behandeln. Er entzog seinen Officieren die sogenannten Winterdouceurgelder, die sie zur Rüstung für den neuen Feldzug brauchten; dagegen gab er ihnen mehrere strenge Verordnungen, ließ er sie den Degen gegen den Esponton vertauschen. Seine leichten Truppen vermehrte er, so wie seine Artillerie, die nun bis auf 3500 Köpfe anwuchs. Damals machte er auch einige Hundert Artilleristen beritten; er soll jedoch schon vor drey Jahren (1759) reitende Artillerie gehabt haben. Marie Theresie, die jetzt den Kampf mit dem Könige allein zu bestehen hatte, wünschte ihre abgedankten Soldaten wieder versammeln zu können; allein diese hatten sich zu sehr zerstreut, und durch neue Mannschaft konnten sie nicht so geschwinde ersetzt werden.

Die östreichische Macht zog sich unter Daun wieder in Schlesien zusammen. Ihr Hauptbestreben war dahin gerichtet, den König zu hindern, daß er die verlohrnen Festungen nicht wieder erobern möchte. Schweidnitz wurde

wurde in den festesten Zustand versetzt, und mit einer auserlesenen Besatzung von 12,000 Mann versehen. Der Oberbefehlshaber derselben war Guasco. Die Vertheidigung leitete Gribauval, einer der ersten Ingenieure seiner Zeit. Daun stellte seine Armee am Fuße des Zobtenberges, in der Nähe von Schweidnitz, auf. Friedrich versammelte sein Heer in der Gegend von Breslau. Friedrich wollte (im Jul.) den linken Flügel der Oestreicher bey Strigau umgehen; Daun wählte aber eine andre Stellung zwischen Bögendorf und dem Zeiskenberge. Ein zweyter Versuch wurde von Brentano so tapfer vereitelt, daß von fünf preussischen Batallosnen 1200 Mann gefangen wurden. Die Kosaken die sich den östreichischen Vorposten jetzt sehr furchtbar machten, behandelten die östreichischen Unterthanen in dem benachbarten Böhmen doch etwas menschlicher, als sie die preussischen behandelt hatten, und zum Theil noch menschlicher, als die Preussen.

Eben war Friedrich mit dem Plane beschäftigt, durch seine Bewegungen die östreichische

chische

chische Armee von Schweidnitz zu entfernen, als Czernichew von der Kaiserin Katharine, die indessen ihrem Gemahle auf dem Throne gefolgt war, den Befehl erhielt, den Rückzug nach Polen anzutreten. Friedrich, der den Gesinnungen der neuen Kaiserin nicht traute, wollte die Truppenabtheilung von Czernichew schon entwaffnen lassen, als ihn die Vorstellungen seines geheimen Cabinetsraths Köppern von diesem Entschlusse zurückbrachten. Er befolgte dessen Rath zu seinem Glück; denn Katharine, die aus Friedrichs Briefen an ihren Gemahl Peter sah, daß ihm derselbe freundschaftliche Gesinnungen gegen sie empfohlen hatte, die wollte seine Feindin nicht seyn, und alle Kriegsanstalten wurden daher eingestellt.

Noch war den Oestreichern der an Czernichew ergangne Befehl nicht bekannt. Um so eher konnte der russische General dem Könige die Gefälligkeit erweisen, während des Angriffes, den er gegen Dauns Heer bey Burkersdorf machte, vor seinem Lager aufzumarschieren. Der General O'Reilly, der
die

die engen Zugänge bey Burkersdorf und Leutmannsdorf vertheidigen sollte, ließ es geschehen, daß die Preussen große Batterien errichteten. Da ihn nun Daun auch nicht mit gehöriger Sorgfalt unterstützte, so gelang den Preussen (20. Jul.) ihre Absicht, diese Zugänge zu überwältigen, vollkommen. Der östreichische Verlust belief sich auf 3400 Mann. Möllendorf, der damahls schon General war, trug zum glücklichen Erfolge sehr viel bey.

Friedrich konnte nun ganz ungestört die Belagerung von Schweidnitz unternehmen. Die Aufsicht über dieselbe führte der General Tauenzien. Dem Gribauval sollte Le Fevre, gleichfalls einer der größten Ingenieure seiner Zeit, entgegenarbeiten. Le Fevre be- diente sich, um seines Gegners Minengänge einzufürzen, der von Belidor erfundenen Druckkugeln; diese waren aber zu wenig wirksam, dem von ihnen erwarteten Zweck zu entsprechen. Dieß erzeugte einen un- irdischen Krieg, der, sechs Wochen hin- durch, mit abwechselndem Erfolge geführt wurde.

wurde. Le Febre rückte indessen immer nicht weiter vor. Der darüber verdrießliche König übernahm nun die Anordnung der Belagerungsanstalten selbst, und diese wurde zwar mit weniger Gelehrsamkeit, aber richtigerem Ueberblick, geführt.

Dann wollte (16. Aug.) Schweidnitz entsetzen; der General Beck, dem er dieses auftrug, wurde jedoch von seinen Collegien, Lasoy und Brentano, so schlecht unterstützt, daß die Unternehmung fehlschlug. Dann konnte jetzt weiter nichts thun, als durch eine Gelegenheit, die sich fand, dem General Guasco bekannt zu machen, daß er ihm das Schicksal der Festung überlassen müsse. Dieses half ein Zufall beschleunigen. Ein junger, erst kürzlich zur preussischen Armee berufener Feuerwerker richtete eine Haubitzen-grenade dahin, wo er arbeiten sah. Diese flog zur Thüre des Pulvermagazins hinein. Mit dem großen Vorrath flogen 9 Officiere und 200 Gemeine, in die Luft. Zugleich wurde die Maueröffnung, welche schon die vierte Druckkugel hervorgebracht hatte, so sehr

sehr vergrößert, daß ein Bataillon in der Fronte einrücken konnte. Da nun die Besatzung jetzt nicht allein an Munition, sondern auch an brauchbarem Geschütz, und an Lebensmitteln einen drückenden Mangel hatte, so mußte sie (9. Oct.) sich und die Festung übergeben. Die geringe Thätigkeit, die Daun bey der Rettung dieser Festung bewiesen hatte, zog ihm den Haß des wiener Volkes zu. Man warf seiner Gemahlin eine ganze Menge Schlafmützen in den Wagen; man sah an Dauns Pallaste, an der Hofburg, an allen Straßenecken, satyrische Einfälle und Kupferstiche. Vielleicht hatte sie Daun jetzt weniger, als sonst, verdient.

Von Schlesien zog Friedrich jetzt nach Sachsen. Hier stand eine österreichische Truppenabtheilung, über welche Serbelloni den Oberbefehl führte, von der Elbe bis nach dem Erzgebirge hin. An diese schloß sich die Reichsarmee unter dem Prinzen von Stollberg an. Serbelloni hatte, zur Sicherheit seiner Stellung, an der Mulde eine Postenkette gezogen; diese war jedoch so ausgedehnt,

gedehnt, daß sie Seydlitz und Kleist (11. May) durchbrechen konnten. Der östreichische General Zettwitz wurde, nebst 1500 von seinen Leuten gefangen. Die Preussen drangen hierauf bis Freyberg vor, und die Reichsarmee mußte das Erzgebirge verlassen. Seydlitz brandschatzte (im Jun.) einen ansehnlichen Landstrich von Böhmen. Er behandelte besonders den Adel und die Geistlichkeit sehr unbarmherzig, und er soll dieß, wie man sagt, auf ausdrücklichem Befehl seines Königs gethan haben, um die von den Russen in der Mark Brandenburg angerichteten Verwüstungen zu rächen. Kleist verfuhr noch mit größerer Schonung. Er, der (Jul.) die Weisung hatte, eine gewisse Anzahl von Dörfern abzubrennen, ließ, um seinem Auftrage wenigstens scheinbar Gnüge zu leisten, eine große Menge Stroh und Reifholz auf einer Anhöhe zusammenbringen, und einige nahe Hütten abbrennen, deren Besitzer aber vorher ihre Habseligkeiten wegschaffen durften. Das Geschrey der böhmischen Geistlichen und Mönche, über die Entweiheung und Plünderung der Kirchen und

Klöß

Klöster, empörte das Herz der frommen Maria Theresie. Sie warf auf Serbelloni, der Böhmen nicht besser vertheidigt hatte, einen lebhaften Unwillen. Dieser schob zwar die Schuld auf den übereilten Rückzug der Reichsarmee; dieß half ihm jedoch, wegen der heimlichen Gegenbemühungen seiner Feinde, so wenig, daß er den Oberbefehl an Haddick abgeben mußte.

Haddick sollte nur gezwungen, oder unter den günstigsten Umständen, sich in ein Treffen einlassen; er brachte es jedoch (Sept.) durch seine klugen Bewegungen dahin, daß der Prinz Heinrich seine bisherige Stellung bey Preerschendorf verließ, und sich theils hinter die freybergische Mulde, theils hinter die Triebse, zurückzog. Ja Haddick bewies sich so thätig, daß die Preussen (im Oct.) sogar Freyberg räumen mußten. Doch Heinrich drang, durch die schmettauische Truppenabtheilung aus der Lausitz verstärkt, bald wieder vor, und Stollberg wurde durch die unsichtsvollen Bewegungen desselben, an deren Ausführung Seydlitz und Kleist den vornehmsten

sten

sten Antheil nahmen, bey Freyberg (29. Oct.) so glücklich überrascht, daß die Preussen über die vereinigten Oestreicher und Reichstruppen einen vollkommenen Sieg errichteten. Die letztern, die mit 49 Bataillonen und 78 Schwadronen gegen 29 Bataillone und 60 Schwadronen fochten, verlorren, in Zeit von einer Stunde, 8000 Mann, indem die Preussen nur 1400 einbüßten. So endigte sich dieser Feldzug in Sachsen.

Man verabredte zwischen Preussen und Oestreich (im Nov.) einen Waffenstillstand. Da dieser sich blos auf die östreichischen und preussischen Länder bezog, so benutzte Friedrich diese Zeit, die Reichsstände in Franken für ihre Theilnahme an dem Kriege gegen ihn zu züchtigen. Er übertrug dieses Geschäfte dem General Kleist, der mit 10,000 Mann in Bamberg und Nürnberg einrückte, und die ungeheure Summe von 1,500,000 Thaler verlangte. Die kleistischen Husaren erpreßten auch noch manche Summe. Sie wagten sich bis auf eine Meile von Regensburg.

burg. Die Reichsversammlung machte bereits zur Flucht Anstalten. Sie ersuchte den preussischen Gesandten Plotho um seinen Schutz. Alle Fürsten im südlichen Deutschland geriethen in Schrecken. Der Herzog von Württemberg war im Begriff, nach Elsaß zu gehen. Endlich kam eine österreichische Truppenabtheilung aus Böhmen herbey, und die Sachsen näherten sich der Stadt Wirzburg. Allein Kleist zog sich mit großen Geldsummen, vielen Geiseln, und 12 neuen nürnbergischen Kanonen, nach Sachsen zurück. Da nun die Franzosen sich zum Rückzuge über den Rhein bereiteten, so verlohren die Reichsstände vollends alle Neigung, den Krieg gegen Preussen fortzusetzen. Der Kurfürst von Bayern war der erste, der sich (1763 Jan.) von der Theilnahme an demselben lossagte. Seinem Beispiele folgten Mainz, Wirzburg und Bamberg. Mecklenburg hatten es schon früher (1762 Dec.) gethan.

Indessen both Friedrich alle ihm zu Geböthe stehende Hülfsmittel auf, um den neuen Gallotti Weltg. 17r Th. O Felds

Feldzug (1763) ganz entscheidend zu machen. Die Stadt Leipzig sollte jetzt wieder 400,000 Ducaten in Gold entrichten; Gogolowski, der von Hamburg herbeyeilte, brachte es jedoch dahin, daß sich der König mit 100,000 Ducaten in Gold, und 700,000 Thaler in Silber, begnügte. Eben derselbe verwendete sich auch für den ganzen leipziger Kreis, um die sächsischen Bergstädte. Der harte Druck, den die Unterthanen des Kurfürsten von Sachsen schon so viele Jahre hindurch fühlten, erregte in ihrem Regenten, dem Könige August, den lebhaften Wunsch, den Frieden in sein Land zurückzurufen. Mit diesem stimmte Marie Theresie, die, von allen Bundesgenossen verlassen, die Hoffnung, Schlessen wieder zu erobern, aufgegeben hatte, gar sehr überein. Zwar hatte sie die westphälischen Länder des Königs von Preussen, welche die Franzosen räumten, besetzen wollen; allein Friedrich, dem es, da er auch die von der allirten Armee abgedankten leichtesten Truppen in Sold genommen hatte, nicht an Kriegsvolk fehlte, kam den Oestreichern leicht zuvor. Er hoffte jetzt, mit einer

Kriegs-

Kriegsmacht von 200,000 Mann, diesen Feldzug ganz entscheidend zu machen. Dieß wollten Marie Theresie und August III nicht abwarten.

Schon im November des vorigen Jahres (1762) war der kursächsische geheime Rath Fritsch, unter dem Vorwande, seine in dieser Gegend liegenden Güter zu besuchen, nach Meissen, dem damaligen Hauptquartiere des Königs, gekommen. Ein Brief vom Kurprinzen, den er dem Könige überreichte, überzeugte denselben von dessen sehnlichen Verlangen nach der Wiederherstellung des Friedens. Da Friedrich allen Entschädigungen wegen seines Aufwandes entsagte, so wurden die feyerlichen Unterhandlungen (31. Dec. 1762) bald angeknüpft. Der Ort dieser wichtigen Unterhandlungen war das Schloß Hubertsburg zwischen Leipzig und Dresden, wo man erst die von den Preussen eingeschlagenen Fenster und Oefen wieder herstellen mußte. Hier arbeiteten der östreichische Hofrath von Collenbach, der preussische Legationsrath von Herzberg, und der

Kursächsischer geheime Rath von Fritsch, so thätig, daß der Friedensschluß (1763 am 15. Febr.) zur Unterzeichnung gedieh. Oesterreich und Preussen kamen völlig wieder in die Lage, in welcher sie sich vor dem Kriege befunden hatten. Dieses war auch in Rücksicht Kursachsens der Fall, nur daß in Ansehung des Obergolles bey Fürstenberg in der Niederlausitz eine etwas veränderte Einrichtung gemacht wurde. So hatte man also sieben Jahre lang um Nichts gekämpft. Darüber war Deutschland, und vornehmlich Sachsen, außerordentlich entnervt worden. Die aus demselben abziehenden Preussen erpressten nicht nur alle noch rückständigen Lieferungen und Zahlungen mit den härtesten Maßregeln und Drohungen; sie nahmen auch noch viele Weiber und Mädchen mit, die, nach Friedrichs Wunsche, dazu dienen sollten, den erlittenen Menschenverlust um so geschwinder zu ersetzen.

Dieser Menschenverlust betrug für die Preussen 190,000, für die Oesterreicher 140,000, für die Franzosen 200,000, für die

die Engländer und ihre Bundesgenossen 160,000, für die Schweden 25,000, für die Reichsarmee 28,000, für die Russen 120,000, für alle Kriegführenden Mächte zusammen, 596,000 Mann. Dem Könige von Preussen kostete dieser Krieg allein 125 Millionen Thaler. Zu diesem konnten die übrig gebliebenen Provinzen kaum 28 Millionen beytragen. Das fehlende ersetzten die Kriegssteuern von Sachsen, Mecklenburg, und andern deutschen Ländern, die Verpachtung der Münze, die englischen Subsidien. So führte also Friedrich eigentlich mit fremden Gelde Krieg. Allein hatte auch schon dem unglücklichen Sachsen, an Geld und Lieferungen, 70 Millionen Thaler gekostet. Oestreich, das seinen Ständen und Unterthanen so große Lasten aufbürdete, hatte dennoch durch diesen Krieg seine Schulden mit mehr als 100 Millionen Thaler vermehrt. Dem großbritannischen Reiche verursachten nur die ersten drey Jahre dieses Krieges (1755 bis 1758) einen Aufwand von 790 Millionen Thalern. Die Franzosen rechneten über 200 Millionen. Für die Preussen, die, nebst ihren
 Allir:

Allirten, eine wenigstens noch einmahl so große Macht bekämpften, bleibt dieser Krieg ein ewiges Denkmahl eines durch die bewundernswürdige Geisteskraft ihres großen Friedrich geleiteten muthvollen und rühmlichen Krieges!



Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Großbritannien befestigt seine Seeherrschaft.

Erster Abschnitt.

Spanien unter Ferdinand VI und Karl III. Die durch Squillaci veranlaßte Empörung. Portugal unter Pedro, Johann V. Methuen-Tractat. Patriarch. Mafra. Unter der Regierung Joseph Emanuels stellt Pompal einen sehr thätigen Minister vor. Großes Erdbeben. Die Jesuiten werden aus Portugal vertrieben.

In Spanien und Portugal, die zuletzt gleichfalls in den siebenjährigen Krieg eingeflochten wurden, hatten sich indessen Veränderungen ereignet, die nicht nur für diese Reiche selbst, sondern auch für das übrige Europa, eine

eine bedeutende Wichtigkeit hatten, und besonders Großbritanniens Handels- und Sees-
überlegenheit überzeugend bewiesen. In Span-
nien war Karl III, der sich an Frankreich
anschloß, der Nachfolger seines ältern Br-
uders, Ferdinands VI, der seit dem Tode
seines Vaters, Philipps V, (seit 1746) re-
gierte *). Der Sohn sah sich durch die
große Schuldenlast von 45 Millionen Pia-
ster (60 Millionen Thaler) die ihm sein
Vater hinterließ, in eine dringende Verle-
genheit versetzt. Aus dieser half ihm jedoch
eine aus Bischöfen, Ministern und Rechts-
gelehrten zusammengesetzte Commission, der
er die Erörterung dieser Angelegenheit über-
trug. Diese erklärte, daß der König nicht
verpflichtet wäre, die von seinem Vorgänger
gemachten Schulden zu bezahlen. Ferdinand
schob daher die Befriedigung der Staatsgläu-
biger auf; er bestimmte ihr wenigstens nicht
mehr, als jährlich 100,000 Piafter. Natür-
lich wurde dadurch Spaniens Credit vernich-
tet. Da jedoch Ferdinand sein Geld in der
Casse behielt; da er dabey seine Sparsamkeit
so weit trieb, daß er Armee, Festungen,
Nebens-

*) Theil XVI, S. 180.

Nebenländer, vernachlässigte, so war es ihm freylich ziemlich leicht, während seiner dreys zehnjährigen Regierung, einen Schatz von 41 Millionen Thaleru zu sammeln; sein Nachfolger, Karl III, sah sich dadurch in den Stand gesetzt, den vom Bruder vernachlässigten Credit des Reichs wieder zu befestigen. Er ließ (seit 1761) den Staatsgläubigern sechs Procent zahlen; diese wurde jedoch nach sechs Jahren bis auf vier herunter gesetzt, und zwey Jahre hernach (1769) hörten sie gar auf.

Doch Ferdinand VI sparte nicht allein einen Schatz; er machte auch manche für seinen Staat wohlthätige Anordnung, an welchen sein erster Staatsminister, D. Joseph de Caravajal, großen Antheil nahm. Durch ein (1753) mit dem Pabst geschlossenes Concordat hob er die gar zu großen Anmaßungen der päpstlichen Gewalt in Spanien auf. Die päpstliche Vergebung der Pfründen wurde in engere Gränzen eingeschlossen; auch sollte der h. Vater über die Verlassenschaft der spanischen Geistlichen nicht mehr willkührlich bestimmen können. Man entschätz

entschädigte ihn dafür durch eine gewisse jährliche Geldsumme. Ferdinands Minister Carvajal, der dieses Concordat einleitete, starb bald hernach (1754 April) und dessen Colleague Eusebada, der die Finanz-, Kriegs- und Handlungssachen dirigirte, der (1752) die Stiftung einer Akademie der bildenden Künste beförderte, wurde, (im Jul.) durch die Bemühungen des englischen Gesandten am madridener Hofe, entfernt. Er mußte, bis zu Ferdinands Tode, zu Granada, in der Gefangenschaft schmachten. Das Manifest, durch welches Ferdinand VI die Verabschiedung dieses Ministers der Nation bekannt machte, beschuldigte ihn, das Volk durch hohe Auflagen gedrückt, und für dessen Unterhalt zu wenig gesorgt zu haben. Doch dessen Nachfolger, der Irländer, Richard Wall, bisher spanischer Gesandter in London, gab seinem Könige manchen Rath, der die Wohlfahrt des Reichs beförderte. Er sorgte vorzüglich für die Abstellung des Getreidemangels. Man ließ aus Neapel und Sicilien für 15 Millionen Piafter Getreide kommen. Um dem Ackerbau einen lebhaftern Schwung zu geben, wurden gegen

20,000

20,000 Müßiggänger, die sich im Lande herumtrieben, aufgefangen, und als Knechte vertheilt. Man bertef fremde Handwerker und Fabricanten, vornehmlich englische Weber, nach Spanien; man ließ durch englische Schiffbauer eine verbesserte Einrichtung des Schiffbaues einführen. Es wurden neue Landstraßen und Kanäle angelegt. Die Colonien in andern Erdtheilen wurden, in Rücksicht ihrer Verbindung mit dem Mutterlande, weniger eingeschränkt. Genug, Wall folgte sehr vernünftigen Grundsätzen der Regierung und Staatswirtschaft.

Unter die Männer, welche auf Spanien in diesem Zeitraume einen bedeutenden Einfluß hatten, gehörte auch der italienische Sänger Farinelli. Karl Broschi, aus einer voranten adtlichen Familie im Neapolitanischen (geb. 1705) widmete sich, durch einen unglücklichen Fall vom Pferde um seine Mannheit gebracht, der Singkunst, in welcher er den berühmten Porpora zum Lehrer hatte. Den Nahmen Farinelli erhielt er von drey Brüdern, Nahmens Farina, die seine Ausbildung vorzüglich beförderten. Nachdem
seine

seine Geschicklichkeit schon auf den vornehmsten italienischen Theatern bewundert worden war, nahm er einen Ruf nach London an, wo man ihm für sechs Monathe 1500 Pfund St. bezahlte. Er wurde hierauf (1732) kaiserlicher Kammer Sänger zu Wien, und hier war es, wo sich Karl VI das Verdienst erworb, ihn auf den richtigen Geschmack im Vortrage zu leiten. Nun wurde Farinelli erst der große Sänger, dessen Ruhm sich durch ganz Europa verbreitete. Dieser brachte ihn an den Hof Philipps V von Spanien, der den sanften, bescheidenen Mann, den in der Kunst, ihn aufzuheitern, niemand übertraf, so lieb gewann, daß er seinen Umgang nicht einen Tag vermissen konnte. Farinelli benutzte jedoch die Gunst des Königs mehr zu andrer, als zu seinem eignen Vortheile, und nie ließ er sich durch Geschenke oder Schmeicheleyen dahin bringen, seinem Monarchen eine unwürdige Person zu empfehlen. Einer der spanischen Großen, welcher Vicekönig von Peru zu werden wünschte, both ihm vergeblich 400,000 Piaester an. Ein andrer machte einen vergeblichen Versuch, seine Freundschaft vermittelst einer

eines ganzen mit Gold angefüllten Kastens zu erkaufen. Um so bereitwilliger half Farinelli den Bedrängten, zog er das Verdienst hervor. Den Veranlassungen des Neides und Hasses vorsichtig ausweichend, überhäufte er wohl gar seine Gegner mit Wohlthaten. Vergebens both ihm Ferdinand VI mehrere Staatsämter an, und kaum konnte er ihn bewegen, den Ritterorden von Calatrava anzunehmen. Er verließ zwey Jahre vor Ferdinands Tode (1757) Madrid, um auf einem kleinen Landgute in der Nähe von Bologna sein Leben zu beschließen, welches er noch 25 Jahre (bis 1782) fortsetzte.

Ein größeres Ansehn, als Farinelli, be-
hauptete bey Ferdinand VI sein Vetchvater,
der Pater Nabago, der letzte jesuitische Ge-
wissensrath eines Königs von Spanien, der
viel vermochte. Die Veredtsamkeit desselben
war aber doch nicht hinreichend, ihm wegen
des Verlustes seiner Gemahlin Maria Bar-
bara, einer portugiesischen Prinzessin, den
ein trauriger Tod (1798 Aug.) veranlaßte,
Trost einzusößen. Die Betrübniß, die er
über denselben empfand, gieng in Schwermuth

muth, in Wahnsinn über. In diesem Zustande verließ er die Welt, in seinem Zimmer des Pallastes zu Villa victiosa eingeschlossen (1759 am 10. Aug.).

Da Ferdinand VI. keinen Sohn hinterließ, so wurde der spanische Thron seinem Halbbruder, dem Könige Karl beyder Sicilien, zu Theil. Dieser, der den aachner Frieden nicht anerkannt hatte, hielt sich auch durch das, was derselbe in Rücksicht seiner Erbfolge in Spanien verordnete, nicht verbunden. Sein ältester Sohn war an Geist und Körper so schwach, daß er sich der Regierung nicht unterziehen konnte. Dieß wurde der Nation durch ein Gutachten einer Commission von Ärzten, welchen Karl die Untersuchung aufgetragen hatte, bekannt gemacht. Nun trat der jüngere Bruder Karl an dessen Stelle. Der dritte, Ferdinand, wurde König von Neapel. Dieser widmete sein Vertrauen dem Italiener Squillaci, der ihn, unterstützt von Grimaldi, dem span. Gesandten zu Paris, für das bourbonische Bündniß gewann.

Eben

Eben dieser Squillaci, ein schlauer, thätiger, talentvoller, aber auch sehr eigennütziger, stolzer, habfüchtiger Mann, machte sich sowohl bey den Vornehmen, als bey den Gemeinen, verhaßt. Die Vornehmen konnten es ihm nicht verzeihen, daß er, als ein Ausländer, sie so stolz behandelte; die Gemeinen fanden es unerträglich, daß der Minister auf seine Kosten, durch die gesteigerten Preise der unentbehrlichsten Lebensmittel, sich Millionen sammeln wollte. Alle Classen von Personen sehnten sich nach einer günstigen Gelegenheit, sich an dem verhaßten Manne zu rächen. Diese Gelegenheit führte eine neue Erhöhung des Brod : Preises, führte ein königlicher Befehl, der den Castilianern ihre Mäntel, und ihre breiten, runden Hüte untersagte, herbey. Die gemeinen Bewohner Madrids ergriffen (1766 am 23. May) die Waffen. Man bestürmte den königlichen Pallast. Der König und seine Familie entfernten sich in der größten Geschwindigkeit. Der Minister mußte sich verstecken; eine Hinterthüre brachte ihn zu einem Wagen, der mit ihm davon eilte. Die spanische Garde weigerte sich, gegen die Empörer anzukämpfen;

zurück;

aber die wallonische Garde, die nicht so wie jene von Nationalliebe beseelt war, feuerte. Jetzt fiel jedoch der Pöbel schrecklich über sie her, und mehrere von den Soldaten wurden ein Opfer seiner Wuth. So dauerte dieser Lärm einige Tage fort, bis endlich der König, an der Spitze mehrerer Regimenter, eint rückte, bis der Preis des Brodes herunters gesetzt wurde, bis Squillaci seinen Abschied bekam. Im ersten Aerger wollte Karl seinen Wohnsitz nach Sevilla verlegen. Madrid, des königlichen Hofstaates, seiner vornehmsten Nahrungsquelle, beraubt, würde alsdenn eine volkleere, arme Stadt geworden seyn. Allein es glückte noch ihren Freunden, den Monarchen von der Ausführung seines Entschlusses abzuhalten. Um jedoch in den Bewohnern der Hauptstadt jede künftige Neigung zur Empörung zu unterdrücken, ließ man die Garnison aus 10,000 Mann bestehen. Diese waren, wenn der König von einer ansehnlichen Schaar seiner Leibwache begleitet, ausfuhr, in den Straßen aufgestellt. Bald gewährte aber der Anblick derselben den Bewohnern von Madrid nicht sowohl ein furchtbares, als ein unterhaltendes

des

des Beyispiel. Die Empörung hatte indessen doch die wohlthätige Folge, daß der neue Minister Aranda, den Ursachen derselben nachdenkend, es für nöthig hielt, der Polizei eine zweckmäßigere Einrichtung zu geben, und vornehmlich dem Hange zum nächtlichen Herumschwärmen, welches zu Valgereyen und Mordthaten die Veranlassung gab, Einhalt zu thun.

Portugal war indessen mit den Jesuiten in einem eben so gefährlichen als lebhaften Kampfe begriffen *). Der König Pedro war noch in den ersten Jahren des spanischen Erbfolgekrieges (1705 am 4. Dec.) gestorben. Seinen Tod beförderte eine Schlafsucht, die ihm eine Verkältung zuzog. Obgleich mit keinen gelehrten Kenntnissen ausgerüstet, besaß er doch Erfahrung und Arbeitsliebe; auch rühmt man seine Mäßigkeit, die Ausschweifungen in der Liebe abgerechnet, die jedoch, weil die Gegenstände derselben meistens Frauenzimmer von geringer Herkunft waren, auf seine Regierung keinen Einfluß hatten. Sein Nachfolger, Johann V, entfernte

*) Theil XIV, S. 222.

fernte sich nicht sehr merklich von den Regierungsgrundsätzen seines Vaters. Sein Reich hätte, wenn er dessen Reichthümer zweckmäßig benutzte, zu einem hohen Wohlstande emporsteigen können. Es war unter seiner Staatsverwaltung, daß man (1698) die Goldminen und (1723) die Diamantengruben Brasiliens entdeckte. Eine Flotte brachte (1708) einen 50 Millionen Thaler werthen Schatz nach Portugal. Allein die amerikanischen Reichthümer giengen sogleich in die Hände der betriebsamen Engländer über, denen ein unter dem Könige Pedro (1703) geschlossener Handelsvertrag, der seinen Nachmen von dem glücklichen Unterhändler Methuen empfing, das portugiesische Reich gleichsam zinsbar machte. Durch denselben war nicht nur die Einfuhr der englischen Wollenwaaren von allen Abgaben befreit, sondern die portugiesischen Zollbedienten durften auch ein englisches Packetboot, welches wöchentlich nach Portugal kam, keiner Untersuchung unterwerfen. So blieb Portugal, der brasilianischen Schätze ungeachtet, ein armer Staat, und sein baares Geld verschwand immer mehr.

Einen

Einen großen Theil desselben verzehrte
 Johannis Aufwand, den er kirchlichen Stiftun-
 gen widmete. Erst verwandelte er die
 Hofkapelle zu Lissabon, mit Erlaubniß des
 Pabstes Clemens XI, in den Sitz eines Pa-
 triarchats, damit Portugal, eine der kleinsten
 Monarchien in Europa, an der Spitze sei-
 ner Geißlichkeit einen Patriarchen haben
 möchte! Der Schmuck und das Silbergeschir-
 der Patriarchatskirche kostete aber eine unge-
 heure Geldsumme. In der Folge (1739)
 bewilligte der Pabst, daß der Patriarch je-
 desmahl mit der Cardinalswürde geziert, und
 ein Prinz des königlichen Hauses, seyn sollte.
 In einer gefährlichen Krankheit gelobte Jo-
 hann V die Stiftung eines Klosters. Seine
 fromme Mildthätigkeit widmete die Ausstat-
 tung desselben der ärmsten Ordensgesellschaft
 in seinem Reiche. Dieß war das Kloster
 zu Maфра, wo 12 arme Franciscaner in einer
 Hütte lebten. An der Stelle desselben stieg
 nun, (1717 : 1731) des sandigen und dürrer
 Bodens ungeachtet, nach einem in Rom ver-
 fertigten Riß, ein Gebäude auf, welches
 selbst das spanische Escorial an Pracht über-
 trifft. Der Baumeister desselben war Ludov-

vici Friedrich, ein Deutscher. Die beyden Seiten desselben schloßen zwey Palläste, den einen für den König, den andern für den Patriarchen und seine Domherren, ein. Der Bau verzehrte die große Summe von 150 Millionen Crusaden, oder halb so vielen Speciesthalern. Daß ein König, von Johannis V. Denkart seine Augen dem schrecklichen Schauspiele eines Auto da Fe nicht entzog, läßt sich leicht vermuthen; indessen gab er doch den Befehl, die Beschlüsse der Inquisition, der Genehmigung des königlichen Staatsraths zu unterwerfen. Für den h. Vater war ein solcher König ein sehr lieber Sohn der Kirche. Benedict XIV legte ihm daher den Titel „des allergetreuesten Königs“ bey. Dennoch gerieth er wegen eines gewissen Vicchi, den der Pabst nicht zum Cardinal erheben wollte, in eine so lebhafteste Uneinigkeit mit demselben, daß er dem Patriarchen die Ausübung aller päpstlichen Rechte in Portugal auftrug, daß er dem Pabste seine Einkünfte aus Portugal nicht verabsolgen ließ. Indessen geschah das, was er hier that, blos zum Schein. Johann war zu fromm, als daß er mit dem h. Vater

ter hätte zürnen sollen. In den letzten acht Jahren seines Lebens, wo ihn eine anhaltende Kränklichkeit niederdrückte, führte der Franciscaner Casper Aveiro, oder der Pater Gaspard, das Regierungsruder. Johann V. Regierung dauerte aber fast 44 Jahre (bis 1750 Jul.). Nichts, das für seinen Staat von wohlthätigen Folgen gewesen wäre, kam zur Vollendung. Zum Adel sagte er zwar oft: „mein Großvater hat euch geliebt, mein Vater hat euch gefürchtet; ich will regieren wie ein Herr, der von Gott und Nichts wegen König ist.“ Aber diese Drohung gieng nur in Rücksicht des niedern Adels in Erfüllung; den höhern schonte Aveiro, ein Standesgenosse desselben. Wenn Johann (1720) mehrere Akademien, und unter andern eine der portugiesischen Geschichte, stiftete, so vernachlässigte er dagegen die Kriegsmacht, den Ackerbau und die Betribsamkeit seines Reichs auf eine unverantwortliche Weise. Es war hohe Zeit, daß unter seinem Sohne Joseph Emanuel ein andres Regierungssystem angenommen wurde.

Joseph Emanuel (geb. Jun. 1714) von der kaiserlichen Prinzessin Marie Anne, Leopolds

polds I Tochter, war zwar von Mönchen erzogen, aber doch helldenkend genug, um sich von ihren Vorurtheilen ziemlich frey zu erhalten; daher hatte man ihn auch, so lange der Vater lebte, von aller Einmischung in die Regierungsangelegenheiten entfernt. Um so inniger fühlte er aber die Nothwendigkeit, der Staatsverwaltung seines Reiches eine zweckmäßigere Richtung zu geben. Zum Gehülfen in dieser wichtigen Angelegenheit wählte er sich einen der größten Minister, die die portugiesische Nation aufzuweisen hat.

Sebastian Joseph von Carvalho, (geb. 1699) ein armer Edelmann, der sich aber schon durch seinen schönen und starkgebauten Körper empfahl, wurde von seinem Vater der Rechtswissenschaft gewidmet. Diese gab jedoch dem feurigen, unternehmenden Geiste desselben keine angemessene Beschäftigung. Er wurde daher Soldat. Allein das portugiesische Militär befand sich damals in einem so schlechten Zustande, daß der muntre Carvalho auch hier keine hinlängliche Unterhaltung fand, daß er sich den Ausschweifungen über-

überließ. Er wurde nun von seinen Obern zurückgesetzt. Darüber verdrießlich, nahm er seinen Abschied. Hierauf lebte er mehrere Jahre sich selbst, und seinem Familiencirkel, bildete er während dieser Zeit seine Fähigkeiten glücklich aus. Bald ward er der Lieb-
ling der Weiber — der Mann einer reichen Wittwe. Er verschaffte sich nun nicht allein die Bekanntschaft mit dem Hofe, sondern auch die Gunst desselben. Sein Onkel, ein Domherr und ein talentvoller Mann, der sich seiner Bildung eifrig angenommen hatte, brachte es dahin, daß man ihm die Stelle eines außerordentlichen Gesandten am großbritannischen Hofe anvertraute. Einige Zeit hernach schickte man ihn mit geheimen Aufträgen nach Wien. Es gelang ihm hier, ein Günstling der Kaiserin Marie Theresie zu werden, und, von ihr unterstützt, eine Gräfin Daun zu heyrathen. Der große Staatsmann da Cunha hatte ihn dem König Joseph, als er noch Kronprinz war, so nachdrücklich empfohlen, daß ihn derselbe, gleich bey dem Antritte seiner Regierung, zum Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten erhob. Carvalho war ihm bald un-
entbehr-

entbehrlich; er war bald der eigentliche Regent.

Carvalho, der sein Vaterland wieder heben wollte, hatte mit mächtigen Schwierigkeiten zu kämpfen. Zuerst suchte er die Schifffahrt und den Handel seiner Nation wieder empor zu bringen. Er ließ daher die besetzten Oerter an der Küste in einen furchtbaren Zustand versetzen, damit sie die algierschen Seeräuber nachdrücklicher als bisher zurückhalten möchten. Er ließ, zum Schutze der Handelsschiffe, eine ansehnliche Flotte auslaufen. Um der Betriebsamkeit der Portugiesen einen vermehrten Schwung zu geben, verbot er (1751) den Engländern die Ausfuhr des Goldes; sie sollten entweder Waaren gegen Waaren eintauschen, oder von dem Golde, das sie sich bezahlen ließen, zwey Procente abgeben. Die vorigen Könige hatten ihre Domänengüter oft sehr freygebig unter den Adel ausgetheilt, und die Kammereinkünfte waren dadurch allmählig sehr vermindert worden. Diese Güter mußten nun (1753) ihre Besitzer zum Theil wieder hergeben, und mancher wurde dadurch

dadurch in einen sehr dürftigen Zustand versetzt. Dieß zog natürlich dem Minister den Haß des Adels zu. Die Handlung der Portugiesen sollte mehr eigne Regsamkeit erhalten. Zur Beförderung dieser Absicht errichtete Pombal (1754 und 1755) die Handelsgesellschaften von Indien und Maranham. Durch diese wurde jedoch die Handelsfreyheit der Nation gar zu sehr eingeschränkt; denn diese befand sich nun allein in den Händen einiger reichen Kaufleute von Cadix, deren Seele ein gewisser Olivenburg war. So entzog sich Pombal auch die Zuneigung der Kaufleute. Mit der Geistlichkeit verdarb er es aber auch sehr bald. Er schränkte die Gewalt der Inquisition ein, und unterwarf die Beschlüsse derselben, ehe sie vollzogen wurden, der Genehmigung des Staatsrathes. Es sollte auch kein Auto da Fe mehr gehalten werden. Der Zorn des Himmels, meinten die frommen Geistlichen, mußte über ein solches Verfahren entbrennen, und leider schien das schreckliche Erdbeben, dieses Jahres ihre Erwartung zu rechtfertigen.

Des

Des Morgens (1. Nov. 1755) um neun Uhr brach bey heiterm, stillem Wetter plötzlich zu Lissabon eine Erdschütterung ein, die 10 Minuten anhielt. Aber diese kurze Zeit war hinlänglich, die schönsten Palläste, die herrlichsten Kirchen der Hauptstadt Portugals in bejammernswürdige Trümmern zu verwandeln. Eben waren, des Aller Heiligsten Festes wegen, sehr viele Menschen in den Kirchen versammelt. Diese wurden nun unter den einfallenden Gewölben und Mauern begraben. Was das Erdbeben nicht umwarf, verzehrte eine von demselben unzertrennliche Feuersbrunst. Um dieses schreckliche Schauspiel aber gleichsam noch zu vergrößern, überstieg das stürmische Meer seine gewöhnliche Höhe um 60 Fuß, riß es viele kleine am Hafen stehende Häuser mit fort, zerstörte es Zollhäuser und Waarenlager. Auch die Städte Braga, Coimbra und Setuval waren durch dieses Erdbeben sehr beschädigt; aber das traurigste Schicksal traf doch Lissabon. Der ganze westliche Theil von Lissabon, oder die Hälfte desselben, wurde zerstört. Man rechnete die Zahl der Umgekommenen zwischen 30 : 40,000. Die
sie

sie überlebenden, viele tausend, lagen auf dem Felde untereinander, ohne Nahrung, ohne Kleidung. Kinder schrieten nach ihren Eltern, Eltern suchten ihre Kinder; der Mann konnte sein Weib, das Weib ihren Mann nicht finden. Drey Tage lang wagte es, der fortdauernden Erschütterungen wegen, niemand, sich den Trümmern seiner Wohnungen zu nähern. Nur eine Bande von Straßenräubern verbannte alle Furcht und alles Mitleiden, um diese Gelegenheit zum Plündern zu benutzen. Der König, der, während sein Pallast einstürzte, sich mit seiner Familie eben zu Belem (an der Mündung des Tejo, westlich von Lissabon) befand, und die Nacht, unter freyem Himmel, in Kutschen zubrachte, that, von seinem Minister Pombal unterstützt, alles, um den unglücklichen Bewohnern seiner Hauptstadt Hülfe zu leisten. Zuerst sorgte man für einen hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln. Sodann mußten einige Regimenter in die Stadt rücken, um die Sicherheit wieder herzustellen. Von den Straßenräubern, die sie störten, wurden an einem Tage 36 gehängt. Gegen 3000 Menschen arbeiteten täglich an
der

der Begräunung des Schuttes. Die unglücklichen Bewohner Lissabons erhielten nicht allein von Privatpersonen eine mildthätige Unterstützung; auch ganze Staaten boten dem Könige ihre Hülfe an. Der spanische Ferdinand VI schickte ihm 500,000 Thaler. Frankreich und England erbothen sich gleichfalls zu einer Geldhülfe. Joseph dankte ihnen dafür, weil es ihm nicht an Gelde fehlte; dagegen nahm er eine Schiffsladung von allerley Baugeräthen, die ihm England schickte, bereitwillig an. Das verwüstete Lissabon stieg hierauf prächtiger, als ehemals, wieder empor.

Pombal, der von einem ihm indessen zu gefallnen Gute auch den Namen Melo angenommen hatte, wußte seine Verdienste, die er sich um das zerstörte Lissabon erwarb, seinem Könige so einleuchtend zu machen, daß er sich in dem Vertrauen desselben völlig befestigte. Der alte Petro von Motta, der bisherige Minister des Innern, war kurz nach dem Erdbeben gestorben. Zu seinem Nachfolger ernannte Joseph den Marquis von Pombal. Staatssecretär der auswärtigen

gen

gen Angelegenheiten wurde nun (1756 May.) Ludwig von Acunha, bisher außerordentlicher Gesandter zu London, Pompals Freund. Da es für Pombal, als Minister des Innern, eine vorzügliche Sorge war, die Ruhe und Sicherheit aufrecht zu erhalten, so ließ er, um die vielen Bösewichter, von welchen sie gestört wurde, zu schrecken, nur allein in der Nähe von Lissabon 100 Galgen errichten, und auf einmahl 350 Diebe an denselben aufhängen. Jeder Ungehorsam gegen seine Befehle wurde für ein Verbrechen der beleidigten Majestät erklärt. Seine Strenge erregte Unzufriedenheit. Sie veranlaßte einen Aufruhr zu Oporto. Mancher Große fiel in Ungnade. Doch keine Menschenklasse war dem Minister Pombal verhaßter, als der Orden der Jesuiten.

Die Jesuiten galten am Hofe zu Lissabon sehr viel. Der P. Moreira, der Beichtvater des Königs, war derjenige, den Joseph bey allen Angelegenheiten von einiger Bedeutung zu Rathe zog. Seine Meynung stimmte mit der des Ministers nicht immer überein. Für Pombal, der alles allein thun wollte,

wollte, war dieses Verhältniß unerträglich. So sehr Moreira, wegen der Theilnahme an seiner Erhebung, auf seine Dankbarkeit Anspruch machen konnte, so fest war Pomzbal entschlossen, ihn und die übrigen Jesuiten vom Hofe zu entfernen. Es kostete ihm viele Mühe, den König für seinen Plan zu gewinnen. Den Weg hierzu bahnte ihm die jesuitische Republik in Paraguay.

Schon 150 Jahre dauerte dieser Staat im Verborgenen fort, als ihn endlich ein Gränzvertrag, den Spanien und Portugal (1750) schlossen, an das Licht brachten *). Die Veranlassung zu diesem Gränzvertrage gab die Colonie San Sacramento, welche die Portugiesen (1650) an der nördlichen Küste der Provinz la Plata angelegt hatten. Diese Colonie wurde jedoch von den Spaniern, unter dem Vorwande, daß sie innerhalb der vom Pabst gezogenen Gränze hätte sich befände, zerstört. Zwar lieferten sie die Spanier (1681) den Portugiesen wieder aus; allein im spanischen Erbfolgekriege ward sie abermahls von den Spaniern weggenommen.

*) Th. XIV. S. 69.

genommen, und den Portugiesen auch nicht eher, als im utrechter Frieden, zurückgegeben. Sie gab zu einem großen Schleichhandel mit Buenos Ayres, einer Stadt im spanischen Paraguay, eine gute Gelegenheit. Um demselben Einhalt zu thun, schloß Spanien mit Portugal einen Vertrag, der die Gränze des beyderseitigen Gebiethes genau bestimmte.

Vermöge desselben trat Portugal an Spanien die Colonie San Sacramento, und den Bezirk von Monte video in Paraguay, ab. Spanien übertieß dagegen dem Könige von Portugal einige an der Gränze von Brasilien liegende Missionen oder Bekehrungsbezirke von Paraguay, im Lande der Guazurani. Die Jesuiten, denen jetzt wegen der Fortdauer ihrer Republik bange wurde, gaben sich alle Mühe, die Vollziehung des Vertrages zu verhindern, und die beyden Höfe in Gränzstreitigkeiten zu verwickeln. Da ihnen dieses nicht gelingen wollte, da vielmehr (1752) Commissarien beyder Nationen erschienen, um die Gränzen zu berichtigen, und die Vollziehung des Vertrages zu

zu bewirken, so wagten es (1753) die Jesuiten, die spanischen und portugiesischen Truppen mit Gewalt von ihrer Republik zu entfernen. Diese mußten auch anfangs ihrer überlegenen Mannschafft von Guarani-Indianern weichen. Zwar erschloßen (1756) die Spanier und Portugiesen, in vergrößerter Anzahl, einen Sieg über die Soldaten der Jesuiten, der ihnen die Fahnen und Kanonen derselben in die Hände lieferte; allein ihre weitem Fortschritte wurden durch ein Heer von 20,000 disciplinirten Indianern gehemmt, und die Höfe sahen sich zu einem Vergleiche mit der jesuitischen Regierung in Paraguay bewogen.

Es verdroß den Minister Pombal, daß man die jesuitische Republik nicht überwältigen konnte. Sein Bruder, den er nach Maranhaon, oder in die am Maranhaon liegende Provinz, geschickt hatte, mußte durch seine Berichte an den König dazu beitragen, denselben dem Orden immer abgeneigter zu machen. Genug, Joseph willigte endlich nach einem langen Kampfe (1757 Sept.) in die Entfernung der Jesuiten vom Hofe

Hofe ein. Diese verlohren dadurch alle Reichtväterstellen, die ihnen einen Einfluß von der größten Wichtigkeit verschafft hatten. Eine solche Kränkung war für die ehrgeizigen Väter unerträglich.

Pombal zog sich jedoch nicht allein den Haß der Jesuiten, sondern auch den des Adels, zu. Unter den Familien desselben zeichneten sich besonders Aveiro und Tavora aus. An der Spitze des erstern Hauses stand Don Joseph Mascarenhas, Herzog von Aveiro, der Abkömmling eines unehelichen Sohnes Johanns II, und also ein Verwandter des Königs, der, als der Nefte des Caspars Aveiro, zur Zeit Johanns V, ein großes Ansehn behauptet hatte. Er war Oberhofmeister des Königs, und hatte eine jährliche Einnahme von 150,000 Thalern, die seinem Stolze allerdings zur Nahrung gereichen konnte. Dieser fand sich durch das despotische Verfahren des Ministers Pombal sehr gekränkt. Sein Schwager, der Marquis Franz, General der Cavallerie, war das Haupt der Familie von Tavora. Die edel denkende, aber sehr ehrgeizige Gemahlin Galletti Weltg. 171 Th. 2 dessel;

desselben, Donna Eleonora, konnte es nicht vergessen, daß sie unter der vorigen Regierung weit mehr, als jetzt, gegolten hatte. Eben so fühlte sie sich auch gekränkt, daß der König, auf Antrieb des Ministers, ihrem Gemahle die herzogliche Würde versagte. Sie hatte zwey Söhne, beyde Adjutanten des Vaters, und einen Schwiegersohn, den Grafen von Antouguia. Die schöne Gemahlin des ältern Sohnes, die Donna Teresa, wurde (seit 1752) von dem Könige Joseph geliebt. Wegen seiner äusserst eifersüchtigen Gemahlin, mußte Joseph sein Liebesverhältniß mit der Donna Teresa geheim halten. Zur Beförderung dieser Absicht diente ihm sein Kammerdiener, Peter Teretra, durch den er den vertraulichen Briefwechsel mit der Teresa unterhielt, der ihn bey den nächtlichen Besuchen seiner Geliebten begleitete. Dieß Verhältniß nährte seinen Stolz. Durch diesen beleidigte er den Oberhofinckster Avetro. Der Wunsch, eine Regierung, wie die damalige gegen eine andre vertauscht zu sehen, war also bey verschiedenen Großen sehr dringend.

Wäh,

Während daß Joseph in der Nacht der zärtlichen Unterhaltung mit der Donna Teresa entgegen gieng, schloß sich sein Minister Pombal in sein Zimmer ein, um dadurch bey dem Publicum den Schein zu erregen, als wenn der König, in seiner Gesellschaft, selbst in den dem Schläfe bestimmten Stunden, für das Wohl seiner Unterthanen arbeitete. Dieser gieng indessen, vermitteltst einer heimlichen Treppe, zu einem vor dem Schlosse haltenden Mietzwagen, der ihn zur Donna Teresa brachte. In dieser Nacht (1758 am 3. Sept.) befand er sich in der Chaise des Teixeira. Auf dem Rückwege von seinem Besuche, wurde er von einem 11 Personen starken Haufen verkappter Reiter überrascht. Einer derselben schoß nach dem Kutscher; zwey andre durchbohrten mit ihren Kugeln den Rücken der Chaise. Joseph ward von einer dieser Kugeln am obern Theile des rechten Armes verwundet. Er ließ sich sogleich in das nahe Haus eines bekannten Edelmannes bringen. Von da begab er sich noch in dieser Nacht nach seinem Schlosse Belem.

Ganz Lissabon gerieth wegen dieses Vorfalles in Bewegung. Joseph, dem es unangenehm war, wenn das Publicum, wenn seine Gemahlin, mit der Ursache seiner nächtlichen Besuchen bekannt wurde, bemühet sich, von seinem Minister unterstützt, über den Vorfall den Mantel dunkler Unbestimmtheit auszubreiten, und die Erzählung der Umstände zu verwirren. In dieser Absicht ließ er sich, in einem Zimmer seines Pallastes eingeschlossen, drey Monathe lang, von niemand, als von Pombal, und von seinem Arzte, sehen. Der letztre war auch derjenige, der ihm die nöthigen Speisen und Getränke reichte. Selbst die Königin wurde nur in der Dunkelheit zu ihm gelassen.

Obgleich ein großer Theil der Bewohner von Lissabon, von Aveiro's und der Familie Zavora Theilnahme an dem Plane gegen das Leben des Königs, überzeugt war, so äusserte doch der kluge Pombal das, was er darüber glaubte, nicht eher, als bis er die zweckmäßigsten Vorbereitungen gemacht hatte. Die erste sichere Anzeige machte ihm ein Schuhmacher, den ein Liebeshandel mit einem
von

von den Hausmädchen des Hauses Aveiro in eine verborgne Ecke des Zimmers brachte, wo die Verschwornen, nach dem mißlungnen Königsmorde, einander ihre Gedanken und Empfindungen mittheilten. Pombal hatte auch die Vorsicht, die Papiere der nach Brasilien gehenden Schiffe durchsuchen zu lassen, und seine Vorsicht ward durch eine diese Verschwörung aufhellende Nachricht gerechtfertigt. Er ließ hierauf (1758 Nov.) unter dem Vorwande, die Reinigung der Straßen, und die Wiederaufbauung der Häuser, zu beschleunigen, einige Regimenter Soldaten in die Stadt rücken. Jetzt (9. Dec.) wurde erst der Nation die Gefahr, die dem Leben des Monarchen gedrohet hatte, durch ein königliches Manifest bekannt gemacht.

Die Familie Tavora wohnte (13. Dec.) eben einem von den Bällen bey, welche die englischen und deutschen Kaufleute in jedem Winter zu veranstalten pflegten. Sie erfuhr sogar die Bewegung der Soldaten. Dennoch tanzte der jüngere Sohn des Tavora mit der Lady Hay, der Gemahlin des englischen Gesandts

sandten, noch eine Menuet; er wurde jedoch, ehe er seine Wohnung erreichte, in Verhaft genommen. Eben das Schicksal hatten bald hernach seine Brüder, und ihre Gemahlinnen. Der alte Tavora, den die zu seiner Gefangennehmung bestimmte Soldatenabtheilung verfehlt hatte, glaubte sich noch so sicher, daß er nach Belem fuhr, und um eine Audienz bey dem Könige bath. Hier wurde er jedoch, nachdem ihn Pombal selbst der Theilnahme an dem Mordplane gerade zu beschuldtgt hatte, verhaftet. Die Damen schloß man in Klöster ein. Sehr bedeutend war die vorzügliche Schonung, mit welcher man die Donna Teresa behandelte. Man wies ihr zu ihrem Aufenthalte das schöne, nicht verschlossene Kloster das Santos, an. Sie genoß hier vollkommne Freyheit, und es wurden ihr monatlich 90 Ducaten ausbezahlt.

Ein ganz andres Loos ward ihren Verwandten zu Theil. Der Herzog Aveiro wurde erst am folgenden Tage (14. Dec.) in Verhaft genommen, weil ihn Pombal anfangs vergessen hatte. Sein Kammerdiener,

ner, der die Gefahr hereinbrechen sah, entfernte sich noch zu rechter Zeit. Aveiro selbst war nicht so glücklich. Um die Flucht von Personen, die in diesen Plan hätten eingestochten seyn können, zu verhindern, wurde niemand über die Gränze gelassen, durfte einige Tage lang kein Schiff, selbst kein Packetboot, absegeln. Jede Nacht brachte einer von den drey Staatssecretären in der königlichen Wohnung zu.

Die gerichtliche Untersuchung des Verbrechens, an welchem die Verhafteten Theil genommen hatten, unterwarf Pombal einer besondern Commission, bey welcher er den Vorsitz führte. Den Secretär machte ein Mitglied von dem Rathe des Pallaestes (dem höchsten Gerichtshofe in Portugal). Dieser und Pombal waren diejenigen, die die Verhafteten verhörten. Auch die in Portugal gebräuchliche Folter wurde, zur Unterstützung der Aussage von den Zeugen gebraucht. Die Acten wurden, wie es in den Criminalprocessen von vornehmen Personen gewöhnlich ist, der Durchsicht von drey Gerichtshöfen übergeben. Alles geschah auf gesetzmäßige Art.

Art. Endlich sprach (1759 am 12. Jan.) die Commission das Urtheil. Dieses wurde schon am folgenden Tage (13. Jan.) vollzogen.

Der Schauplatz der gräßlichen Scene war ein 18 Schuh hohes Gerüste auf dem Marktplatze zu Belem. Aveiro und der alte Tavora wurden lebendig gerädert. Eleonora Tavora, die, 40 Jahre alt, noch immer zu den schönsten Damen Portugals gehörte, gieng dem Tode durch das Schwerdt mit der edelsten Standhaftigkeit entgegen. Pombal übertrieb bey dieser Gelegenheit seine Strenge, oder, wie seine Feinde sagen, seine Rachsucht. Er ließ die Asche der Hingerichteten in das Meer werfen; er ließ ihre Häuser niederreißen, und den gepflügten Boden mit Salz bestreuen. Eine Schandsäule verkündigte das Verbrechen des Aveiro und des Tavora der Nachwelt; dagegen bezeugte eine auf dem Platze der Verwundung erbaute Kapelle die Dankbarkeit, von welcher sich Joseph gegen den Himmel durchdrungen fühlte.

Zum

Zum Beweise der Dankbarkeit, die Joseph den Verdiensten, die Pombal bey dieser Gelegenheit sich um ihn erworben hatte, widmete, diente (1759 Jun.) die Würde eines Grafen von Oeyras *), die er demselben verlieh. Dieser benutzte nun die Spuren, die in dem Processe der Königsmörder von der Theilnahme der Jesuiten vorkamen, setzten König für die Verbannung derselben zu stimmen. Schon zu Anfang des Jahres (1759 Jan.) waren der Provincial, und mehrere andre Mitglieder des Jesuitenordens, verhaftet, und, nach wenig Tagen, für mitschuldig, und des fernern Besizes ihrer Güter für unwürdig erklärt worden. Dieß machte (im Febr.) ein königliches Manifest der ganzen Nation bekannt. Daß ihre Entfernung aber schon vor der Mordscene von dem Minister beschlossen war, beweiset der bereits vorher nach Brasilien abgegangne Befehl desselben, sie aus diesem Lande zu vertreiben. Jetzt wurden in Zeit von wenig Wochen (im Sept. und Oct.) über 530 alte und

*) Von einem Flecken an der Mündung des Teco, wo Pombal schöne Gärten und Weinberge angelegt hatte.

und junge Jesuiten aus Spanien fortgeschickt. Man brachte sie auf Schiffen nach Civita vecchia im Kirchenstaate.

Der Pabst nahm es natürlich nicht gut auf, daß man ihm diese Gäste, ohne seine Einwilligung, zuschickte. Sein Nuncius in Portugal machte dagegen Vorstellungen. Der Pabst verlangte die Auslieferung der schuldigen Jesuiten; der Minister bestand hingegen auf der gänzlichen Aufhebung des Ordens. Darüber entspann sich, zwischen dem Hofe zu Lissabon und dem päpstlichen Stuhle, ein so lebhafter Schriftenwechsel, daß dem Nuncius Acciajuoli endlich der Hof und das Reich verbothen wurde, daß man ihn (1760 Jun.) unter einer Bedeckung von Soldaten aus Lissabon fortschaffe. Unter den portugiesischen Jesuiten zeichnete sich der Pater Malagrida durch seine Beredsamkeit, und sein Ansehn, die dem Plane des Ministers manchmal entgegengearbeitet hatten, besonders aus. Dieser wurde, als ein Haupttheilnehmer an dem Mordplane, (1761 am 21. Sept.) in seinem 74sten Jahre hingerichtet. Eben dieses Schicksal hatten noch mehrere andre Jesuiten,

sulten, und über 200 derselben ließ man in schrecklichen Gefängnissen verschmachten.

So endigte sich der Verschwörungsproceß, und die mit demselben in Verbindung stehende Vertreibung der Jesuiten. Die Mitglieder und die Anhänger dieses Ordens haben freylich keine Mühe gespart, alles, was hier geschah, der Nachsicht des Ministers zuzuschreiben. Ihre Darstellung bewirkte auch, daß die jetzige Königin von Portugal, 21 Jahre hernach, nicht nur verschiedene von denen, die sich noch im Verhafte befanden, in Freyheit setzte, und einige Nachkommen der Verurtheilten beförderte; sie bewirkte auch eine neue Durchsicht der Proceßacten. Eine besondre Commission, die dazu niedergesetzt wurde, that (1781 April) einen Ausspruch, der den Verurtheilten günstig war. Die Königin, die an diesem Tage (7. April) gerade Anwandlungen von Schwermuth fühlte, ließ die Mitglieder der Commission noch in der Nacht zu sich kommen, und nun wurden alle die Personen, die theils hingerichtet waren, theils noch im Gefängnisse sich befanden, für unschuldig erklärt.

Maria

Marta Francisca wurde, nebst den vielen Personen, auf deren Schicksal diese Erklärung Einfluß hatte, in die lebhafteste Freude versetzt. Diese dauerte jedoch nur kurze Zeit. Der königliche Sachwalter that gegen diese Erklärung einen so nachdrücklichen Einspruch, und stellte für das erste Urtheil so viele Gründe auf, daß man es für nöthig fand, eine Zeit von beynähe sechs Jahren hindurch nichts weiter in dieser Sache vorzunehmen. Aber auch diese Zeit ist verflossen, ohne daß weiter etwas geschehen wäre. Es erhellt also daraus wenigstens so viel, daß sich die Beschuldigung, daß sich Pombal, durch die unbarmherzige Behandlung der Theilnehmer, an dem Adel und den Jesuiten habe rächen wollen, sich wenigstens aus den Acten nicht beweisen läßt.

Deyras benutzte übrigens die Verbannung der Jesuiten, und den Bruch mit dem päpstlichen Stuhle, manche wohlthätige Veränderung im portugiesischen Kirchen- und Schulstaate durchzusetzen. Der Inquisition wurde die Bücherzensur genommen, die man einem eignen Collegium anvertraute. Die Dispensationen von Ehesachen sollten nicht mehr

mehr von Rom eingeholt werden; die Gerichtharkeit des päpstlichen Nuncios über die portugiesische Geistlichkeit sollte aufhören; zwischen den alten und den neuen Christen sollte kein Unterschied mehr statt finden. Den Klöstern wurde die Aufnahme von Novizen auf zehn Jahre lang untersagt. Pombal richtete seine Aufmerksamkeit aber hauptsächlich auf die Verbesserung des Schulunterrichts. Er nahm in Ansehung der Universität zu Coimbra manche zweckmäßige Veränderung vor, und gab derselben acht neue Professoren der mathematischen, physischen und naturhistorischen Wissenschaften; er errichtete auch verschiedene höhere Schulanstalten, als für junge Edelleute, die jedoch nach einigen Jahren (1763) wieder aufgehoben wurde, imgleichen für Künstler und Kaufleute; er stiftete die Akademien zu Masra und Lissabon; er legte in allen größern Städten Schulen an, in welchem, ausser dem Lateinischen und Griechischen, auch schöne Wissenschaften und Philosophie gelehrt wurden.

Im weltlichen Staate machte Pombal gleichfalls einige sehr zweckmäßige Einrichtungen.

gen. Da der Bau des guten Weines, den die Engländer so bereitwillig kauften, auf Kosten des Getreidebaues, gar zu übermäßig getrieben wurde, so suchte er dieses Mißverhältniß, durch die Einschränkung des Weinbaues, zu heben. Auf eine unbarmherzige Art wurden nun viele Weinstöcke herausgerissen, wurden dadurch viele Familien in dürftige Umstände versetzt. Pombals echtes Gefühl des Menschenwerthes bewies sich durch ein Gesetz, welches (1773) die Eingebornen Brasiliens für eben so frey, als die Portugiesen, erklärte. Der Krieg mit Spanien gab ihm Gelegenheit, seinem Könige die Verbesserung des Finanzwesens, und des Kriegesstaates, recht dringend an das Herz zu legen. In einer Nacht wurden 30,000 Finanzbedienten, welche sich auf Kosten des Staates bereichert hatten, verabschiedet, und die Verwaltung der Einkünfte des Reiches erhielt eine zweckmäßigere Einrichtung. Der Graf von Schaumburg Lippe, der manche deutsche und englische Officiere mitbrachte, bemühte sich, unter dem portugiesischen Militair einen bessern Geist herrschend zu machen, und dem Kriegesstaate eine ansehnlichere Gestalt

stalt

stalt zu geben. Man benutzte hierzu die Zeit des nachfolgenden Friedens. Die Wiederaufbauung der Hauptstadt war gleichfalls ein Gegenstand für Pombals Sorgfalt. Er bewirkte (1760 Oct.) einen königlichen Befehl, nach welchem alle noch stehenden Gebäude niedergeworfen wurden, um sie nach einem regelmäßigen Plane wieder aufzuführen. Die neu emporsteigende Stadt wurde aber (31. März 1761) abermahls durch ein Erdbeben erschüttert.

Daß es aller Verdienste, die sich Pombal um sein Vaterland erworb, ungeachtet, noch immer nicht an Feinden der damaligen Regierung fehlte, läßt sich leicht vermuthen. Es beweiset dieß auch eine neue Verschwörung, welche nicht lange nach der ersten (1760 Aug.) entdeckt wurde. Viele Personen zogen sich dadurch das Schicksal der Gefangenschaft zu. Unter diesen befanden sich selbst die legitimirten Brüder des Königs, Don Anton und Don Joseph. Die Strenge, zu welcher Pombal zuweilen seine Zuflucht nahm, war nicht immer tadelnswerth. Seine Staatsverwaltung, die er durch dieselbe zu behaupten suchte,

suchte, hat dem portugiesischen Reiche manchen Vortheil gebracht. Auch hat er selbst seine Regierungsgrundsätze gut vertheidigt. Wenn er das, was er that, nicht immer auf die schonendste Art vollzog, so war dieß ein Fehler, der in seiner frühern Erziehung, und in seinem Temperamente, seinen Grund hatte. Nachdem er seine Ministerstelle 27 Jahre verwaltet, und dem Staate einen Schatz von 65 Millionen Thaleru gesammelt hatte, starb der König Joseph (1777 am 25. Febr.), der schon seit sieben Jahren seine gewöhnliche Heiterkeit so sehr verloren hatte, daß ihm selbst Jagd und Singpiel, seine Lieblingsvergönigungen, keinen Zeitvertreib gewährten. Pombal, den sein Tod gewaltig erschütterte, bath um seinen Abschied, den man ihm auch mit Titel und Einkünften gewährte, und durchlebte die ihm noch übrigen wenigen Jahre (bis 1782 May) in der Stille. „Wegen desjenigen,“ sagte er zu der an seinem Sterbelager versammelten Familie, „was ich als Minister gesündigt habe, bitte ich nicht um Vergebung, weil das Beste meines Königs immer mein Zweck war, und habe ich gefehlt, so ist es aus Mangel

Mangel an Einsicht, und nie mit Willen
geschehen!,,

Zweyter Abschnitt.

Nadir Schahs letzte Thaten. Das persische Reich
zerfällt in den westlichen und östlichen Staat.
Die Macht des indischen Kaisers sinkt immer
tiefer. Dieß benutzen der Nabob von Auhd,
die Oschaten, der Nizam, die Rohilla's, die
Marratten, die Engländer. Die englisch-ost-
indische Compagnie gelangt zum Besitze von Ben-
galen, und zur Herrschaft über Defan.

Den überzeugendsten Beweis, daß Pombals
Staatsverwaltung im Ganzen vortreflich war,
giebt eine Vergleichung, die man zwischen
dem jetzigen und dem damahligen Zustande
Portugals anstellt. Die Vertriebsamkeit der
Portugiesen ist seit Pombals Zeiten wieder
Galletti Weltg. 17r Th. N ganz

ganz unterdrückt. Ihre amerikanischen Schätze fließen alle nach England. Dieses hat jedoch in den neuesten Zeiten beynahe die Reichthümer von ganz Europa sich zugeeignet. Seine ausgebreitete Schifffahrt, sein großer Handel, zwingt alle Nationen, den Engländern Tribut zu geben. Eine Hauptquelle dieses Handels ist Ostindien, wo die englisch-ostindische Compagnie sich allmählig einen Landstrich von 14 bis 15,000 Quadratmeilen, mit 50 Millionen Menschen, zugeeignet hat. Ihre Eroberungen beförderte der ohnmächtige Zustand, in welchem sich der ostindische Kaiser, seit Nadir Schahs gewaltigem Einfalle, befand. Dennoch war der persische Staat, seit dem Tode des furchtbaren Monarchen, durch innerliche Kriege zerrüttet, und in zwey Reiche getrennt worden *).

Als Nadir Schah (1739) aus Indien in sein Reich zurückkehrte, fand er dasselbe einer Empörung seines ältesten Sohnes Nisa Kuli Mirza, den er zum Reichsverweser ernannt hatte, preisgegeben. Dieser hatte nicht nur den eingesperrten Schah Schamasp, dessen

(* Theil XVI, S. 19.

dessen Leben Nadir noch immer schonte, ermordet, und die Unterthanen unbarmherzig behandelt; er machte sogar Anstalten, die dem Leben seines Vaters droheten. Der treulose Sohn wurde jedoch von dem Vater bald überwältigt, und durch die Blendung der Augen in den Stand versetzt, an keiner Revolution weiter Antheil nehmen zu können. Doch auch Nadir war nicht immer glücklich. Sein Heer erlitt in einer Schlacht gegen die Tataren in Lesghistan, auf der kaukasischen Landenge, eine große Niederlage. Zu seinen Feinden gehörten jetzt auch die Türken, die einen Nebenbuhler desselben, den Schah Rade, unterstützten; er besiegte jedoch denselben (1745) bey Erivan in einer äußerst blutigen Schlacht. Der Großsultan fürchtete durch dieselbe seine Macht so erschüttert, daß er den Persern die freye Wallfahrt nach Mecca nicht länger verweigern durfte.

Der glückliche Krieger Nadir konnte sich die Liebe und das Zutrauen der Perser aber doch niemahls erwerben. Dieß war jedoch auch seine Absicht nicht; vielmehr legte er ihnen, um allen Muth zur Aeußerung ihres

Freiheitsgefühls in ihnen zu ersticken, unerschwingliche Abgaben auf, die mit unmenschlicher Grausamkeit eingetrieben wurden. Die Verzweiflung der Perser erstieg die höchste Stufe. Manche entzogen sich dem unerträglichen Zustande durch den Selbstmord; viele, die Bewohner ganzer Flecken und Dörfer, flüchteten in die Gebirge, nach Indien, zu den Türken. Die armenischen Kaufleute, die, seit hundert Jahren, dem persischen Handel einen vermehrten Schwung gegeben hatten, zogen fort. Vergebens suchten Nadir zahlreiche Aufpässer die Auswanderungen zu verhindern. Vergebens glaubte Nadir seinen Thron und sein Leben durch große Armeen von Afganen, und andern Nichtpersern, gesichert. Seine Feinde bewirkten eine Verschwörung, die seinen Tod beschleunigte. Drey Officiere seiner Leibwache tödteten ihn (1747 Jun.) in seinem Zelte, und machten aus seinem Hirschädel, für welchen kaum die Welt groß genug war, eine Kugel des Regelspiels.

Nadir Schah's Tod gab das Zeichen zu innerlichen Kriegen. Ein Neffe desselben,

Alt

Alt Kuli Chan, eignete sich sogleich den Besitz der am kaspischen Meere liegenden Provinzen Chorasan und Gedschestan zu. Um wegen der Nachkommenschaft des Nadirs, die er in einer Festung in seine Gewalt bekommen hatte, nicht in Besorgniß leben zu dürfen, ließ er sie, nach orientalischen Grundsätzen, hinrichten. Der einzige Schahroß Mirza, Nadirs Enkel, hatte das Glück, sein Leben zu retten. Alt Kuli wünschte mit ihm einen Prinzen zu behalten, den er, wenn er sich selbst zu behaupten nicht im Stande wäre, als einen rechtmäßigen Thronerben aufstellen könnte. Er nannte sich hierauf Schah Alt, theilte die vorgefundenen Schätze unter seine Anhänger, und überließ sich nun zu Masanderan dem Genuße des Weins und der Wollust.

Desto thätiger zeigte sich (1748) sein Bruder Ibrahim Chan, Statthalter von Isfahan. Diesen wollte Alt Chan durch den Emir Alt, den Statthalter der Provinzen an der westlichen Seite des kaspischen Meeres, beobachten lassen. Dieser ließ jedoch diesem Emir, dem die Wittwe des Nadirs

dies Schah, die man ihm schon versprochen
 hatte, zu Theil geworden war, den Kopf
 abschlagen, und ihn dem Ali Schah über-
 schicken. Ali Schah machte nun zwar Ans-
 stalten, den aufrührerischen Statthalter zu
 züchtigen; dieser schlug ihn jedoch, in Ver-
 bindung mit dem Statthalter von Aderbid-
 schan, und Ali Chan, der auf der Flucht in
 seine Gewalt gerieth, hatte das Schicksal
 geblendet zu werden. Hierauf überwältigte
 der Emir Ali auch seinen Bundesgenossen,
 den Statthalter von Aderbidschan. Den
 Prinzen Schahrok Mirza, der zu Mesched
 eingesperrt war, lud er, unter dem Vorwan-
 de, ihn als den nächsten Thronerben krönen
 zu lassen, nach Ispahan ein; die kurdischen
 Herren von Chorasán setzten ihn aber, ohne
 ihn nach Ispahan gehen zu lassen, selbst auf
 den Thron. Jetzt ließ sich Ibrahim in Taur-
 is, der Hauptstadt von Aderbidschan, zum
 Schah ausrufen. Als er jedoch gegen den
 Schahrok zu Felde zog, wurde er, obgleich
 mit vollen Händen Schätze austheilend, von
 seinem Kriegsvolke, das gegen seinen rechts-
 mäßigen Herrn nicht fechten wollte, gefan-
 gen, und des Lebens beraubt.

Doch

Doch Schahroek war nur das Spiel der Anführer der kurdischen Turkmanen und Araber. Einige Zeit hindurch behauptete Jussuf, der Befehlshaber der Turkmanen ein vorzügliches Ansehn; dessen Collegen benutzten aber (1749) seine Abwesenheit, den Schahroek, in dessen Namen er regierte, zu blenden und einzusperrn. Sie räumten dessen Stelle dem Soltan Schah, einem Abkömmlinge des Hauses Soffi, ein. Allein dessen Herrlichkeit wurde, schon nach sechs Wochen, von dem zurückkehrenden Jussuf geendigt. Der blinde Schahroek mußte den König wieder vorstellen. Doch Jussuf selbst hatte endlich das Schicksal, von den Befehlshabern der Kurden und der Araber überwältigt und geblendet zu werden. Sein Schahroek wurde abermahls eingesperrt. Diejenigen, die diese Revolution bewirkt hatten, geriethen aber selbst in Unreinigkeit. Der arabische General Mir Alim unterdrückte den kurdischen. Aber auch Mir Alim spielte seine Rolle nicht lange; er wurde von Ahmed Schah, dem Beherrscher von Kandahar, überwältigt.

Dieser

Dieser war von dem Stamme der Abdalli, der von Abdal, einer Stadt in der Nachbarschaft von Herat, seinen Namen hatte, und zur Zeit des Nadir Schahs die persische Oberherrschaft anerkannte. Ahmed der sich, von einem der untersten Hofbedienten, zum Schatzmeister des Nadir Schah emporgeschwungen hatte, zog, während der nach Nadirs Tode entstandenen Verwirrung, mit 300 kostbaren Kameelladungen, in die afganischen Gebirge. Hier benutzte er nun die Reichthümer, die er sich zugeeignet hatte, sich ein Kriegoheer zu verschaffen. Von diesem unterstützt, eroberte er allmählig die Provinzen Kandahar, Cabul, Gazna, und das übrige östliche Persien. Zu seiner Residenzstadt machte er die von Nadir neugebaute Stadt Kandahar. Er bezwang nun auch den arabischen Mir Ulim, der sich die Regierung in Chorasän und Sedschestan anmaßt hatte, und ließ den geblendeten Schahrock zum drittenmahl den Thron besteigen, auf welchem derselbe (bis 1765) ruhig sitzen blieb.

Während daß dies in Ostpersien geschah, bildete sich in Westpersien ein besondrer Staat.

Hassan

Hassan Chan, ein afghanischer General von niedrer Geburt, behauptete sich, seit Nadir Schah's Tode, in dem unabhängigen Besitze von Astarabad und Lauris. Diesen mißgönnte ihm aber Ali Merdan Chan, das Oberhaupt einer turkmanischen Nomadenhorde, die in der am persischen Meerbusen sich ausbreitenden Provinz Laristan herumzog. Um seiner Unternehmung gegen den Hassan das Ansehen der Gerechtigkeit zu geben, schrieb er ihr die Absicht, die Rechte des kleinen Ismaels, eines Enkels des unglücklichen Husseins, zu vertheidigen, zu *). Unter dem Vorwande, die Entwürfe der Empörer zu vereiteln, drang (1749) Ali Merdan, plündernd und verwüstend, bis Ispahan vor. Mit ihm war Mohamed Kerim Chan, das Oberhaupt einer kurdischen Nomadenhorde von 2000 Köpfen vereint. Von diesen wurde die große Hauptstadt, Ispahan, ohne große Schwierigkeiten, für den kleinen Ismael erobert. Der freigebigere Kerim machte sich aber bald beliebter, als der strengere Ali Merdan. Um so eher durfte er es wagen, ihn ermorden zu lassen.

Die

*) Th. XV. S. 390.

Die Verwandten und Befehlshaber desselben zerstreuten sich; die Gemeinen nahmen bey Kerim Dienste. Dieser, ein festgebauter, allen Beschwerden trotzender Mann, der sich nun allein im Besitze der Stadt Ispahan, und eines ansehnlichen Heeres, befand, überwältigte endlich (1759) auch die Chane in Tauris, und brachte alle Provinzen des westlichen Persiens, die gebirgigen, und einige an der Küste liegende Landstriche abgerechnet, durch seine Truppen dahin, daß sie ihm Gehorsam und Tribut nicht versagen durften. Er legte sich nun den Titel eines Behkik (Regenten) bey. Ismael, in dessen Nahmen er alles that, lebte indessen in der Festung Abada, fünf Tagereisen von Schiras, eingeschperrt. Persien befand sich unter seiner dreysßigjährigen Regierung, in Vergleichung mit den vorigen Zeiten, sehr ruhig. Ohne zu lesen und zu schreiben, ohne Erziehung und Bildung, fand Kerim, blos von seinem gesunden Menschenverstande, und seinem guten Herzen, geleitet, die Mittel, seine Unterthanen glücklich zu machen. Seine Policiey war vortreflich; seine Rechtspflege auf Billigkeit gegründet; die Abgaben hatten das

Drück:

Drückende der ehemahligen Zeit verlohren; die Armentier fanden sich wieder ein, und die Handlung bekam einen neuen Schwung. Ohne ein Kenner der Künste und Wissenschaften zu seyn, war Kerim doch ein Beförderer derselben. Er baute viel, vornehmlich in Schiras. Eifrig in seiner Religion, war er gegen fremde Religionen gar nicht unedulsam. Von allen Fürsten seiner Nachbarschaft geachtet, endigte er (1779 Febr.) sein Leben, nachdem er sich auch noch der reichen Handelsstadt Bassora in Irak arabi bemächtigt hatte.

Ahmed Schah, der Schah von Kandahar oder Ostpersien, befestigte sich indessen immer mehr in dem Besitze seines Staates. Er vergrößerte denselben auch durch Provinzen, die er dem Kaiser von Delhi wegnahm. Dieser befand sich, seitdem seine Macht durch Nadirs Einfall, so gewaltig erschüttert worden war, in einem so ohnmächtigen Zustande, daß die Fürsten, die seiner Herrschaft unterworfen gewesen waren, es wagen durften, unabhängige Regenten vorzustellen. Zu diesen gehörten vornehmlich der Subah
von

von Dekan *). Als Nadir Schah (1739) von Delhi wieder abgezogen war, befand sich die ganze, dem Kaiser Mahomed noch übrig gebliebene Macht in den Händen des Azams, bey welcher er sich auch noch zwey Jahre behauptete. Als er (1741) wegen der Empörung seines zweyten Sohnes, und der Streifereyen, durch welche die Maratten sein Land heimsuchten, in sein Land zurückkehren mußte, ließ er seinen ältesten Sohn Gaziuddin, als den Regenten, in Delhi zurück. Dieser war jedoch nicht vermögend, die Zertrümmerung des indischen Kaiserthums zu verhindern. Die Nachbarn nahmen Länder weg; die Vasallen machten sich unabhängig. Der Beherrscher von Kandahar, Ahmed Schah, bemächtigte sich (1747) des Reichs Kaschemire am Oberindus, und der Länder Multans und Sindhy. Er griff zwar auch das kaiserliche Gebieth selbst an; er wurde aber doch noch glücklich zurückgetrieben. Nicht lange hernach endigte Mahomed seine kummervolle Regierung im 48sten Lebensjahre.

Das

*) Th. XVI, S. 15.

Das Reich, das sein Sohn Ahmed Schah von ihm erbte, begriff jetzt nicht einmahl die Provinzen Agra und Delhi ganz. Zu seinem Vessir ernannte er den Nabob von Ruhd, dessen Staat sich an dem Gagra und Dschumna, die den Ganges bilden, ausbreitete. Des damaligen Nabobs Sufdar Jung Vorfahren stammten aus der persischen Provinz Chorasan, und der Vater hatte sich um den Kaiser Mohamed, durch den Beystand, den er ihm gegen den König von Kandahar leistete, verdient gemacht. Auch der Sohn suchte dessen Eroberungen zu verhindern; aber Ahmed sah sich endlich (1751) doch genöthigt, ihm die Provinz Lahor (in Panshab) abzutreten. Der Nizam al Mulk, Gazioddin, behauptete indessen sein Ansehen am Hofe zu Delhi noch fünf Jahre, bis er (1752) in einem Kriege mit seinem jüngern Bruder, der ihm Dekan entreißen wollte, umkam. Der Kaiser ernannte hierauf dessen Sohn gleiches Namens zum Nizam. Von diesem wurde Sufdar Jung, der Nabob von Ruhd, vom Hofe verdrängt; doch mußte man demselben die Provinz Elhadabad überlassen. Der Kaiser machte zwar einen neuen

Vessir

Wessir; Gazioddin blieb aber doch immer der eigentliche Regent.

Zu den Völkern, welche von der Ohnmacht des indischen Kaiserthums Vortheil zu ziehen suchten, gehörten auch die Dschaten, ein Stamm der Hindu's, die, ehemals nur als Räuber bekannt, sich verschiedener wichtigen Festungen im nordwestlichen Agra, und in Agimere, bemächtigten. Ihr Oberhaupt, Surudge Mull, der den Titel eines Rajah annahm, hatte jährlich 12 Millionen Thaler Einkünfte, und nur allein 12,000 Mann Cavallerie. Gazioddin, der seiner weiteren Ausbreitung Einhalt thun wollte, trieb ihn aus dem ebenen Lande der Provinz Agra in die befestigte Hauptstadt; der Kaiser Ahmed versagte ihm aber das zur Belagerung derselben nöthige Geschütz, weil er den Rajah nicht wollte mächtiger werden lassen und sein Wessir brachte es durch Unterhandlungen dahin, daß sich der Rajah der Dschaten mit dem Kaiser vereinigte. Dadurch fand sich Gazioddin so beleidigt, daß er (1753) den Kaiser, durch einen Haufen von Maratten, in seinem Lager überfallen, und plündern ließ;

ließ; daß er nicht nur den Bessir, und andre Rathgeber desselben absetzte, sondern ihn selbst zur Niederlegung der Regierung zwang. Der unglückliche Ahmed hatte das Schicksal, im Gefängnisse geblendet zu werden.

Gazioddin machte hierauf einen Sohn vom Jehander Schah, Allumgir II, zum Kaiser. Dieser gab unter andern 17 Prinzen vom kaiserlichen Hause ihre Freyheit. Gazioddin, der jetzt wieder den Bessir vorstellte, wollte dem Könige von Kandahar die Provinz Lahor wegnehmen; er war aber bey seiner Unternehmung so wenig glücklich, daß jener vielmehr (1756) bis nach Delhi vordrang, und vieles Geld erpreßte. Er plünderte bey dieser Gelegenheit den kaiserlichen Pallast und die Hauptstadt mit der unbarmherzigsten Raubsüchtigkeit. Allumgir schob das Unglück, das ihm begegnet war, auf den habgierigen Gazioddin. Er bath daher den König von Kandahar um die Erlaubniß, den Rohillafürsten Nigib ul Dowla zu seinem Bessir annehmen zu dürfen; einen Fürsten, der dem Kaiser Mahomed so wichtige Dienste geleistet hatte, daß er für dieselben
mit

mit einem 770 Quadratmeilen großen Landstrich der Provinz Delhi, der 8 Millionen Thaler einbrachte, belohnt worden war.

Doch Gazioddin wollte sich die Westseite nicht nehmen lassen. Er erschien an der Spitze eines marrattischen Heeres, und schloß den Kaiser Allumgir in Delhi ein. Allumgirs Sohn, Ali Gohar, auch Schah Zade genannt, der seinen Vater aus seinem bedrängten Zustande zu befreien wünschte, eilte, den Nachstellungen des Gazioddins glücklich entgangen, zum Nigib. Dieser gab ihm und seinem Hofstaate monatlich 50,000 Rupien. Allein die Marratten, Gazioddins Bundesgenossen, bedrängten den Nigib selbst so gewaltig, daß er in einer Festung seine Zuflucht suchen mußte. Ali Gohar flüchtete nun zum Nubob von Auhd. Allumgir wußte jetzt in seiner Noth kein andres Rettungsmittel, als den Beystand des Königs von Kandahar. Das Schreiben, das er (1760) deswegen an denselben abgehen ließ, kam jedoch in Gazioddins Hände. Dieser beschloß nun Allumgirs Untergang. Er brachte ihn, theils durch Ueberredung, theils durch Dro-

hungen

her hungen dahin, einen wunderthätigen Fakir, oder herumwandernden muhamedanischen Mönch, der seinen einmahl gewählten Aufenthalt nicht verlassen durfte, zu besuchen. Kaum war aber Allungir bey demselben angelangt, als er von zwey versteckten Mördern niedergestossen wurde. Sein todter Körper blieb, an dem Ufer des Dschumna, zwey Tage unbegraben liegen. Gazioddin ließ hierauf den Jehander Schah, einen Enkel des Kaisers Aurungzebe, zum Kaiser ausrufen. Dieser blieb jedoch auf die Mauern seines Pallastes eingeschränkt, und sein ferneres Schicksal ist ganz unbekannt.

Doch ein neuer Einfall des Schahs von Kandahar nöthigte den Gazioddin, seine Zuflucht bey den Dschaten zu suchen. Zu diesem Einfalle ward aber der Schah Ahmed nicht allein durch die große Gewalt, die sich Gazioddin zu Delhi anmaßte, sondern auch durch die Bitten der von den Maratten äußerst bedrängten Rohillafürsten, bewogen.

Die Rohilla's, ein afganischer Stamm aus dem Bezirke Roh, in der persischen Provinz Gallatti Weltg. 17r Th. S Cabul,

Cabul, zogen, gleich andern Abentheuern von den an der Nordseite Indiens sich hinziehenden Gebirgen, in das schöne Land, um daselbst als Kriegerleute ihr Glück zu machen, und sich Lehngüter zu erwerben. Unter Aurungzebe hatten (1673) zwey Brüder, Allum und Hussain, den jenseits des Ganges, zwischen den nördlichen Gebirgen und Auhd liegenden Landstrich Kuttair, sich zugeeignet. Sie besaßen ihn als Landesvertheidiger. Ali Mahomed, der selbst dem Kaiser Mahomed furchtbar war *), erhielt zur Belohnung für den Beystand, den er demselben gegen die Syed's leistete, den Nabobtitel. Sein Land hieß hierauf Rohilcund (Land der Rohilla) zum Beweise, daß es die Rohilla als ihr Eigenthum betrachteten. Doch der Kaiser Mahomed, der ihm dieses Eigenthum nicht zugestehen wollte, bekrigte ihn (1745) in Verbindung mit dem Nabob von Auhd. Ali gerieth in die Gefangenschaft; dennoch blieb seine Familie im Besitze von Rohilcund. Unvermuthet schlichen sich aber 4000 Rohilla' nach Delhi, wo sie sich vor dem kaiserlichen Pallaste ver-

einigte

*) Theil XIV, S. 9.

einigten. Die Hauptstadt hatte eine schwache Besatzung; das Kriegsvolk war entweder abgedankt, oder entfernt. Ali erhielt also seine Freyheit wieder; doch mußte er seine beyden ältesten Söhne als Geiseln zurücklassen, und es wurde ihm auch nur die Statthalterschaft des Bezirkes Sirhind zu Theil. Allein des Schahs Ahmed Einfall in Hindostan, der sich um eben diese Zeit (1747) ereignete, gab dem Ali Mahomed Gelegenheit, sich Rohilcunds wieder zu bemächtigen. Er starb nicht lange hernach (1749). Seitdem standen die Rohilla unter mehreren Fürsten.

Jetzt (1760) vereinigten sich die Rohillafürsten, um sich der Marratten zu erwehren, mit dem Schah von Kandahar. Die Marratten wurden aus Lahor vertrieben; sie erlitten bey Sirhind eine Niederlage; die Vereinigten besetzten Delhi und Agra. Sie siegten noch über zwey Heere der Marratten, besonders auch über den Rajah Holkar, der den Staat von Malwa besaß. Der Schah Ahmed wurde nun durch nichts mehr gehindert, den Prinzen Ali Gohar auf den Kaiserthron

ferthron zu erheben, und den Nabob von Auhd zu dessen Vessir zu ernennen. Ali Gohar, der sich, auf die Nachricht von der Ermordung seines Vaters, zu Patna in der Provinz Bahar, hatte zum Kaiser ausrufen, und Schah Allum (Herrn der Welt) nennen lassen, wollte, ehe er nach der Hauptstadt Delhi zurückkehrte, vorher Bengalen erobern. Indessen drangen die Marratten in die Provinz Delhi ein.

Diese hatten die Zerrüttung der kaiserlichen Macht, eben so wie andre dem Hofe zu Delhi unterworfenen Völker, zur Vergrößerung ihres Gebietes, und zur Befestigung ihrer Unabhängigkeit, benutzt *). Der Peischwa Bajirow wollte (1739) dem Nizam das Land Dekan entreißen; dieser wehrte sich aber gegen seine 50,000 Reiter mit 12,000 Mann so gut, daß seine Unternehmung verunglückte. Der Verdruß, den er darüber empfand, beschleunigte sein Lebensende. Nun ward sein Sohn Vallajirow Peischwa. Nicht lange hernach (1740) starb auch der zu Sitterah eingesperrte Maharaja,

oder

*) Theil XVI, S. 12.

oder Großfürst, ohne Erben zu hinterlassen. Die Wahl seines Nachfolgers wurde endlich von dem Peischwa auf den Prinzen Rom, ein sieben Jahre altes Kind, geleitet. Dieses gab, zu Sitterah eingesperrt, die schönste Gelegenheit, in seinem Namen die Regierung zu führen. Zwar wollte Nagozi, der Obergeneral der Armee des Oberraja's, der damals die Stelle eines Obereinnehmers in Verar, dem östlichen Theile des Marrattenlandes, verwaltete, dem Peischwa Ballajirow die Herrschaft entreißen; dieser behauptete sie jedoch so nachdrücklich, daß sich Nagozi mit dem unabhängigen Besitze der Provinz Verar begnügen mußte. Seitdem stellt der Rajah von Verar, nach dem Peischwa, einen der mächtigsten Fürsten der Marratten vor, der viertehalb Crore Rupien jährliche Einkünfte, und 70,000 Soldaten, hat. Das Land, größtentheils dichte Waldungen, und längs der Küste unersteigliche Gebirge, wird von einem wilden Volke, unter der Herrschaft vieler Polygars, bewohnt.

Der Peischwa Ballajirow, der dem Rajah von Verar die Unabhängigkeit nicht freitig

ttig

tig machen konnte, hatte bey seiner Unternehmung gegen Delhi desto mehr Glück. An der Spitze eines Heeres von 300,000 Mann, unter welchen sich auch mehrere Regimenter Seapois, das heißt europäisch organisirtes und exercirtes Fußvolk, befanden, und das einen ansehnlichen Zug von Geschütz mit sich führte, drang des Peischwa Bruder Bhow, drangen, in Verbindung mit ihm, Holkar, die Dschaten, und Gajtoddin, in Delhi ein. Die Hauptstadt des indischen Kaiserthums wurde damahls wieder auf eine unbarmherzige Art geplündert und verwüstet. Man durchwühlte die Trümmern des kaiserlichen Pallastes so raubsüchtig, daß der Werth der silbernen Verzierungen und Geräthschaften, die man zusammenplünderte, noch auf anderthalb Millionen Thaler betrug. Doch selbst die Gräber wurden nicht geschont.

Jetzt rückte aber der Schah von Kandarhar herbey. Bhow zog ihm entgegen. Bey Pannibut nicht weit vom Ganges bezog Bhow (1760 Oct.) ein verschanztes Lager. Ahmed zählte 79,000 Streiter, unter welchen 41,000

zu Pferde waren. Hiermahl so groß war die Zahl seiner Freywilligen und leichten Reiter. Auf jedem von 2000 Kameelen saßen zwey Schützen mit einer Art von Doppelhaken. Von einer großen Anzahl anderer Kameele wurden Drehbassen (eine Art von kleinen Kanonen) abgefeuert. Die Armee der Marratten bestand aus 55,000 Mann, unter welchen 5000 zu Fuße fochten, und aus einem ungeheuern Troß. Beyde Heere blieben drey Monathe in einerley Stellung. Doch im Lager der Marratten wurde der Mangel an Lebensmitteln immer fühlbarer. In der Verzweiflung umringten die Befehlshaber der Marratten das Zelt des Shou, erklärten sie ihm entschlossen, entweder zu siegen, oder zu sterben. Die Marratten fochten auch (1761 am 7. Jan.) mit dem feurigsten und standhaftesten Muth; dieser unterlag endlich aber doch der Menge der Feinde, und ihr Heer wurde fast ganz vernichtet. Ihr ganzes Lager, mit 2000 Kanonen, kam in die Gewalt der Sieger. In demselben befanden sich aber auch auf 500,000 Menschen, die zu den Verwandten, und zum Troß der Marratten, gehörten.

ten. Diese wurden von Ahmeds Abdalli's größtentheils kaltblütig niedergehauen. Vor jedem Zelte in Ahmeds Lager waren große Haufen von den Köpfen der Erschlagenen aufgethürmt. Dieß war ein Opfer, welches die muhamedanischen Abdalli ihren Weibern und Müttern versprochen hatten. Die Menge der Pferde, Kameele und Lastochsen, welche die Sieger erbeuteten, war ungeheuer groß. Die Schlacht bey Darnibut hatte übrigens die Folge, daß die Marratten von Delhi abziehen mußten, daß der Verdruß über das erlittene Unglück den Petschwa noch in diesem Jahre tödtete. Ahmed, der nun wieder nach Kandahar zog, hatte jedoch von seinem ganzen Zuge weiter nichts eingeerntet, als die Ehre, die Marratten besiegt zu haben.

Die Entkräftung des indischen Kaisers, und der Marratten, gewährte den Engländern die Gelegenheit, ihre Macht in Bengalen, dem Lande am Ganges, immer mehr zu befestigen *). Dieses wurde seit der Regierung des Porokshere (1713 : 1725) von dem

*) Theil XV, S. 8.

dem Chan Joffer, einem dem Kaiser von Delhi sehr ergebenen Fürsten, beherrscht. Sein zum Nachfolger erklärter Enkel, Serferaz, wurde von seinem Vater Shuja el Dowlah, bisherigen Statthalter der Provinz Orissa, genöthigt, ihm Bengalen zu überlassen. Der Kaiser Shah Allum II, dem er kostbare Geschenke machte, bestätigte ihn auch in der Würde eines Nabobs von Bengalen, und der Sohn Serferaz kam nicht eher, als (1739) nach dem Tode des Vaters, wieder zum Besitze von Bengalen. Aber er blieb nicht lange in diesem Besitze. Zwey von seinen Verwandten, Alliverdi und Hagi Chan, denen der Vater die Regierung von Bahar überlassen hatte, überwältigten ihn, und der unglückliche Serferaz wurde auf seinem Elephanten erschossen.

Hierauf wurde Alliverdi Chan Nabob von Bengalen. Da, mit der Hauptstadt Murschedabat, die reichen Schätze des vorigen Nabobs, in seine Hände gekommen waren, so war es ihm nicht schwer, sich die Gunst des Kaisers zu Delhi durch kostbare Geschenke von Gold und Edelsteinen, die den Werth

von

von 13 bis 14 Millionen Thalern hatten, und durch das Versprechen eines jährlichen Tributs von eifstehalb Millionen Thaler, zu erkaufen. Der Kaiser ernannte ihn zum Subah von Bengalen, Bahar und Orissa. Doch Aliverdi war mit widerspenstigen Großen, vornehmlich mit dem Rajah von Berar, und den Marratten, die jetzt zum erstenmahl Bengalen heimsuchten, im immerwährenden Kampfe begriffen. Während desselben starb Aliverdi (1756). Sein Sohn Surajah Dowla, ein habfüchtiger, grausamer Fürst, gerieth bald mit den bengalischen Engländern in Streit.

Die Engländer hatten seit den Zeiten des Kaisers Jehangir sich in dem schönen, äußerst fruchtbaren Gangeslande immer zahlreicher niedergelassen *). Schon die Königin Elisabeth hatte einer londonschen Gesellschaft von Kaufleuten das ausschließliche Recht, nach Ostindien zu handeln, auf 15 Jahre verleihen. Diese setzte sich, als Nebenbuhlerin der Portugiesen, auf den südasiatischen Inseln, als auf Sumatra, Java, und auf den

*) Theil XV, S. 410.

den Moluckten, fest. Die Engländer verdrängten die Holländer von der Insel Amboina, dem Hauptsitze des Gewürzhandels. Da jedoch die englische Handelsgesellschaft, zur eignen Gegenwehre noch zu schwach, von Jacob I und dem Parlamente nicht unterstützt wurde, so konnte sie dem Schicksale, die Moluckten ihren holländischen Nebenbuhlern überlassen zu müssen, nicht entgehen.

Desto mehr wurden ihre Unternehmungen auf den ostindischen Küsten Malabar und Koromandel vom Glück begünstigt. Sie legte (1611, 1612) zu Massulpatam, Calicut, Surate, ja selbst zu Delhi, Comtoire an. Sie schlug die Angriffe der Portugiesen, die ihre Niederlassungen in Ostindien zu verhindern suchten, tapfer zurück. Sie half sich (1623) in Verbindung mit dem persischen Schah Abbas, aus Ormus vertreiben. Dafür wurde sie durch die am Eingange des indischen Meeres liegende Insel Bander Abdassi belohnt. Diese diente ihr zu einer vortheilhaften Niederlage für ihren Handel mit Persien *). Zehn Jahre hernach (1633) erwartete

*) Theil XV, S. 379.

erwarb sie sich das Eigenthum von der Insel Bombay, an der Küste von Coucan. Sie legte in dem Reiche Tellichery, auf der Küste Malabar, eine kleine Colonie an; sie baute auf der Küste Coromandel das Fort St. George oder Madrag; sie gründete daselbst auch die Niederlassungen zu Massulipatam und Vizagapatam; sie bekam (1690) zu Calcutta in Bengalen eine Factorey, nebst einem Fort. Während der Regierung Karls I und Cromwells geschah für Indien wenig, und nach Cromwells Tode sank das Ansehen der Engländer in Ostindien immer tiefer. Karl II unterwarf den Handel der ostindischen Compagnie manchen drückenden Einschränkung. Diese machte sich aber auch, durch ihre Gewaltthätigkeit und Erpressungen, bey den Indianern verhaßt. Sowohl auf diesen Haß, als auf Karls II bestechlichen Charakter rechnend, wagten es die Holländer (1680) die Engländer von der Insel Bantam zu vertreiben. Die englische Compagnie rüstete sich zwar, ihren Besitz mit Gewalt zu behaupten; allein Karl II, den die Holländer durch 250,000 Livres gewonnen hatten, verbot ihr, zu kriegerischen Maßres

Maßregeln ihre Zuflucht zu nehmen. Der vergeblich gemachte Kriegsaufwand hatte die Casse der Compagnie erschöpft. Um dieselbe wieder anzufüllen, behandelten die Administratoren die Indianer auf eine sehr betrügerische und ungerechte Weise. Sie unterstanzten sich sogar, eine für die Armee von Aurungzebe mit Lebensmitteln beladene Flotte wegzunehmen. Die Compagnie mußte sich nur von Aurungzebe's Rache durch große Summen, durch eine fußfällige Abbitte ihrer Abgeordneten, loskaufen. Ihr Handel stockte, ihr Credit sank. Der Krieg zwischen England und Frankreich (1689 bis 1697) fügte der Compagnie gleichfalls großen Nachtheil zu. Viele von ihren Indiensfahrern wurden von den französischen Capern weggenommen. Die Leinwand und die baumwollenen Zeuge, welche die Compagnie bisher aus Indien geholt hatte, wurde durch die von französischen Religionsflüchtigen in Schottland und Irland angelegten Fabriken entbehrlich gemacht. Die englische Nation verlangte, auf die ausschließlichen Vorrechte der Compagnie eifersüchtig, die Freygebung des Handels immer lauter. Das Parlament erlaubte einstweilen, bis das Privilegium der Compagnie

pagnie erloschen seyn würde, jedem Privatmanne, der nicht zu den Mitgliedern der Compagnie gehörte, nach Ostindien zu handeln. Es bildeten sich jetzt viele kleine Handelsgesellschaften, deren Wettstreit aber dem ganze Handel nach Ostindien mit dem Untergange drohete. Endlich vereinigten sich (1702) diese kleine Handelsgesellschaften wieder in Einer Compagnie. Es wurde gleichsam eine neue Societät errichtet, die, durch die weise Leitung ihrer Directoren, und die glüklichen Mafregeln der Regierung, in Zeit von 48 Jahren (1702 : 1750) immer herrlicher aufblühete *). Die Compagnie war bis dahin mächtig, ohne zu herrschen. Allein nun trat der Zeitpunkt ein, wo die Kriege, die England und Frankreich in Europa führten, sich bis nach Ostindien verbreiteten, und zu Eroberungen Veranlassung gaben, wo eine Nation die andre ganz zu verdrängen suchte.

Ausser den Portugiesen und Engländern hatten auch die Franzosen, in dem productenreichen Ostindien, sich Besitzungen zu erwerben

*) Theil XVI, S. 8.

ben gesucht. Seit Colberts Zeiten hatten sie, nach mancherley mißlungenen Versuchen, den Handel nach Ostindien in ihre Hände zu bringen, (1665) eine ostindische Compagnie errichtet, die sich auf ein Capital von 15 Millionen Livres gründete *). Die Insel Madagascar war zur Waaren-Niederlage dieser Societät bestimmt; allein nach fünf Jahren (1670) sah sich diese Gesellschaft, durch eine unkluge, verschwenderische, treulose Verwaltung ihrer Beamten, zu dem unangenehmen Entschlusse bewogen, ihr Vorrecht aufzugeben, und dafür auf dem getauften Wege nach Ostindien zu handeln. Dadurch wurde aber ihr Gewerbe noch immer nicht blühender, und es verflossen beynähe 60 Jahre, ehe die französisch-ostindische Compagnie aus ihrem ohnmächtigen Zustande sich herauszuheben vermochte. In diesem Zustande wurde sie hauptsächlich durch die Ungeschicklichkeit und Treulosigkeit ihrer Agenten, durch das dadurch veranlaßte saumseelige Bezahlen der Actionäre, durch die unweisen Maßregeln der Nachfolger Colberts, durch Geldmangel, der das Aufkommen von

man;

*) Lh. XIII, S. 153.

cher Niederlassung verhinderte, und durch die Unglücksfälle des Krieges von 1689 bis 1697, erhalten. Während des spanischen Erbfolgekrieges (1707) hörte die Compagnie auf, eigne Schiffe nach Ostindien zu schicken. Sie überließ die Ausübung ihrer Handelsvorrechte zuerst einigen reichen Handelshäusern, die ihr von den eingeführten Waaren 5 Procent entrichten mußten. Nicht lange hernach trat sie aber den ausschließlichen Gebrauch ihres Privilegiums, das sie sich (1714) erneuern ließ, einigen Schiffeausrüstern von St. Malo ab. Das lausche Finanzsystem zehrte ihre Kräfte vollends auf, bis, unter dem Ministerium von Fleury, zwey Brüder, Orry und Julvy, dem Emporkommen derselben ihren Eifer widmeten. Während daß jener den Cardinal für das Interesse derselben stimmte, und dieser ihre Verwaltung leitete, und die wichtigsten Posten nur Männern von Talenten vertraute, kehrte Ordnung und Thätigkeit zu den Geschäften der Gesellschaft zurück.

Anfangs war die Stadt Surate in Guzurate die Hauptniederlassung der französischen
Coms

Compagnie, wegen der nachtheiligen Concurrency mit andern Europäern wählte sie sich aber einen eignen Ort. Zu einer solchen Niederlassung both ihr die Küste Carnatik, an der östlichen Seite von Ostindien, eine günstige Gelegenheit an. Diese Küste war, unter der Herrschaft des indischen Kaisers, dem Subah von Dekan unterworfen. Dieser übergab die Aufsicht über dieselbe einem Statthalter, der seinen Wohnsitz zu Arcot hatte. Einer dieser Statthalter Sadatulla (1711 bis 1732) verwandelte sich in einen unabhängigen Regenten. Da der Subah von Dekan, der Nizam al Mulk, in Delhi volle Beschäftigung hatte, so überließ er den Marratten, den ungehorsamen Nabob zu züchtigen. Diese leisteten auch ihrem Auftrage so nachdrücklich Gnüge, daß (1740) Doast Ali, des Sadatulla Bruderssohn und Nachfolger, in einem Treffen blieb. Sein Sohn Subdar Ali erkaufte den Frieden durch eine große Geldsumme, und die im südlichen Carnatik liegende Provinz Trischinapull. Nach zwey Jahren (1742) hatte aber dieser Nabob das Schicksal, von einem ihm untergeordneten Nabob, Mortiz Ali, Gallotti Weltg. 17r Th. I vergiftet

vergiftet zu werden. Dieser mußte zwar dem Sind Mahomed, einem Enkel des Sadatulla, den der alte nach Dekan zurückgekehrte Nizam zum Nabob von Carnatik ernannte, nach kurzer Zeit weichen; allein Martiz Ali wußte sich dieses Gegners bald (1744) durch Gift zu entledigen. Jetzt kam der Zeitpunkt, wo sich die Franzosen und Engländer in die Hände von Carnatik mischten.

Beide Nationen hatten hier schon seit einiger Zeit Besitzungen. Die Engländer besaßen, ausser dem Fort St. George und der Stadt Madras, den Flecken Chinapatam, und die Landschaft Eudalore. Die Franzosen verschafften sich (1676) den Flecken Pudutschery, den sie Pondichery nannten.

Dieser verwandelte sich bald in eine ansehnliche Handelsstadt, und dieß geschah vornehmlich während der Zeit, daß sich dieselbe (1693 bis 1697) in dem Besitze der Holländer befand. Ihre Aufseher arbeiteten an ihrem Besten mit vieler Thätigkeit. Dumas verschaffte ihr vom Kaiser zu Delhi das Münzrecht, das ihr jährlich 500,000 Livres einbrachte; er verschaffte ihr den Besitz von

Carcas

Caracal, mit welchem ein großer Theil des Handels von Tanjore, im südlichen Carnatik, verbunden war. Um einen Landungsort für Lebensmittel zu haben, besetzten die Franzosen (1735) die Insel Frankreich, die unter dem Nahmen St. Moritz ehemals den Holländern gehört hatte. Dupleix, der seit dem Jahre 1741 die Oberaufsicht über die französischen Niederlassungen in Ostindien führte, vermehrte dieselben durch Chandernagor am Ganges, welches seine Handelsgeschäfte nicht nur bis in das Gebieth des indischen Kaisers, sondern bis nach Tibet, ausbreitete. Die Schiffe der Compagnie durchkreuzten jetzt alle Meere dieser Gegend. Dieß erregte die Eifersucht der englischen Compagnie. Zum Ausbruche derselben gab der Krieg, welcher wegen der österreichischen Erbfolge geführt wurde, Gelegenheit. Der französische Admiral Bourdonnais schlug (7. Jul. 1746) die englische Escadre an der Küste von Coromandel, und eroberte die reich angefüllte Handelsstadt Madras; die Insel Bombay ließen sich aber die Engländer nicht wegnehmen. Eben so brav vertheidigte aber Dupleix (1748) Pondichery.

Um ihre Macht in Ostindien zu vergrößern, zogen sowohl die Engländer, als die Franzosen, die inländischen Nabobs in ihre Handel. Die Franzosen mischten sich in die Angelegenheiten von Dekan und Carnatik. Als der alte Nizam (1748) sein Leben beschloß, hinterließ er fünf Söhne. Da der älteste, Gaziuddin, den Emir al Omrah zu Delhi vorstellte, benutzte der zweyte, Nazir Jung, diese Gelegenheit, die Regierung von Dekan sich anzumäßen. Bald trat jedoch Murzaf Jung, der Sohn einer vorzüglich geliebten Tochter des alten Nizam, und sein Liebling, auf. Dieser hatte zwar nicht so viele Anhänger, als Nazir; aber er rechnete auf den Beystand von Dupleix, der schon vorher die englische Hauptfestung in Carnatik erobert, und sich mit dem Zustande dieses Landes genau bekannt gemacht hatte. Mit Hülfe desselben verschaffte sich Murzaf (1749) den Besitz von Carnatik. Zur Belohnung dieser Dienste vergrößerte Murzaf das Gebieth von Pondichery durch eine beträchtliche Anzahl von indischen Dörfern. Für den Nazir, der seine Rechte an der Spitze eines Heeres von 300,000 Mann behauptet

ten wollte, verwendeten sich nun die Engländer. Murzaf hatte nicht Geld genug, sein Kriegsvolk zu bezahlen, und selbst ein ansehnliches Anlehn von Dupleix reichte nicht hin, seine Verlegenheit zu endigen. Dupleix konnte ihm auch mit seinen Truppen nicht mehr beystehen, weil sich der Geist der Empörung unter ihnen regte, weil die Officiere den Feldzug nicht fortsetzen wollten. Der von seinen Bundesgenossen verlassene Murzaf wußte daher kein andres Rettungsmittel, als einen Vergleich mit seinem Gegner. Er traute den Versprechungen des Nazir Jung. Dieser ließ ihm aber, sobald er in sein Lager kam, Ketten anlegen, und ein Gefängniß anweisen. Murzafs Armee zerstreute sich bald.

Doch Nazir Jung genoß sein Glück nur kurze Zeit. Murzafs Schicksal rührte die Nabobs von afganischem Stamme, welchen der Großvater Nizam ansehnliche Bezirke in den mittlern Gebirgen (Ghauts), an den nördlichen Gränzen von Mysore, verliehen hatte. Da ihnen nun der neue Regent Nazir die Freyheiten und Vorrechte, die sie
sonst

sonst besessen hatten, nicht zu gestehen wollte, so beschloßen sie, das Ende seiner Herrschaft auf eine gewaltsame Weise zu befördern. Mit ihnen vereinigte sich Dupleix, dem es jetzt nicht mehr an Kriegsvolk fehlte. Dupleix eroberte (1750) durch einen stürmenden Angriff die wichtige Handelsstadt Massulipatam, wo Nazir das französische Waarenlager hatte plündern lassen; er bemächtigte sich auch der berühmten Festung Gingi. Nazir, unter dessen Heer sich der Geist des Mißvergnügens eingeschlichen hatte, verlor (am 4. Dec. 1750) eine Schlacht, und ward getödtet. Er hatte bey dem Anfange des Treffens den Befehl gegeben, dem eingeschlossenen Murzaf das Leben zu nehmen; dieses war jedoch nicht befolgt worden, und Murzaf ward nun aus seinem Gefängnisse geholt, und zum Subah von Dekan erhoben. Die französischen Truppen machten seine Leibwache aus. Mit ihnen, mit seinem eignen Kriegsvolke, und mit seinen Schätzen, zog er nach Pondichery. Hier ernannte er einen Anhänger der Franzosen, den Chunda Saeb, zum Nabob von Carnatik. Der Nas
bob

bob Martiz *) Ali, dem Dupleix (1744) seinen Beystand zusagte, überließ dennoch die Nabobswürde dem Anwarodin Chan. Dieser hatte jedoch so viele Feinde, daß sie, von Dupleix unterstützt, ihm den Chunda Saeb entgegenstellen konnten. Dieser, ein Abkömmling des Sadatulla, war seit acht Jahren (1741 bis 1749) ein Gefangner der Marratten gewesen. Seine Gemahlin und Kinder hatten sich indessen zu Pondichery, im Schutze der Franzosen befunden. Jetzt verschaffte Dupleix dem Chunda Saeb seine Freyheit, und die Nabobswürde von Carnatik. Anwarodin verlor Schlacht und Leben. Dupleix wurde für das, was er hier gethan hatte, reichlich belohnt. Die französische Handelsgesellschaft, die bisher, in den verschiedenen Seeprovinzen von Hindostan und Dekan, nur einzelne zerstreute Festungen und Handelslogen besessen hatte, erwarb sich jetzt in der Nachbarschaft von Pondichery einen ansehnlichen Landstrich von acht Dörfern, zu welchem noch eine Niederlassung in Tanjore, imgleichen Massulipatam, gehörte.

Ihre

*) Oben S. 290.

Ihre jährlichen Einkünfte beliefen sich nunmehr auf fünfsehalb Millionen Rupien.

Vey den Revolutionen, welche die Europäer in Ostindien bewirkten, gewannen diese gewöhnlich mehr, als die Fürsten, welche durch dieselben erhoben wurden. Chunda Saeb konnte sich gegen den Mahomed Ali, den die Engländer unterstützten, (1753) nicht behaupten. Als Dupleix den Sohn in die Stelle des umgekommenen Vaters erheben wollte, geboth ihm (1754) ein zwischen seiner und der englischen Nation geschlossener Vergleich, die Einmischung in die Hande von Carnatik aufzugeben. Doch auch der Subah von Dekan, Murzaf *), konnte Dupleix nicht aufrecht erhalten. Die asganischen Nabobs, die dem Murzaf Beystand geleistet hatten, waren mit demselben unzufrieden, weil er ihre Wünsche nicht alle befriedigt hatte. Sie verlangten nicht nur die Erlassung alles Tributes, und die Vergrößerung ihres Gebietes, sondern auch die Hälfte von Nazirs Schätzen. Dupleix verz

wies

*) Oben S. 294.

wies sie auf die Zeit, wo Murzaf in Delan würde angekommen seyn. Aus Vorsicht gab er (1751) dem Obersten Bussy den Auftrag, ihn, mit einer französischen Truppenabtheilung, nach seiner Hauptstadt Hyderabad zu begleiten. Allein schon auf dem Marsche fiengen die Nabobs mit dem Subah schon so bedeutende Handel an, daß sie sich mit dessen Ermordung endigten. Bussy und seine Leute befanden sich in der größten Gefahr. Doch der entschlossene Mann ließ (1751 Febr.) den Salabad Jung, den zweyten Bruder Nazirs Jung, der sich als ein Gefangener bey der Armee befand, zum Nabob von Delan wählen. Dieß brachte ihm ein Geschenk von 650,000 Thaler ein. Auch seine Soldaten wurden von dem neuen Subah so gut belohnt, daß jeder Fähndrich 33,000 Thaler bekam. Doch der große Sold, den Salabad Jung auszahlte, zehrte die Kräfte seiner Casse bald auf.

Jetzt glaubte der ältre Bruder Gaztobdin, der indessen im Nahmen des Kaisers zu Delhi regiert hatte, die Herrschaft über Delan sich selbst wieder zueignen zu können; allein alle seine Bemühungen, sich des Beyr

stanz

standes der Marratten zu versichern, und die Franzosen zu gewinnen, waren vergebens. Er wurde vielmehr (1752) von seiner Mutter, auf Anstiften seines Bruders Salabad, vergiftet. Die Franzosen, die sich von ihrer Freundschaft für Salabad nicht hatten abwenden machen lassen, erhielten nun die sogenannten nördlichen Circars; ein Name, den sie in Rücksicht auf Madras und Pondichery führen. Es gehört zu demselben die ganze Küste von Golconda, und ein Theil von Orissa, oder ein 120 Meilen langer, und 6:18 Meilen breiter Landstrich. Er sollte den Franzosen wegen des Soldes, den ihnen der Subah geben mußte, zur Sicherheit dienen. Das französische Gebieth erstreckte sich nun bis in die Nähe des Ganges, und das Ansehn, das sie in Dekan behaupteten, war sehr groß.

Die Nabobs dieses Landes ärgerten sich über dieses Ansehn aber immer lebhafter, und sie drangen (1756) so lange in den Subah, bis er den Vussy fortschickte, und sich dagegen mit den Engländern in Madras in eine Verbindung einließ. Da diese aber, wegen der damaligen Unruhen in Bengalen, keine

keine Truppen entbehren konnten, so machte Dussy einen Versuch, das französische Ansehen in Dekan wieder herzustellen. Er drang wirklich bis Hyderabad vor; allein die Gefahr, in welcher sich die nördlichen Circars befanden, erlaubte ihm nicht, sich daselbst zu behaupten. Der verdienstvolle Dupleir war nach Frankreich zurückberufen worden, und sein Nachfolger Lally, der seinem Vorgänger weit nachstand, gerieth in einen großen Kampf mit den Engländern.

Die Engländer, die während des Krieges, mit Frankreich, der von Amerika nach Europa versetzt wurde, ihre Besitzungen in Ostindien zu vergrößern suchten, beschloßen die Franzosen aus den nördlichen Circars, aus welchen sie die zur Erhaltung ihrer Armee nöthigen Mittel zogen, und, in Verbindung mit dem Subah Salabad, auch aus Dekan, zu vertreiben. Sie hatten aber schon mit dem Nabob von Bengalen, dem Surajah Dowla, zu kämpfen. Dieser wollte, unterstützt von den Franzosen, die reichen und habgierigen Leute aus seinem Gebiete entfernen. Er nahm ihnen daher (1756) erst ihre Factorey in Cossimbazar. Ihre Haupt-

Hauptniederlage befand sich in der Stadt Calcutta. Diese hatte, bey unvollendeten Festungswerken, eine schwache Besatzung. Um so eher konnte sie (im Jun.) von dem Nabob, und den Franzosen, erobert werden. In den Magazinen derselben befanden sich nur noch für 200,000 Pfund St. Waaren, und 50,000 Pfund an baarem Gelde. Der Aerger, den der Nabob über seine getäuschten Erwartungen empfand, reizte ihn zu einem unbarmherzigen Verfahren gegen die Engländer, die sich vor der Uebergabe der Stadt nicht hatten auf die Schiffe retten können. Die meisten von ihnen mußten in der schwarzen Höhle verschmachten.

Ein Theil von den Gebäuden der englischen Niederlassung war, bey der Einnahme von Calcutta, ein Raub der Flammen geworden. Die Befehlshaber des Nabobs wußten daher die gefangnen Engländer, die aus Kaufleuten, Soldaten, Matrosen, und einer Frau, und überhaupt aus 146 Personen bestanden, an keinem andern Orte, als in einem engen nur 11 Fuß langen und 18 Fuß breiten, für einzelne Verbrecher bestimmten

ten

ten Gefängnisse, zu verwahren. In diesem noch nicht völlig 200 Quadratschuhe großen Kerker, wo auf jeden der 146 Gefangnen nicht mehr als fünfviertel Quadratschuhe kam, geriethen die Unglücklichen bald in den schrecklichsten Zustand. Von der brennendsten Hitze, von den abscheulichsten Ausdünstungen der verpesteten Luft, von einem äußerst peinigenden Durst gequält, half es ihnen nichts, sich völlig zu entkleiden, und den Schweiß der nächsten Nachbarn einzufangen. Das wenige Wasser, das man ihnen zu den Sitzerfenstern hineinreichte, gelangte nur bis zu einer kleinen Anzahl dieser Unglücklichen. Vergebens bemüheten sie sich in der Verzweiflung, diejenigen, welche ihr Gefängniß bewachten, so sehr zu reizen, daß sie ihnen das Leben nehmen möchten. So verschmachteten während einer schrecklichen Nacht, so viele von diesen Eingesperreten, daß nicht mehr als 23 von denselben den Anbruch des andern Tages erlebten. Jetzt wagten es die Officiere erst, dem Nabob von dem Zustande der Gefangnen Nachricht zu geben, und jetzt gab derselbe den Befehl, die noch am Leben befindlichen aus der schwarzen Höhle heraus-

lassen, aber hauptsächlich in der Absicht, damit er den Ort, wo die Schätze der Factorien vergraben wären, von ihnen herauspressen könnte.

Durch den Verlust von Calcutta, und das traurige Schicksal, welches den Engländern daselbst widerfahren war, wurden die Präsidenschaften oder die Regierungscolliegen zu Madras und Bombay in die größte Verüstung versetzt. Die Kräfte, über die sie in Ostindien zu gebiethen hatten, waren zu schwach, um die bevorstehende Gefahr abzuwehren zu können. Aus Europa konnte man, wegen des damaligen Krieges mit Frankreich, wenige Hülfe erwarten. Die französische Uebermacht drohete selbst den Niederlassungen in Defan. Doch gerade in dieser Zeit der Noth (1756) kam eine englische Flotte unter dem Admiral Watson an, der einen Theil seiner durch Stürme zerstreuten Schiffe endlich doch nach Bengalen brachte. Auf diesen Schiffen befanden sich auch 2400 Mann Landtruppen unter dem Obersten Clive, der jetzt seine wichtige Rolle zu spielen anfieng.

Robert

Robert Clive (geb. 1725 Sept.), der Sohn eines englischen Rechtsgelehrten, zeigte schon als Knabe eine Kühnheit und einen Muth, die seinen Fleiß und seine Lernbegierde übertrafen. Er gieng als Schreiber der ostindischen Compagnie nach Madras; die Abhängigkeit eines Comtoirbedienten war ihm jedoch bald so unerträglich, daß er die Feder gegen den Degen vertauschte, und diesen Degen führte er in den Jahren 1744 bis 1748, auf eine so ausgezeichnete Weise, daß ihn die Directoren der Compagnie, als er (1753) nach Europa zurückkehrte, mit einem kostbaren Degen beschenkten, daß sie ihn zum Oberstlieutenant und Befehlshaber des Forts St. George ernannten, daß sie ihm die Statthalterschaft von Madras versprachen. Clive gieng hierauf (1755) wieder nach Indien. Er erwarb sich um den dasigen Handel das Verdienst, einen eben so kühnen als mächtigen Seeräuber, den Conasgi Angria, der durch die Bedeckungen, durch welche sich die Rauffahrer gegen seine Angriffe schützen mußten, der Compagnie einen jährlichen Aufwand von 30,000 Pfund verursachte, glücklich zu überwältigen. Jetzt eroberte

oberte

oberte er (1757 Jan.) nicht nur Calcutta wieder; sondern er vertrieb auch des Nabobs Besatzungen aus einigen andern Orten dieser Gegend. Er wollte dadurch die Schifffahrt auf dem Ganges sperren. Der Nabob Surajah rückte hierauf wieder gegen Calcutta an. Während daß er die Engländer durch Friedensvorschläge zu täuschen suchte, griff ihn Clive in seinem Lager unvermuthet an; allein seine 2000 Soldaten waren gegen des Nabobs Truppenmenge so wenig hinreichend, daß er seine Absicht, den Nabob in seine Gewalt zu bekommen, nicht erreichen konnte. Indessen zeigte sich die Macht der Engländer dem Nabob doch so furchtbar, daß er dadurch (1757 Febr.) zu einem Vergleiche mit denselben bewogen wurde. Die Engländer erhielten nicht nur alle ihre Factoreyen und Handelsörter wieder; sie sollten auch für den zugefügten Verlust entschädigt werden; sie sollten Calcutta besetzen, und ihren Handel eben so frey, wie ehemals, treiben dürfen; sie bekamen auch noch 38 Dörfer auf der Südseite von Bengalen.

Dennoch

Dennoch machte Clive den Plan, nicht nur den feindseligen Nabob Surajah Dowla zu entfernen, sondern auch die Franzosen aus Ostindien zu vertreiben. Zuerst entriß er den Franzosen ihre Niederlassung Chander nagor. Surajah Dowla, der heimlich die Franzosen unterstützte, ermunterte ihre Befehlshaber, die Engländer aus Bengalen völlig zu vertreiben; allein viele von seinen Feldherren und Großen waren mit seiner habfüchtigen, launigen und harten Regierungsart so unzufrieden, daß sie sich mit der englischen Regierung in ein geheimes Einverständniß einkließen, welches die Absicht hatte, einen von ihnen an dessen Stelle zum Nabob von Bengalen zu machen. Sie bestimmten hierzu den Mir Jaffier, einen Verwandten des Surajah, und einen seiner vornehmsten Feldherren, der eine große Gewalt besaß. Außer den ansehnlichen Summen, die Mir Jaffier an die Mitglieder der bengalischen Regierung auszahlte, gab er den englischen Land- und Seetruppen sogleich ein Geschenk von 4.000.000 Thaler. Das, was Clive damals erhielt, betrug allein 256,500 englische Pfund. Clive setzte sich nun sogleich mit 3000 Mann in Bewegung.

Galletti Westg. 17r Eb. II gung.

gung. Unter diesen waren nur 1000 Europäer; die übrigen bestanden aus Seapois. Das ganze Geschütz dieser kleinen Armee schränkte sich auf acht Sechspfünder, und eine Haubize, ein. Das Heer des Nabobs zählte 20,000 zu Pferde, und 40,000 zu Fuß, die mit 53 Kanonen versehen waren. Dennoch siegte Clive (1757 am 26. Jun.) bey Plassey über die theils muthlosen, theils verrätherischen Feldherren des Surajah Dowla so entschieden, daß er das Lager des Nabobs eroberte. Die Beute war so groß, daß nur allein Clive's Antheil 234,000 Pfund betrug. Der Nabob, der sich jetzt selbst in seiner Hauptstadt nicht mehr sicher glaubte, suchte in fremder Kleidung zu entfliehen; er wurde jedoch erkannt, und ermordet. Zwar schwang sich Cossim Ally ganz unvermuthet auf den Thron eines Nabobs von Bengalen; aber auch dieser wurde von Clive übrwälzt, und dieser machte nun den Mir Jaffier zum Beherrscher von Bengalen. Dieser mußte freylich viel geben, und noch mehr versprechen. Dem Clive wurde unter andern ein Lehnbezirk, der ihm jährlich 30,000 Pfund einbrachte, zu Theil.

Doch

Doch Mr Jaffier fand die von seinem Vorgänger hinterlassene Schatzkammer nicht reich genug, die Forderungen seiner englischen Bundesgenossen zu befriedigen. Er konnte die Hälfte der ungeheuren Summen, zu deren Zahlung er sich verpflichtet hatte, nicht sogleich liefern. Zur Sicherheit derselben mußte er nun den Engländern verschiedene Oerter einräumen. Diese trieben jedoch ihre Anmaßungen immer höher. Die calcutische Regierung mischte sich in alle bengalischen Angelegenheiten von etniger Bedeutung; sie verlangte von dem Nabob die Abdankung seines unnützigen Kriegsvolkes; sie nahm sogar einige von seinen Großen, die er, weil sie ihm verdächtig waren, absetzen wollte, in Schutz; sie preßte ihm für den Veystand, den sie ihm gegen einige Europäer leistete, den Salpeterpacht der Provinz Bahar ab. Dieß wollten nun die Holländer nicht zugeben; die Holländer, die nicht nur in Bengalen einige Factoreyen, z. B. Chinsura am Hugleyflusse, sondern auch, auf der Küste Koromandel, einen an die Südseite der Präsidentschaft Madras gränzenden Bezirk besaßen. Sie verabredten es heimlich

mit dem Nabob, ihm gegen die Engländer beizustehen. Unvermuthet kamen (1759) von Batavia her 2000 europäische und malayische Soldaten nach Bengalen, die, wie man vorgab, die holländischen Besatzungen am Ganges ablösen oder verstärken sollten. Der Nabob stellte sich, als wenn er ihre Landung nicht hätte verhindern können. Clive durfte, wegen der damaligen Verbindung zwischen England und Holland, als englischer Befehlshaber, die Holländer nicht angreifen; er konnte es jedoch auf Befehl seines Bundesgenossen, des Nabobs von Bengalen, thun. In dieser Absicht ließ er die holländischen Truppen, durch bestochne Wegweiser, nicht nach Chinsura, das sie in einem Tage erreichen konnten, sondern in die Sümpfe und Gebüsch der niedrigen Gegenden am Hugley, führen, wo sie endlich an einen Hauptposten der Engländer kamen, deren Batterien sie nöthigten, das Gewehr zu strecken. Zugleich wurden ihnen auch ihre sieben im Hugley liegenden Schiffe weggenommen. Die gefangnen holländischen Soldaten wurden nach Batavia zurückgeschickt, und der ganze Streit, der deswegen zwischen den

den beyden Handelsgesellschaften entstand, endigte sich durch einen Schriftenwechsel.

Der Nabob von Bengalen, der sein Mißvergnügen über den verunglückten Plan der Holländer verbergen mußte, der sah jetzt auch die Franzosen zu ohnmächtig, der Macht der Engländer in Ostindien entgegen zu arbeiten. Bussy behauptete sich zwar, durch seinen Muth und seine Entschlossenheit noch einige Zeit in Dekan, und er brachte sogar (1757 und 1758) die Nabobs der nördlichen Circars zur vortigen Unterwürfigkeit zurück; allein der Oberbefehlshaber Lally gerieth in Carnatik in so große Verlegenheit, daß er den braven Bussy mit seinen Leuten herbeyrufen mußte. Der Subah von Dekan bekam das durch volle Freyheit, seine Verbindung mit den Engländern zu befestigen. Clive vertrieb nun (1759) die Franzosen aus den nördlichen Circars; er nahm ihnen die reiche Manufaktur- und Handelsstadt Masulipatam, und (1760) die Festung Gingi, weg. Die französische Truppenzahl schmolz, weil sie aus Europa nicht verstärkt wurde, immer mehr zusammen. Lally, der sich noch durch einen

des Un Glück;

unglücklichen Angriff auf Madras schwächte, mußte (1760) mit den 1400 Mann, die ihm übrig blieben, zuletzt in Pondichery seine Zuflucht suchen. Nachdem er hier neun Monaten eingesperrt gewesen war, nöthigte ihn (1761 Jan.) der Hunger, sich und die Stadt zu ergeben, und nur der Friede gab Pondichery den Franzosen, als ein Steinhäufen, wieder zurück.

Der Nabob von Carnatik, Mahomed Ali *), ward nun ein völliger Vasall der Engländer, denen er fast alle seine Einkünfte überlassen mußte. Er behielt kaum so viel übrig, als zur Unterhaltung seines Hofstaates nöthig war, und zwar 234,778 Rupien. Er hatte den Engländern in Zeit von 16 Jahren (1750: 1766) 23,805,000 Thaler bezahlt, und blieb ihnen noch immer 25,500,000 Thaler schuldig. So entkräfteten die Engländer die mächtigen Nabobs von Indien.

Weder die Holländer noch die Franzosen vermochten es also, die Fortschritte der Engländer zu hemmen. Eben so wenig vermochte es

*) Oben S. 296.

es aber der Kaiser Schah Allum II, der, gleich nach dem Antritte seiner Regierung (1759), Bengalen, das ihm sein Vater Alimgir geschenkt hatte, erobern wollte *). Mir Jaffiers unbezahlte Soldaten wollten nicht fechten, und seine Vasallen erwarteten nur den günstigen Augenblick, sich gegen ihn zu erklären. Er erschien mit 30.000 Mann vor Patna, der Hauptstadt der Provinz Bahar, und siegte auch (1760 Febr.) über Mir Jaffiers Befehlshaber, der Patna vertheidigen sollte. Eltve befand sich damahls gerade in Europa; der Zeitpunkt schien also für den Schah Allum günstig genug. Dennoch war dieser nicht im Stande, Bengalen wieder zu erobern; er sah sich vielmehr (1761 Febr.) bewogen, mit den mächtigen Engländern einen Vergleich zu schließen. Der indische Kaiser kam selbst in das englische Lager, um sich in den Schutz der Engländer zu begeben. Dem Nabob von Bengalen war es sehr unangenehm, daß der Kaiser sich so in der Nähe befand; er ließ daher kein Mittel unversucht, ihn aus seinem Gebiete zu entfernen; er erregte sogar unter dessen Truppen einen

*) Oben S. 298.

einen Aufstand. Schah Allum zog daher (1761 Jun.) von Patna endlich wieder ab, und begab sich zu seinem Wessir, dem Nabob von Ruhd.

Die Entfernung des indischen Kaisers bewirkte aber nicht Mir Jassier, sondern dessen Nachfolger, Mir Cossim. Jener konnte, weil seine Finanzen, durch die Nachlässigkeit seiner Minister, zu sehr in Verfall gerathen waren, die den Engländern versprochenen Subsidien nicht bezahlen. Die londoner Directoren der Compagnie, die auf die bengalischen Reichthümer rechnen zu dürfen glaubten, verminderten nicht nur die Summen, die sie sonst nach Indien schickten, sondern verlangten auch noch den Ueberschuß von den Einkünften, die man nicht brauchte. Allein die Summen, mit welchen Mir Jassier die Nabobswürde erkaufte hatte, waren entweder zu den bengalischen Kriegskosten verwendet worden, oder den Beamten zugesallen. Die Regierung zu Calcutta wußte daher, um neues Geld zu bekommen, kein andres Mittel, als die Nabobswürde abzumahlen zu verkaufen. An Beschuldigungen, die man dem Mir Jassier machte, fehlte es nicht

nicht, wenn sie auch nicht gegründet waren. Er wollte es seinem Schwiegersohn, Mir Cossim, nicht gestatten, in der Verwaltung seiner Staatseinkünfte die Ordnung wieder herzustellen. Dieser brachte es nun (1760 Oct.) leicht dahin, sein Nachfolger zu werden. Es kostete freylich große Geldsummen. Die Elteder der Regierung zu Calcutta erhielten von dem neuen Nabob so große Geschenke, daß es dem Generalgouverneur Baussittart allein 58,333 Pfund trug. Der ostindischen Gesellschaft wurden, um ihr eine jährliche Einnahme von 4,630,000 Rupien zu sichern, noch mehr Bezirke eingeräumt. Die Summe von 400,000 Thalern Subsidengelder mußte baar ausgezahlt werden. Die Beamten der Gesellschaft durften auch nicht vergessen werden. Mir Cossim und der Generalgouverneur Baussittart, begaben sich hterauf, von Soldaten begleitet, nach Murschedabat, der Residenz des Nabobs, und Mir Jassier mußte sich endlich doch entschließen, mit seinem Harem, und seinen Kostbarkeiten, nach Calcutta zu ziehen, und mit einem seinem Stande angemessenen Jahrgehalt sich zu begnügen.

Der

Der neue Nabob, Mir Cossim, war jedoch thätiger und unternehmender, als es die Engländer wünschten. Nachdem er den Kaiser Schah Allum, dem er, von den Engländern gezwungen, huldigen mußte, von Patna entfernt hatte, bereitete er sich in der Stille zur Ausführung des Planes vor, von dem Joche der fremden Kaufleute sich zu befreien. Seine Finanzverwaltung erhielt eine bessere Einrichtung; die asiatische Pracht wurde vom Hofe verbannt; man bezahlte das Kriegsvolk richtig; man vermehrte es nicht nur durch Schaaren von tapfern Mongolen und Afghanen, sondern auch durch europäisch organisirte Seapois. Um sich der Aufmerksamkeit der Engländer zu entziehen, verlegte Mir Cossim seinen Wohnsitz nördlicher, nach Monghier. Nach diesen Vorbereitungen fieng er an, den Handel der Engländer, durch neue Zolleinrichtungen, einzuschränken. Darüber gerieth er (1763) mit denselben in Handel, in Krieg. Die Engländer eroberten und plünderten die Stadt Patna. Diese kam jedoch bald wieder in die Gewalt des Nabobs, der nun die Engländer aus allen ihren Factoreyen vertrieb, und nicht nur

nur die Gefangnen, sondern auch noch andre, die sich in seinem Gebiete befanden, tödten ließ.

Die Regierung zu Calcutta, die sich durch Mir Cossims Erhebung so gewaltig getäuscht sah, ließ hierauf (1763 im Jul.) den Mir Saffier wieder Nabob werden. Dieser zahlte den englischen Land- und Seetruppen 438,000, und den Beamten der ostindischen Compagnie 975,000 Pfund, aus. Er machte sich überdieß verbindlich, die alte Zollfreiheit wieder herzustellen, nur eine bestimmte Anzahl von Truppen zu halten, und monatlich 400,000 Thaler Subsidiengelder zu bezahlen. Die Engländer versprachen ihm dafür ihren Beystand gegen den Mir Cossim, der, durch ein ansehnliches und wohlversesehenes Heer vertheidigt, die Provinz Bahar, und die Festungen Murschedabat, Monghier und Patna, noch im Besitze hatte; der zuletzt auch den Kaiser Schah Allum, und den Nabob von Ruhd, für seine Sache gewann. Dennoch unterlag er der Macht der Engländer, die (1763 Jul.) Murschedabat eroberten, die (im Oct.), nicht stärker als 3000 Mann,

Mann, sein 60,000 Streiter starkes Heer bey Oudanulla schlugen, und Donghier eroberten. Der Nabob hatte vorher seine Schätze in Sicherheit gebracht, und die Engländer, die sich daselbst befanden, ermorden lassen. Diese Engländer erlöschten endlich (6. Oct.) auch Patna, Mir Cossims letzte Festung.

Mir Cossim setzte jetzt seine ganze Hoffnung auf den Nabob von Auhd, und der Kaiser Schah Allum, der sich bey demselben befand, mußte, wider seine Neigung, an seinem Feldzuge nach Bengalen Theil nehmen. Der Nabob von Auhd schickte, als Vessir des indischen Kaisers, drohende Vorstellungen nach Calcutta. Er und seine Bundesgenossen fielen hierauf (1764) mit einer gewaltigen Kriegsmacht in Bahar ein. Bald schlich sich jedoch die Uneinigkeit unter ihnen ein. Der Nabob von Auhd gab das Gepäck des Mir Cossims, der seine besten Sachen schon in Sicherheit gebracht hatte, der Plünderung preis, und ließ ihn selbst, als einen Gefangnen, nach seinem Lager bringen.

Jetzt

Jetzt rückte aber (1764 May) die indessen verstärkte englische Armee gegen den Nabob von Auhd an. Er räumte hierauf die Provinz Bahar, und verschanzte sich bey Durrat, am südlichen Ganges. Als die Engländer ihm hier nachrückten, wurden sie (23. Oct.) von ihm angegriffen. Sieben tausend Soldaten der Compagnie, unter welchen sich nur 900 Europäer befanden, fochten jetzt gegen 40,000 der besten indianischen Truppen. Dennoch ward den Engländern der Sieg, ward ihnen das ganze Lager der Verzeintigten, nebst einem Artilleriezuge von 130 Kanonen, zu Theil. Der Nabob von Auhd flüchtete, nachdem er dem Mir Cossim seine Freyheit gegeben hatte, nach Elhadabad. Mir Cossim, der sein Land nicht wieder sah, fand seine letzte Zuflucht bey den Mohilla's, und lebte hierauf zu Delhi (bis 1777) von den Ueberbleibseln seiner geretteten Reichthümer.

Der Kaiser Schah Allum II mußte sich, von seinen Bundesgenossen verlassen, in die Arme der Engländer werfen. Diese wiesen ihm zuerst die Stadt Benares, am westlichen

chen

chen Ufer des Ganges, den Hauptsitz der indischen Gelehrsamkeit, zu seinen Aufenthaltsorte an. Sie schlossen auch (1764 Dec.) einen Vergleich mit demselben. Durch diesen machten sie sich verbindlich, ihm die Provinzen Elhadabad und Auhd zu erobern. Dafür trat er ihnen den Bezirk von Benares, und die von ihren bengalischen Besitzungen entfernte Provinz Ghazipore, eine der nördlichen Landschaften von Bahar, ab. Die Engländer eroberten hierauf die Stadt Lucknow, die Residenz der Nabobs von Auhd, und die Festung Elhadabad. Eine Armee von Marratten, die dem Nabob zu Hülfe kommen wollte, wurde (1765 May) durch das englische Kanonenfeuer bald zerstreut. Eben dieses Schicksal traf des Nabobs eigenes Heer, der zu dem afghanischen Rajah zu Feruckabad flüchtete. Um sein Land wieder zu bekommen, beschloß der Nabob, zu der Gnade der englischen Regierung seine Zusage zu nehmen. Er begab sich daher selbst in das englische Lager.

Gerade um diese Zeit war der mit der Würde eines indischen Lords, und dem Titel eines Barons

Barons von Plassey, gezierte Clive nach Calcutta zurückgekehrt. Die Directoren der ostindischen Compagnie fanden, durch die großen Eroberungen, und durch die vielen erbeuteten Schätze, weder ihren Handel erweitert, noch ihre reinen Einkünfte vermehrt. Die Actieninhaber bekamen sogar eine kleinere Dividende als vorher; sie bekamen, anstatt 8, nur 6 vom Hundert. Um so mehr hatten sich ihre Beamten und Befehlshaber bereichert. Diesen sind in dem Zeitraume von 1757 bis 1771 nicht weniger als 34 Millionen Thaler zu Theil geworden. Die Compagnie glaubte, daß niemand mehr, als Clive, im Stande wäre, den Mißbräuchen in der indischen Staatsverwaltung Gränzen zu setzen, und die Ordnung der Finanzen wieder herzustellen. Der König ernannte ihn daher zum Gouverneur von Bengalen, und zum Oberbefehlshaber aller Truppen in diesem Lande. Seine Ankunft zu Calcutta fiel gerade in den Zeitpunkt, wo der Krieg mit dem Nabob von Auhd geendigt war. Clive folgte bey seinem Vornehmen gegen diesen Nabob, und die übrigen indischen Fürsten, welche von den Engländern überwältigt waren,

ren, den Grundsätzen der Billigkeit, ohne jedoch den Vortheil der ostindischen Compagnie zu vernachlässigen.

Der alte Nabob von Bengalen, Mir Jassier, starb um diese Zeit (1765 Febr.). Clive bestätigte nun seinen zweyten Sohn, Muzum al Dowla, zum Nachfolger desselben. Freylich kostete ihm dieses eine große Geldsumme; auch war seine Gewalt sehr eingeschränkt. Er durfte nur wenig Kriegsvolk halten; seine Minister wurden von der Regierung zu Calcutta ernannt, und der englische Resident gab seinen Finanzminister ab. Zuletzt ließ sich die Compagnie alle Einkünfte des Nabobs, die sich auf 14,400,000 Thaler beliefen, gegen einen Jahrgehalt von 3,360,000 Thaler abtreten. Der Kaiser Schah Allum, und der Nabob von Kudd, erhielten nicht viel bessere Bedingungen. Jedem gab Clive die Provinzen Ghazipore und Benares zurück; dagegen mußte er aber den Engländern nicht allein die Provinzen Bengalen, Bahar und Orissa abtreten, sondern ihnen auch alle seine Staatseinkünfte, zusammen 19 Millionen Thaler, überlassen, und

und sich mit einer jährlichen Einnahme von 2,080,000 Thalern, begnügen. Diese erhielt er aber nur sechs Jahre lang (bis 1771). Die Nabobs von Bengalen aus Mir Jassiers Nachkommenschaft sahen ihren Jahrgesalt auch immer mehr vermindert. Der Nabob von Auhd gelangte zwar wieder zu dem Besitze seines Landes; dafür mußte er aber nicht allein den Engländern einen ganz freyen Handel gestatten, sondern ihnen auch 4 Millionen Thaler für die Kriegskosten bezahlen.

Auch in Dekan befestigte Clive die Macht der ostindischen Gesellschaft. Nachdem sich Bussy (1758) aus diesem Lande entfernt hatte, vereinigten sich die Polygars, oder die kleinen Fürsten derselben, mit den Engländern, die die Franzosen immer mehr verdrängten. Der Subah Salabad Jung, dem ein jüngerer Bruder, Nizam Ali, lebhaftes Besorgnisse erregte, mußte sich (1759 März) zu einer Verbindung mit den mächtigen Engländern entschließen; er mußte ihnen Masulpatam, nebst verschiedenen nördlichen Circars, abireten. Dennoch ward er von den Engländern

Galletti Weltg. 17r Tb. Z dern

dern so wenig geschätzt, daß ihn sein Bruder
 Nizam Ali (1764) überwältigen, und ermor-
 den konnte. Die Engländer blieben im Be-
 sitze der Circars, den ihnen auch Shah Al-
 lum bestätigen mußte. So viel wirkte Clive.
 Als er (1767) nach Europa zurückkehrte,
 brachte Bengalen der ostindischen Compagnie
 jährlich fünf Millionen, und ihr ganzes
 Gebieth in Ostindien 13 Millionen Pfund,
 ein, und die jährliche Dividende betrug 60
 vom Hundert. Seine Verdienste wurden in
 Großbritannien von vielen, und vornehmlich
 auch vom Könige und den Ministern, aner-
 kennt. Er wurde, kurz nach seiner Rückkehr,
 mit dem Orden von Bade geschmückt. Al-
 lein die Hoffnungen, die sich die ostindische
 Compagnie von den großen Eroberungen und
 Handelsfreyheiten gemacht hatte, wurden ge-
 täuscht. Die Beamten der Gesellschaft han-
 delten so eigennützig, so gewaltsam, daß sie
 das Gewerbe ihrer indianischen Unterthanen
 völlig niederdrückten, daß sie eben dadurch
 die Einkünfte der Gesellschaft außerordentlich
 verminderten. Das Silber verschwand in
 wenigen Jahren, und ein Mißwachs, den
 die Monoposten äußerst drückend machten,
 verans

veranlaßte (1770) eine Hungersnoth, welche von den Unterthanen der Compagnie (15 Millionen) den achten Theil, hinweggraffte. Die großbritannische Regierung fand es bedenklich, einer Gesellschaft von Kaufleuten die Herrschaft über ein so großes Land zu überlassen; um sich dabey zu behaupten, mußte die Compagnie eine jährliche Abgabe von 400,000 Pfund versprechen. Diese konnte sie jedoch nach einigen Jahren so wenig entrichten, daß sie vielmehr (1773) die Nation um einen Vorschuß von 1,400,000 Pfund ersuchen mußte. Das Parlament befahl ihr nun, die Dividende, bis auf den Zeitpunkt, da ihre Schulden bezahlt seyn würden, auf sechs vom Hundert herabzusetzen, und während der Zeit ihre Einkünfte auch bloß zu dieser Absicht zu verwenden. Die Feinde, die sich Clive durch seine glücklichen Unternehmungsgestirne zugezogen hatte, ließen den bedenklichen Zustand der ostindischen Compagnie nicht unbenuzt, seine ostindische Verwaltung allerley Beschuldigungen zu unterwerfen. Sie brachten es auch dahin, daß das Parlament ihm den Proceß machte, daß er sich in Gefahr befand, Vermögen, Ruhm und

K 2

Ehre

Ehre zu verlieren; allein der Ausgang dieses Processes ward so sehr zu seinem Vortheile entschieden, daß man ihm, als (1774) der nordamerikanische Krieg ausbrach, den Oberbefehl über die Truppen in Nordamerika auftrug. Doch seine Kränklichkeit, die er sich durch den Aufenthalt in Indien zugezogen hatte, gieng zuletzt in eine solche Verstimmtheit des Geistes über, daß sie ihn (1774) zum Selbstmorde durch einen Pistolenschuß antrieb. Elise, der ein Vermögen von 20 Millionen Thalern besaß, glaubte sich vor dem Schicksale der Dürftigkeit nicht gesichert!



Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Rußlands mächtiger Einfluß auf das
nördliche und östliche Europa.

Erster Abschnitt.

Ende der Regierungsgeschichte der russischen Kaiserin Elisabeth. Der unvorsichtige Peter III unterliegt sehr bald einer Revolution, die seine Gemahlin, Katharina II, auf den Thron hebt. Iwans III gewaltsamer Tod.

Auf den Gang des siebenjährigen Krieges hatte der Tod der Kaiserin Elisabeth einen entscheidenden Einfluß. Diese schwache Regentin überließ die Versorgung der Staatsegeschäfte ihren Vertrauten, ihren Lieblingen. Am längsten spielte unter denselben Bestur
schen

schew seine Rolle. Dieser, der von einer englischen, nach Rußland gewanderten Familie, Dahmens Best, abstammte, dessen Vater, bey dem Regierungsantritte der Kaiserin Elisabeth, in den Grafenstand erhoben worden war, befand sich in seinem zwanzigsten Jahre bereits unter dem Gefolge einer Gesandtschaft, die Peter I (1712) nach Deutschland schickte. Er diente hierauf eine kurze Zeit dem Könige Georg I von Großbritannien, der ihn als seinen Gesandten nach Petersburg schickte. Von da kam er (1717) wieder in russische Dienste, und nachdem er erst bey der Herzogin Anna von Kurland, und hernach bey der Kaiserin Katharina I, die Stelle eines Kammerherrn versehen hatte, ernannte ihn die Kaiserin Anna, durch Viron für ihn gewonnen, zu ihrem Cabinetsminister *). Zugleich mit Viron fiel auch Bestuschew; doch erhielt er, auf Befehl der Kaiserin Elisabeth (1741) bald seine Freyheit wieder. Er wurde Vicekanzler, Senateur, General: Director der Posten; er stieg nach vier Jahren bis zum Großkanzler empor. Je mehr ihn aber die Kaiserin Elisabeth ihres ganzen Vertrauens

*) Theil XVI, S. 22, 76. 208.

trauens würdigte, um so verhafter war er bey dem Großfürsten Peter. Dieser konnte es ihm nicht verzeihen, daß er, als Gesandter am dänischen Hofe, sich einiger der wichtigsten holsteinischen Urkunden bemächtigt, und sie nach Petersburg gebracht hatte. Veruschew machte daher den Plan, den Großfürsten Peter von der Thronfolge auszuschließen, und sie seinem Sohne, dem kleinen Großfürsten Paul, unter der Vormundschaft seiner Mutter, zuzuwenden. An der Ausführung dieses Planes verhinderte ihn aber der Verlust seiner Ministerstelle. Sein eingehändiges Schreiben an den Feldmarschall Apraxin gab den überzeugendsten Beweis, daß der übereilte Rückzug der russischen Armee sein Werk gewesen war. Seine Feinde benutzten den Unwillen der Elisabeth, den Sturz des eben so beneideten als gefürchteten Mannes zu bewirken. Die Kaiserin entsetzte ihn (1758 Febr.) aller seiner Aemter und Würden, und ließ ihn auf sein Gut Goretowo, 14 Meilen von Moskau, bringen. Seine Stelle eines Großkanzlers nahm Woronzow ein; ihr vertrautester Liebling war jedoch Alexei Gregorewitsch Rasumowski, und

und da lieben und geliebt werden ein Haupterforderniß ihrer Glückseligkeit ausmachte, so brachte es der schöne Mann endlich dahin, daß sie sich heimlich in eine eheliche Verbindung mit ihm einließ. Uebrigens war es ihr Grundsatz, die Ausländer, die so oft die Thronveränderungen in Rußland veranlaßt hatten, von der Theilnahme an der Regierung auszuschließen, und sie zog ihnen daher sogar unwissende Inländer vor. Der Adel drückte den Bürgerlichen so gewaltig nieder, daß er ihn nicht höher, als bis zum Secretär, steigen ließ. Die Justiz war gegen Geldbestechungen nicht spröde, und die Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten hieng nicht selten von Laune und Leidenschaft ab. Die Staatscasse blieb, der drückenden Auflagen ungeachtet, arm. (Der siebenjährige Krieg hatte ihr allein 30 Millionen Rubel gekostet.) Alle gemeinnützigen Anstalten gerieten in Verfall. Daß die Elisabeth (1758) eine Akademie der Mahler und Bildhauer stiftete, macht eine kleine Ausnahme aus, und daß sie kein Todesurtheil unterzeichnete, beweiset vielleicht eben so sehr die Schwäche, als die Gutmüthigkeit, ihres Charakters.

Der

Der Nachfolger der Elisabeth, Peter Ferrowitsch, Sohn des Herzogs Karl Friedrich von Holstein *), der bereits seit seinem funfzehnten Jahre in Rußland lebte, war von seinen russischen Lehrern, entweder aus Unwissenheit, oder aus Absicht vernachlässigt worden. Wenigstens entsprach er nicht den Hoffnungen, die sich seine holsteinschen Lehrer von ihm gemacht hatten. Diese Hoffnungen waren jedoch zu schmeichelhaft, weil das zwanzigjährige Leben, das Peter als Großfürst führte, es sehr wahrscheinlich macht, daß es ihm zwar nicht an einer gewissen Lebhaftigkeit des Geistes, aber an Verstand, und an der Fähigkeit, seinen Leidschaften zu gebieten, und guten Rath zu benutzen, fehlte.

Der Anfang seiner kurzen Regierung schmeichelte den Erwartungen nicht wenig. Er übte an dem Grafen Männich sogleich eine Handlung der Humanität aus. Der um Rußland so verdiente Mann, der 21 Jahre in Sibirien durchlebt hatte **), erhielt
(1762)

*) Theil XVI, S. 67.

**) Theil XVI, S. 49.

(1762 Febr.) die Erlaubniß, nach Petersburg zurückzukommen. Er erschien vor dem Kaiser in dem Schafpelze, der in Peltin seine Kleidung ausgemacht hatte. Auch alle übrigen Staatsgefangne, Bestuschev ausgenommen, gelangten wieder zu ihrer Freiheit. Die bisherige Staatsinquisition, eine geheime Commission, wurde aufgehoben. Es wurde ein Plan entworfen, die in der Verwaltung der Gerechtigkeit eingerissenen Mißbräuche abzustellen. Der Adel erhielt die ihm bisher versagte Erlaubniß, sich dem Kriegsdienste zu entziehen, und in fremde Länder zu reisen. An die Stelle des geheimen Conseils trat eine kaiserliche Commission, die aus den Prinzen von Holstein, dem Kanzler Woronzow, dem aus Sibirien zurückberufenen Männich, dem Fürsten Wolchonski u. a. m. bestand.

So wohlthätig aber manche Einrichtung, die Peter III in den ersten sechs Wochen seiner Staatsverwaltung machte, sich ankündigte, sobald verrieth doch eben dieselbe einen Geist der raschen und leidenschaftlichen Unbesonnenheit, der fast keine Menschenklasse des

des russischen Reiches ungekränkt ließ. Unter diese gehörte vornehmlich die Geistlichkeit. Diese erhielt, anstatt der reichen Einkünfte aus ihren Klostergütern, spärliche Jahrgelalte; diese sollte keine Novizen, die jünger als 30 Jahre wären, aufnehmen dürfen; diese sah, daß manches Heiligenbild aus den Kirchen geschafft wurde. Der Erzbischof von Nowgorod, der sich diesen Neuerungen zu unbiegsam widersetzte, wurde verbannt; dieses verursachte jedoch eine so laute Unzufriedenheit, daß ihn Peter wieder zurückrufen mußte. Peter erlaubte sich auch einige Handlungen, die man als eine Verachtung des griechischen Glaubens auslegte. Er wohnte unter andern der Einweihung einer lutherischen Kapelle in der Festung Oranienburg bey; er theilte unter die Soldaten Gesangbücher aus. An der Einweihung einer russischen Kapelle nahm er dagegen keinen Antheil.

Den Adel kränkte Peter durch den Vorzug, den er den Ausländern gab, durch das besondre Vertrauen, das er ihnen schenkte. Seinen Oheim, den Prinzen Georg von Holstein,

Holstein, setzte er dem ganzen russischen Kriegstaate als Generalissimus vor. Die holsteinische Garde von 1000 Mann galt ihm weit mehr, als die russischen Garderegimenter. Ganz besonders ärgerten sich aber die Russen über Peters gränzenlose Vorliebe für das Preussische. Peter, der jedem gefangnen preussischen Officiere 100, und dem Generale Werner 1000 Ducaten Reisegeld gab, der die grüne Uniform gegen die preussische blaue vertauschte, der die preussische Waffenübung einführte, der sich eine Ehre daraus machte, Generallieutenant Friedrichs II zu seyn, der bewies bey mancher Gelegenheit, daß er auf die russische Nation einen geringen Werth setzte. Die Russen kränkte es auch sehr, daß zwey Garderegimenter, dem Herkommen zuwider, gegen die Dänen marschieren sollten. Peter hatte schon seit langer Zeit beschloffen, den Antheil an Schleswig, den Dänemark seinem Vater entriffen hatte, wieder zu erobern. Sobald er daher die Regierung angetreten hatte, ließ er die Armee, die bisher in Pommern gegen die Preussen focht, nach Mecklenburg marschieren. Er vergrößerte sie noch durch andre Truppen,

Truppen, und der König von Dänemark, der seine ganze Macht unter dem berühmten St. Germain in Holstein aufstellte, befand sich in großer Gefahr. Den Ministern, die Peter diesen Krieg widerriethen, antwortete er: „ich will gar nichts weiter davon hören!“ Er war schon im Begriffe sich zu seiner Armee zu begeben, als ihn die Revolution daran hinderte.

Peter stand auch mit seiner Gemahlin Katharina, einer (1729) gebornen Fürstin von Anhaltzerbst, nicht in dem freundschaftlichen Verhältnisse, wie es ihre guten Eigenschaften erwarten ließen. Mit einem sanften, liebenswürdigen Charakter vorzügliche Fähigkeiten und einen unermüdblichen Fleiß vereinigend, hatte Katharina, in der langen Reihe von Jahren, die sie als Großfürstin durchlebte, alle berühmten Schriftsteller in politischer Sache studirt. Sie schien also gleichsam ihre künftige Regierung zu ahnen. Zwischen ihr und ihrem Gemahle herrschte auch bis zur Geburt ihres Sohnes Paul Petrowitsch (1754) das vollkommenste Einverständnis. Damals hatten aber Perso-

nen,

nen, die Peters Vertrauen besaßen, ihm die eheliche Treue seiner Gemahlin so verdächtig gemacht, daß die ehemahlige Zuneigung immer sichtbarer in Kältsinn übergieng. Hierzu trug die zärtliche Ergebenheit, die Peter für die junge Gräfin Woronzow, die Tochter des Großkanzlers hegte, sehr viel bey. Da diese schöne Gräfin eine Schwester der Fürstin Daschkow, der liebsten Vertrauten der Katharina war, so benutzten ihre Feinde diesen Umstand zum Beweise, daß Katharina selbst das Liebesverständniß ihres Gemahles eingeleitet habe, um vor den Vorwürfen desselben gesichert zu seyn. So sehr daher Peter dem Verstande und den Einsichten der Katharina seine Hochachtung nicht verjagen konnte, so begegnete er ihr doch meistens auf eine ziemlich achtungslose und unhöfliche Art. Dennoch begieng er die Unvorsichtigkeit, ihr, als Oberster, die Officiere seines Regiments vorzustellen, und sie, an der Spitze desselben, mit dem Esponton zu begrüßen. Freylich that er dieß wohl hauptsächlich nur deswegen, weil er so gern den Soldaten spielte. Wie er Kaiser geworden war, gieng sein Widerwille gegen seine Gemahlin immer weiter.

ter. Die Verehrer der Katharina beschuldigen ihn der größten Beleidigungen, die er sich gegen dieselbe erlaubt haben soll. Sie beschuldigen ihn sogar der Absicht, daß er sie und den kleinen Großfürsten Paul habe einsperren lassen wollen, und Katharina soll diesen Plan von Peters Geliebten, der Gräfin Woronzow (dieß wäre doch in der That sehr unvorsichtig gewesen!) erfahren haben. Es wurde, wie man erzählt, in der Festung Schlüsselburg ein steinernes Haus mit 11 Zimmern, für eine sehr vornehme Person, in aller Eile, in den gehörigen Zustand versetzt. So lautet der Bericht der Anhänger der Katharina. Nach der Erzählung ihrer Gegner hatte die kluge Prinzessin den Plan, sich in die Stelle ihres Gemahls auf den Thron zu schwingen, in Verbindung mit Wersuschew, schon früher entworfen, ehe ihr Peter die Veranlassung dazu gab. Dieses soll durch ihre Briefe an die Fürstin Daschkow bewiesen worden seyn.

Eben diese Fürstin Daschkow nahm an dem Plane, der dem Kaiser Peter III den Thron entreißen sollte, einen vorzüglichen Antheil.

Antheil. Sie theilte denselben mit einigen der vornehmsten russischen Herren, deren Stolz durch Peters unvorsichtiges Benehmen gekränkt war, als mit dem Fürsten Wolchonski, dem Grafen Pantin, Oberhofmeister des jungen Großfürsten, und dem Liebling der Kaiserin Elisabeth, dem Grafen Nasumowski, und Glebow, den Generalprocureur des Senats. Zu den Anhängern der Kaiserin gehörte vornehmlich Gregorewitsch Orlow, nebst seinen vier Brüdern, und seinem Freunde Potemkin. Orlow, der Enkel eines Streltzen zur Zeit Peters des Großen, war damahls noch Unterofficier bey der Garde; er empfahl sich aber eben so sehr durch seinen schönen, als rüstig gebauten Körper, und er war einer von denen, die der Kaiserin unter den Garderegimentern Freunde verschafften. In diesem Punkte machte sich aber besonders der Graf Nasumowski, als Oberstlieutenant des Ismailowschen Garderegiments, um die Katharina sehr verdient.

Anfangs sollte Katharina nur die Vormünderin ihres Sohnes vorstellen; man gieng jedoch von diesem Plane bald zu dem Gedanken

Gedanken über, daß die Eigenschaften der Kaiserin sie würdig machten, die Krone selbst zu tragen. Peter wurde durch einen Franzosen, Namens Balois, mit dieser Verschwörung bekannt gemacht. Da jedoch die Personen, in deren Cirkel seine Gemahlin lebte, zu seinen Vertrauten gehörten, so hielt er die Nachrichten von einer Verschwörung für unglaublich, für beleidigend. Die Ausführung des gegen ihn gerichteten Plans wurde (1762 Jul.) durch einen Zufall beschleunigt. Passet, Lieutenant bey der Garde, und einer von denen, die für die Katharina gewonnen waren, ein wilder Mensch, hatte einen solchen Haß auf den Kaiser geworfen, daß er ihn, in der Mitte seines Hofstaates, erschießen wollte. Der That kam aber sein Verhaft zuvor. Seinen Verräther machte ein Soldat seiner Compagnie, die er für die Kaiserin gestimmt hatte. Dieser fragte einst den Capitain, den er für einen Theilnehmer der Verschwörung hielt, wenn die Zeit kommen würde, gegen den Kaiser die Waffen zu ergreifen, und ihn in eine Festung einzusperren? Der Capitain zeigte die wichtige Entdeckung dem Kaiser an; dieser unters

Galletti Weltg. 17r Th. 2 warf

warf jedoch, aller Vorstellungen ungeachtet, die Sache keiner weiteren Untersuchung.

Ganz unbesorgt begab sich nun Peter, von seinen Günstlingen und zwölf Damen begleitet, nach Oranienbaum, einer am finnischen Meerbusen, fast sechs Meilen von Petersburg, liegenden Stadt, um daselbst das Petersfest zu feyern. Katharina hielt sich indessen in dem zwey Meilen davon entfernten Lustschlosse Peterhof auf. Peter wollte am folgenden Tage bey ihr zu Mittag speisen. Während daß jedoch zu Oranienbaum der Frohsinn herrschte, trieben sich in der Phantasie der Katharina ängstigende Gedanken an die bevorstehende Revolution umher. Ihre Anhänger glaubten, seit Passets Verhaft, die Ausführung ihres Planes nicht länger aufschieben zu dürfen. Gregor Orlow eilte daher (8. Jul.) mit einem Wagen nach Peterhof, um die Kaiserin nach Petersburg zu holen. Katharina schlich sich in fremder Kleidung, des Morgens um drey Uhr, aus ihrem Zimmer heraus, und gieng ganz allein bis zu dem Orte, wo der Wagen stand. Orlow machte den Kutscher, und er fuhr so schnell,

schnell, daß die Pferde fielen, daß die Kaiserin, ehe noch der halbe Weg zurückgelegt war, ihn zu Fuß fortsetzen mußte. Katharina verbrannte, wegen ihres Schicksals besorgt, die Papiere, die sie bey sich hatte. Zum Glücke begegnete ihr bald darauf ein Bauerkarren. Auf diesem langte sie (am 7ten, um sieben Uhr des Morgens) sehr ermüdet zu Petersburg an.

Die Freunde der Katharina hatten schon einen Theil der Garde zu ihrem Empfange vorbereitet. Sie begab sich daher sogleich nach der Caserne des ismatlowschen Regiments. Ehe Nasumowski, der Oberstlieutenant desselben noch herbey kam, rief Katharina entschlossn Officiere und Soldaten zusammen. Einige derselben hatte Orlov bereits für ihre Sache gewonnen; die meisten aber wurden jetzt so unerwartet im Schlafe gestört, daß sie nur halb angekleidet erschienen. An diese hielt nun die schöne Frau, die ihren Vortrag durch Seufzer, durch Thränen, noch eindringender zu machen wußte, eine kurze Rede, worin sie denselben Peters Verachtung der Nation, ihrer Ge-

V 2

bräuche,

bräuche, und ihres Glaubens, dessen Vorliebe für die Ausländer, und die ihr und ihrem Sohne drohende Gefahr vorstellte. Sie schloß dieselbe mit einer Aufforderung, ihr zu folgen. Die Unentschlossenheit, welche einige Officiere noch äusserten, besiegte der indessen hinzugekommne Rasumowski. Das ganze Regiment legte hierauf der Katharina den Eid der Treue ab.

Katharina begab sich nun, um dem, was sie jetzt that, gleichsam das Siegel der Religion aufzudrücken, nach der Kirche der Jungfrau Maria von Kasan. Auf dem Wege zu derselben schlossen sich noch verschiedene Haufen von den Garderegimentern, und manche von dem vornehmsten Adel, an ihr Gefolge an. In der Kirche rief sie der Erzbischof von Nowgorod, nachdem er ihr den gewöhnlichen Eid abgenommen hatte, als Kaiserin aus. Edelleute und Bürger schworen nun haufenweise. Hierauf erschien Katharina im Senate, von welchem sie gleichfalls anerkannt wurde. Das ausgestreute Gerücht, daß Peter durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde getödtet worden sey, trug zur

zur Vollendung dieser Revolution nicht wenig bey. Diese beförderten auch die gegen den Kaiser äußerst feindselig gesinnten Popen, die dem Volke vorsagten, daß die Kaiserin und der junge Großfürst an diesem Tage hätten eingesperrt werden sollen. In der Freude über die Thronveränderungen erlaubte sich der Pöbel die Schenken zu plündern. Er trank ja auf die Gesundheit der neuen Kaiserin!

Eine der ersten Veranstaltungen derselben war der Befehl an die beyden Garderegimenter, die zu ihrem großen Aerger gegen die Dänen marschieren sollten, nach Petersburg zurückzukommen. Das Manifest, durch welches Katharina ihre Thronbesteigung bekannt machte, schien mit allgemeiner Freude aufgenommen zu werden. Der Prinz Georg von Holstein, der, von einigen Husaren begleitet, nach Oranienbaum eilte, wurde, so wie verschiedene andre Anhänger des Kaisers, verhaftet. Indessen stellten sich 10,000 Mann auf. An der Spitze derselben erschien, des Abends 6 Uhr, die Kaiserin in der Garderuniform, mit einem Etchenzweige auf dem Hüte,

Gute, den bloßen Degen in der Hand, auf einem graufarbigem Hengste reitend, von der Fürstin Daschlow, dem Grafen Nasumowski, und den Brüdern Orlow, begleitet. Auf ihren Befehl ward der Marsch nach Petershof angetreten. Auf dem Wege dahin schloß sich noch ein Regiment von 1600 Mann an. Zu Peterhof befand sich jetzt der Kaiser.

Peter hatte nach einer frohen Abendgesellschaft, bey welcher der Wein reichlich geflossen war, in sorgenloser Ruhe, zu Oranienbaum geschlafen, und war am folgenden Morgen (9. Jul.) in die preussische Uniform gekleidet, um 11 Uhr, nach Peterhof gefahren, um bey seiner Gemahlin zu Mittage zu speisen. Hier sollte sie nun, wie seine Feinde sagen, ihrer Freyheit beraubt werden. In Peters Gesellschaft befanden sich Elisabeth von Boronzow, ihr Onkel, Peters Liebling Godewitsch, Münnich, und noch einige andre Personen. Er war noch nicht weit gefahren, als ein aus Petersburg entwischter Edelmann ihm von seiner Gefahr Nachricht geben wollte. Doch Peter befahl dem Kutscher, weiter zu fahren. In Peterhof, meynete

meynte er, würde es noch Zeit genug seyn,
 den Edelmann anzuhören. Allein dieser
 stellte die Nothwendigkeit, gehört zu wer-
 den, so dringend vor, daß Peter endlich aus
 dem Wagen stieg. Anfangs fand er das,
 was ihm der Edelmann berichtete, unglaubi-
 lich; allmählig giengen jedoch seine Zweifel
 in Erstaunen, in Betäubung über. Er
 schickte einen Adjutanten nach Oranienbaum,
 um die dasige Besatzung anrücken zu lassen.
 Als er im Pallaste zu Peterhof anlangte,
 überzeugte ihn die Abwesenheit der Katha-
 rina noch mehr von der Wahrheit desjeni-
 gen, was ihm der Edelmann gemeldet hatte.
 Der alte aber noch immer sehr entschlos-
 ene Männich rieth ihm, sogleich nach Pe-
 tersburg zu marschieren. „Ich will vor-
 angehen“, sagte er, „und nur über meinen
 alten Körper soll man zu Ew. Maj. durch-
 dringen können!“ Doch eben bey dieser Ge-
 legenheit, bey dem letzten Acte seiner Rolle,
 zeigte sich in die Augen fallend, daß es
 Peter III an Geisteskraft, daß es ihm an
 Entschlossenheit, fehlte. Vielleicht hätte er,
 an der Spitze seiner tausend ihm ganz er-
 gebenen Holsteiner, auf die Soldaten der
 Garde

Garbe, in denen zum Theil noch nicht alle Liebe für ihn erloschen war, einen für sich günstigen Eindruck machen können. In Fällen dieser Art kann man durch ein muthloses Benehmen niemahls etwas gewinnen, aber meistens alles verlieren! Allein Peter wollte seine wenigen Hofsteiner nicht aufopfern. Er wußte, während daß ihn abwechselnd Furcht und Hoffnung belebten, zu keinem festen Entschlusse zu kommen. Sein Wankelmuth wurde aber durch das Benehmen derer, die um ihn waren, noch vermehrt. Die Damen, die sich heulend und zitternd an ihn anhiengen, die, ihm ihren Rath zu ertheilen, wetteiferten; die thaten dieß mit so viel Geschrey, daß man ihre Meynung nicht deutlich vernehmen konnte. Manche, die in der Stille zur Parthey der Katharina gehörten, halfen, unter dem Scheine der innigen Theilnahme, den Lärm vergrößern. Peter gerieth dadurch allmählig in den Zustand der sinnlosen Betäubung. Endlich fertigte er den Vicekanzler Galiczin, mit einem Schreiben, an seine Gemahlin ab.

Diese war noch nicht zwey Stunden weit von Petersburg entfernt, als Galiczin bey ihr

ihr anlangte. Er ließ sich bereden, seinem Kaiser untreu, der neuen Monarchin zu schwören. Der Großkanzler Woronzow, der ihr gleichfalls entgegen kam, wankte desto weniger in der Ergebenheit für seinen Kaiser, und er wurde deswegen verhaftet. Auf einem Dorfe, 6 Stunden von Petersburg, machte Katharina Halt. Sie hatte aber kaum anderthalb Stunden ausgeruhet, als sie, bey Tagesanbruch (10. Jul.) schon wieder zu Pferde saß. Jetzt gieng der Marsch drey Stunden weiter, bis zum Kloster des h. Sergius zu Strelna. Während daß sie nun in demselben ihre Andacht verrichtete, schlossen es die Truppen mit ihrem Lager ein.

Peter, dessen angstvolle Verzweiflung indessen immer zunahm, schickte einen Courier nach dem andern an seine Gemahlin, um ihr Vergleichsvorschläge zu thun; es kam jedoch keiner derselben wieder zurück. Endlich beschloß er, in Kronstadt, einer Festung auf einer kleinen Insel im finnischen Meerbusen, seine Zuflucht zu suchen. Seine Holsteiner sollten daher nach Oranienbaum zurückmarschieren.

Allein

Allein Peter besann sich wieder zu lange, ehe er sich auf den Weg begab. Indessen langte der Admiral Falken, als Bevollmächtigter der Kaiserin, zu Kronstadt an, und ließ den General Liewers, Peters Abgeordneten, in Verhaft nehmen. Als daher Peters Jagd vor der Festung erschien, wurde sie zurückgewiesen. Jetzt war Peter noch im Stande, über den baltischen Meerbusen, zu seiner Armee in Pommern, oder nach Holstein, zu kommen; aber durch die Hoffnung, zu einem Vergleiche mit seiner Gemahlin zu gelangen, und durch das Geschrey und die Bitten der Damen, wurde er verleitet, nach Oranienbaum zurückzukehren. Dieß geschah um vier Uhr des Morgens, und Peter hatte nun die preussische Uniform gegen die russische vertauscht. Seine holsteinischen Soldaten bezeugten über seine Ankunft die lebhafteste Freude; sie versicherten ihm ihre Treue und Anhänglichkeit auf die rührendste Weise. Schon rief er: „zum Gewehr,“ als die Thränen der Damen, als der Gedanke, daß die braven Leute ihn doch nicht retten könnten, seine Entschlossenheit wieder niederdrückte.

Peter

Peter hatte den Generalmajor Ismailow zu seiner Gemahlin, nach Strelna geschickt, um einen Vergleich mit derselben zu unterhandeln. Er bedung sich weiter nichts, als die Erlaubniß, aus, mit der Elisabeth Woronzow, und Godewitsch, nach Holstein gehen zu dürfen. Katharina bestand darauf, daß Peter selbst nach Peterhof kommen sollte, und Ismailow übernahm den Auftrag, seinen Herrn zur Unterwerfung zu stimmen. Ismailow erfüllte diesen Auftrag, von Gregor Orlov, dem Liebling der Monarchin, und einer starken Wache begleitet. „Sie sind“ sagte er zu dem Kaiser, „Herr meines Lebens“ dennoch verhasste ich sie auf Befehl der Kaiserin. Indem er ihm nun, mit der Lebensgefahr drohend, den Orden abriß, las er ihm die Abdankungsschrift vor, die er unterzeichnen mußte. Ismailow brachte hierauf den Kaiser, die Elisabeth Woronzow, und Godewitsch, in seinem Wagen, nach Peterhof. Hier mußte nun Peter, nachdem man ihm alle noch die übrigen Zeichen seiner Würde entrissen, nachdem man ihm seine Kostbarkeiten, ja sogar seine Kleider, abgenommen hatte, das ihm von Ismailow in die Feder

Feder gesagte eigenhändige Eingeständniß ausstellen, daß er seine Regierungsunfähigkeit einsehe, daß seine Regierung dem Staate nachtheilig und schimpflich gewesen sey, und daß er ihr daher entsage. Hierauf wurde er, noch am Abend dieses Tages, nach Mopscha, einer kleinen, etwa vier Meilen von Petersburg entfernten Stadt, gebracht.

Katharina kehrte jetzt nach Petersburg zurück. So feyerlich ihr Einzug war, und so allgemein die Freude über ihre Thronbesteigung zu seyn schien, so regten sich doch bey vielen, vornehmlich bey den gemeinen Soldaten, die Empfindungen des Mitleidens, die der häufig genossene Brantwein bisher niedergedrückt hatte. Die Gardesingen an, sich desjenigen, was sie sich gegen ihren Monarchen erlaubt hatten, zu schämen. Dieses Gefühl erregte Uneinigkeit unter ihnen. Schon bereitete sich eine Gegenrevolution vor, und Katharina brachte einige Nächte sehr unruhig zu, als Peters III Tod ihr plötzlich Sicherheit gewährte.

Der

Der unglückliche Fürst kämpfte, in seinem Gefängnisse zu Nopscha, mit Angst, Verzweiflung, und Wuth. Das schreckliche Gewühl dieser Leidenschaften zog ihm Unverdaulichkeit, Kolik zu. Am 7ten Tage seines Verhaftes (16. Jul.) reichte ihm der Leibzart Kruse einen Giftrank, den er wider seinen Willen nahm. Dieser wirkte schon nach einer Stunde. Peter fühlte seinen Hals und seinen Magen von den unerträglichsten Schmerzen angegriffen. Er verlangte Milch; man schlug sie ihm ab. Nun warf er sich ganz verzweiflungsvoll einem Bedienten in die Arme. „Man hat mich“ sagte er „gehindert, König von Schweden zu werden; man hat mir den russischen Thron entrissen; nun werde ich von denen, die das Verbrechen der Katharina theilen, auch noch vergiftet!“ Während daß er nun mit dem Tode kämpfte, kam der jüngere Prinz Varatinski, nebst Potemkin und Alexis Orlov, herbey. Varatinski befahl dem letztern, den Kaiser zu erdrosseln. Er gieng ihm mit seinem Beispiele vor. Während raffte Peter noch alle seine Kräfte zusammen, bis er überwältigt erstickte. Sterbend bezeichnete er dem

Varan:

Varantinski mit seinen Nägeln. Katharina schien bey der Nachricht von seinem Tode sehr betrübt. Sie vergoß Thränen, und sie schloß sich einige Tage, in Gesellschaft der Fürstin Daschkow, und Gregors Orlov, in ihr Zimmer ein. Kruse bekam Befehl, mit Zuziehung der Leichchirurgen die Leiche zu öffnen. Das Gesicht zeigte sich schwarz. Nach dem Verichte war eine Hämorrhoidalkolik die Ursache des Todes gewesen. Vier Bedienten trugen den Sarg in die Gruft, in welcher die Prinzessin Anna, Peters Tochter, beygesetzt war.

Zwey Jahre hernach endigte Iwan III, der als Kind die Rolle eines russischen Kaisers gespielt hatte, auf eine ähnliche Art sein Leben. Er befand sich, von seinen Eltern getrennt, anfangs in Oranienbaum einsperrt *). Es gab unter den Russen noch manche, die an seinem traurigen Schicksale Theil nahmen, die ihn in Freyheit zu sehen wünschten. Einem Mönch war es endlich gelungen, ihn bis nach Smolensk zu bringen; aber hier wurden beyde verhaftet. Den

Prinzen

*) Theil XVI, S. 48.

Prinzen brachte man nun in das waldbaische Kloster auf einer Insel dieses Sees, nahe bey der Landstrasse, die von Petersburg nach Moskau führt. In den letzten acht Jahren seines Lebens (seit 1756) war er in Schloßselburg eingesperrt; in einem gewölbten Zimmer mit steinernen Mauern, mit einem Fußboden von Backsteinen, mit Glasscheiben, die man durch einen Ueberzug von Gips für die Augen derer, die sich außerhalb befanden, undurchsichtbar gemacht hatte. Hier bestand sein ganzes Hausgeräthe aus einem Schieberbette, einem Tische, und einigen Stühlen. Manchmal durfte er, im Innern der Festung, die freye Luft genießen. In dieser Einschliefung war sein Körper zu einer Länge von sechs Fuß gediehen; dabey war er schön und stark gebaut. Seine kleinen Augen waren nicht ohne Feuer, und eine schöne, blaße Gesichtsfarbe nahm zu seinem Vortheile ein. Aber seine Verstandeskräfte blieben unentwickelt. Er lernte weder lesen, noch schreiben; er sprach sehr unverständlich; im Zorne stammelte er; im Trunke gab er Beweise von Tollheit; auch außer demselben schien er zuweilen wahnsinnig. Anfangs hielt man ihm

ihm eine herrliche Tafel, ließ man ihn auf Silber speisen. In der Folge wurde aber der für ihn bestimmte Aufwand eingeschränkt, doch betrug es monatlich noch 150 Gulden. Seine Garderobe war weitläufig genug; aber es machte auch eins seiner Lieblingsvergüngen aus, sich an einem Tage zwanzigmahl anders anzuziehen.

Von Peter III wurde der arme Iwan gleich nach seiner Thronbesteigung (1762 März) besucht. Der Kaiser hatte die menschenfreundliche Absicht, ihm seine Freyheit zu geben; da er aber, um sie zu genießen, zu blödsinnig war, befahl er ihm nach der Festung Kexholm, auf zwey kleinen Inseln im Ladoga-See, zu bringen. Auf dieser Reise schlug das Boot um, und Iwan befand sich in Lebensgefahr. Auf Befehl der Kaiserin Katharina II wurde Iwan (1763 Aug.) wieder nach Schlüsselburg versetzt. Hier besörderte ein Officier, der ihn befreien wollte, seinen Untergang.

Vasili Mitrowitsch, dessen Großvater, als Anhänger des Mazeppa, gegen Peter den

den Großen, gedient hatte, verlangte die Rückgabe der eingezogenen Güter. Als ihm diese versagt wurde, faßte er, um sich zu rächen, den Entschluß, Iwan III wieder auf den Thron zu setzen. Zu Theilnehmern an der Ausführung seines Planes hatte er nicht mehr, als einen Hofbedienten, einen Artillerie-Lieutenant, drey Corporale, und zwey Gemeine. Durch diese gewann er die noch übrigen Soldaten von der in dem Theile der Festung, in welcher Iwan eingesperrt war, befindlichen Wache von 40 Mann. Als (1764 am 5. Jul.) die beyden Officiere derselben, ein Hauptmann und ein Lieutenant, den Widerstand vergebens sahen, tödteten sie den Iwan durch einige Degenstiche, zeigten sie, die Thüre öffnend, auf den Leichnam desselben, mit den Worten: „hier ist euer Kaiser!“ Mitrowitsch, der erst ganz bestürzt zurückfuhr, gab hernach ganz gelassen seinen Degen dem Commandanten der Festung, ihm sagend: „ich bin jetzt ihr Gefangner!“ Am folgenden Tage wurde Iwans Leiche, blos im Hemde und in Schlafhosen, vor dem Bachhause, ausgesetzt. Das Volk, das dieses sah, äußerte theils Unwillen, theils Mitleiden. Der

Galletti Weltg. 17r Th. 3 Aufauf

Auslauf desselben wurde jedoch so bedenklich, daß man die Leiche in einen Schaffstall brachte. Man setzte sie in einer alten Kapelle bey. Mirowitsch wurde (im Sept.) hingerichtet; seine Mitschuldigen bestrafte man durch Spießruthen. Ist es unter diesen Umständen wohl wahrscheinlich, daß Mirowitsch heimlich verleitet worden seyn soll, diese Verschwörung zu stiften, um zum Tode Zwans III eine Veranlassung zu bekommen?



Zweiter Abschnitt.

Katharina II bewirkt Stanislaus Poniatowski Wahl zum Könige von Polen. Die wiederhergestellten bürgerlichen Rechte der polnischen Disfidenten veranlassen heftige Unruhen. Diese geben den benachbarten Mächten, Oestreich, Rußland und Preussen, Gelegenheit, ansehnliche Landstriche Polens in Besitz zu nehmen.

Die Kaiserin Katharina II, die sich so glücklich auf den russischen Thron schwang, verdiente dieses Glück durch das ausgezeichnete Ansehen, das sie dem russischen Staate erworb, durch den großen Einfluß, den sie demselben auf das Schicksal aller seiner Nachbarn verschaffte. Unter diese gehörte vornehmlich die polnische Republik. Polen hatte,

während des siebenjährigen Krieges, dem Könige August III zum Zufluchtsorte gedient, und seine Ruhe war, die russischen Durchmärsche und einige preussische Streifereyen abgerechnet, vom Auslande her, durch nichts gestört geworden. Aber im Innern herrschte desto weniger Einigkeit. Kein Reichstag wurde auf eine gesetzmäßige Weise geendigt. Die Mißthelligkeiten der polnischen Fürstenglengen sehr oft in Fehden über. Die schwache Regierung war, bey zweckwidrigen Gesetzen, zu unvermögend, Ruhe und Ordnung zu erhalten. Aber bey dem größten Theile der Nation herrschte auch die größte Unwissenheit, der fühlbarste Mangel an Betribsamkeit, immer fort. Das Land blieb, seines ergiebigen Bodens ungeachtet, arm, und Polen diente seinen Nachbarn zum Gegenstande des Spottes.

Als August III, unter welchem sich daselbe in einem so schlechten Zustande befand, (1763 am 5. Oct.) gestorben war, konnten sich die polnischen Großen, wegen der Wahl eines neuen Königes, nicht vereinigen. Dieß hatte die Folge, daß viele Landtage zerrissen, daß

daß manche doppelt gehalten, daß manche Landbothen doppelt gewählt wurden, daß eine Conföderation die andre drängte. Es entstanden Schlägereyen; es kam zwischen einzelnen Theilen der Kronarmee selbst zu blutigen Gefechten. Um die Unordnung nicht noch mehr einreißen zu lassen, ließ Katharina II russische Truppen ins Land rücken. Sowohl sie, als mehrere benachbarte Mächte, wünschten, daß die Polen einen Pfaffen (einen eingebohrnen Herrn) zu ihrem Könige wählen möchten. Eben dieses war der Wunsch der großen Familien Czatorinski, Radziwiłł, Lubomirski, Branizki. Auch meldete sich kein anderer fremder Kronbewerber, als der Sohn Augusts III, der Kurfürst Friedrich Christian von Sachsen. Da dieser aber seinen Vater nur kurze Zeit (bis 1763 17. Dec.) überlebte, und sein Sohn, der jetzige Kurfürst Friedrich August (geb. 23. Dec. 1750) unter der Vormundschaft seines Oheims, des Prinzen Xaver, stand, so würde, wenn er sich auch zur polnischen Krone gemeldet hätte, auf ihn keine Rücksicht genommen worden seyn. Nun hatte aber auch kein anderer Hof Lust oder Geld, sich um diese eitle

eitle Ehre zu bewerben, und den Absichten der mächtigen Katharina entgegen zu arbeiten.

Katharina verwendete sich nehmlich für den Grafen Stanislaus Ciolek: Poniatowski, aus einem der ältesten und angesehensten polnischen Familien (geb. 7. Jan. 1732) einen schön gebauten, sehr liebenswürdigen Herrn, der, als Gesandter Augusts III in Petersburg, eine günstige Gelegenheit gefunden hatte, sich die Gewogenheit, die Liebe der Kaiserin zu verschaffen. Dieser wurde, elf Monathe nach Augusts Tode, (1764 am 7. Sept.) gewählt.

Poniatowski, der, mit mancherley Kenntnissen, eine vorzügliche Beredsamkeit vereinigete, zeigte einen lebhaften Eifer, manchen in der Staatsverwaltung Polens eingeschlichenen Mißbrauch abzustellen, und wünschte daher, wöchentlich ein geheimes Consilium halten zu können. Allein die Gegenparthey, die aus den großen Familien bestand, deren Hoffnungen wegen der Königskrone getäuscht worden waren, arbeiteten dieser gutgemeynten

ten

ten Thätigkeit eifrig entgegen. Zu den Gegenständen derselben gehörte vornehmlich auch die Bemühung, den Dissidenten wieder zu den bürgerlichen Rechten zu verhelfen, die man ihnen vor 48 Jahren (1717) so unbarmerzig entzogen hatte *). Der Zustand der polnischen Nichtkatholiken war seit der Zeit so traurig, daß die angränzenden Mächte, als Rußland, Preussen und Dänemark, im gleichen England, auf die Wiederherstellung ihrer ehemahligen bürgerlichen Verhältnisse drangen. Stanislaus benahm sich bey dieser Sache mit kluger Mäßigung. Viele Große waren auch nicht abgeneigt, den Wunsch der Dissidenten zu erfüllen, und es kam (1765) wirklich so weit, daß sie (einige Staatsbedienungen ausgenommen) den Katholiken völlig gleichgesetzt wurden.

Dies war jedoch für einige eifrige katholische Prälaten, und vornehmlich für die Bischöfe von Krakau und Wilna, Soltysk und Massalski, eine Anordnung, die ihren höchsten Unwillen reizte, der sie mit dem lebhaftesten Ungestüm widersprachen. Sie ihre

*) Th. XV. S. 287.

ihre Freunde konnten sich gar nicht entschließen, dem dissidentischen Adel größere Rechte, als den Schutzjuden, zuzugestehen. Sie widersetzten sich der Befolgung des den Dissidenten günstigen Beschlusses aus allen Kräften, und es machte ihnen nebenher eine große Freude, daß sie ihrer Bemühung, der Parthey des Königs entgegen zu arbeiten, den Anstrich des Religionseifers geben konnten. Die Dissidenten, die auf den Schutz von Rußland und Preussen rechneten, verbanden sich mit den Städten zur nachdrücklichen Versicherung ihrer wieder hergestellten Rechte. So entstanden (1767) Conföderationen. Unter der Leitung von Rußland schlossen sich die kleinen Conföderationen an einander an; auch gesellten sich zu ihnen diejenigen, die mit der politischen Verfassung ihres Vaterlandes unzufrieden waren. So traten Leute, die in ihren Absichten und Wünschen verschieden waren, in einen Bund zusammen. Aber von jeher bewiesen die Polen eine große Thätigkeit, wenn von Conföderationen, die ihren Freyheitsschwindel so sehr schmeichelten, die Rede war! Die katholische Parthey setzte dieser Conföderation eine andre entgegen,

gen, die den dem Könige verhassten Fürsten von Radziwill zum Oberhaupte hatte. Denz noch mußte Stanislaus, der mit jener seine Gegner vereinigt sah, dieser beystreten.

Bei dieser Uneinigkeit der polnischen Herren, welcher der zu sehr eingeschränkte König keine Gränzen zu setzen vermochte, konnte nur eine auswärtige Macht, wie Rußland, eine entscheidende Wendung hervorbringen. Dieß zeigte sich auf dem Reichstage (1768 Oct.), auf welchem die Sache der Dissidenten zur Wichtigkeit kommen, oder von der Nation bestätigt werden sollte. Der Gesandte der Kaiserin Katharina, der Fürst Nepnin, ertrugte die Wiederherstellung der dissidentischen Rechte an der Spitze einer russischen Garde, und einer starken Parthey von Nichtkatholiken, und als dem Beschlusse des Reichstages eintge, und vornehmlich der Bischof von Krakau, noch immer einen sehr hartnäckigen Widerspruch entgegensezten, ließ Nepnin ihn, und einige andre Häupter der Unzufriedenen in der Nacht (13. Oct.) in Verhaft nehmen, und nach Rußland bringen. Dieß erlaubte sich der Gesandte einer
auswärts

außwärtigen Macht gegen Repräsentanten eines freyen Volkes! Diese gewaltthätige Handlung bewirkte indessen, daß der Reichstag einer aus seinen Mitgliedern gewählten Commission (im Dec.) den Auftrag gab, die den Dissidenten nachtheiligen Gesetze, durch eine feyerliche Acte, aufzuheben. Die Dissidenten erhielten durch dieselbe auch einen Antheil an der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt; doch eben diese Urkunde, welche eine so große Wichtigkeit hatte, war so unvorsichtig abgefaßt, daß sie nicht nur bey den Katholiken, sondern selbst bey vielen Dissidenten, Unzufriedenheit und Erbitterung veranlaßte.

Die politische Gährung in Polen wurde jetzt größer, als sie jemahls gewesen war. Die eifrigen Katholiken empfanden über dasjenige, was der Reichstag den Dissidenten bewilligt hatte, den lebhaftesten Aerger. Es bildeten sich sowohl in Groß- als Kleinpolen Gegenconföderationen, welche die Verhauptung des bisherigen Zustandes zur Absicht hatten. Die meisten Mitglieder zählte eine, die zu Krakau geschlossen worden war.

war. Aber in keiner derselben herrschte ein ungestümmerer Religionseifer, als in derjenigen, die der Bischof Krasinski von Kaminiez zu Bar in Podolien errichtete. Die Folge von diesen Conföderationen waren blutige Händel, waren Fehden, welche die Ruhe von allen Provinzen störten. Nur die russische Macht brachte sie in ihre Schranken zurück. Aber eben dieser gebietende Einfluß auf Polen, den sich Katharina anmaßte, war den Nachbarn des polnischen Staates, als dem deutschen Kaiser, und der Pforte, gar nicht gleichgültig. Oestreich war auf Preussen, das Rußlands Uebermacht befördern half, eifersüchtig. Es setzte ihr einstweilen aber nur heimliche Ränke entgegen; es suchte Frankreich mit in das Spiel zu ziehen, welches die Gegner Rußlands auch durch Geld und Emmissarien unterstützte. Frankreichs Gesandter zu Constantinopel bewirkte auch, daß die Pforte den Entschluß faßte, sich der polnischen Katholiken gegen Rußland anzunehmen, daß sie den Anführern derselben, Krasinski, Pulawski und Potocki (1769) eine günstige Aufnahme gestattete. Die katholische Conföderation unterstand sich nun (1770)

den

den polnischen Thron für erledigt zu erklären. Ja man vergriff sich sogar an der Person des Königs, und zwar in der Mitte seiner von polnischen und russischen Truppen besetzten Residenz.

Als der König (3. Nov. 1771) nach seinem Pallaste zurückfuhr, wurde er von einem Haufen von Reitern angefallen, die ihn bey den Haaren faßten, die ihn am hintern Theile des Kopfes verwundeten, die ihn hernach, zwischen zwey Pferden, bis an den Stadtgraben fortschleppten; über diesen sollte er auf einem Pferde setzen; das Pferd brach jedoch ein Bein, und der König fiel in den Morast, aus welchem er sich nur mit großer Mühe wieder herauswinden konnte. Von hier wurde er, aller Kostbarkeiten beraubt, auf den beschwerlichsten Wegen, über Berge und durch Sümpfe, weiter gebracht. Allmählig ergriff jedoch die Königsräuber eine so lebhafteste Besorgniß, daß man sie verfolgen und einholen möchte, daß sie sich zerstreuten. Nur einer derselben, Nahmens Kosinski, blieb bey dem Könige, den er, nachdem er ihm eine feyerliche Verzeihung abge-

abge-

abgedrungen hatte, in eine abgelegene Mühle brachte. Der Befehlshaber der Fußgarde, den man holen ließ, brachte den König, in einem Wagen, nach Warschau zurück. Die Theilnahme, die das Volk an seinem traurigen Abentheuer bewies, war so herzlich, daß jedermann, als er bey seinem Vallaſte ausstieg, ihm die Hand küſſen, daß er wenigstens sein Kleid berühren wollte. Die bis zu den Knochen durchgedrungene Wunde war eben so schmerzhaft, als gefährlich; Stanislaus ertrug jedoch alles mit Standhaftigkeit. Erst nach zwey Monathen (5. Jan. 1772) erschien er wieder öffentlich. Im folgenden Jahre (1773) wurde im Senate über die Königsräuber Gericht gehalten. Der König sprach, mit seiner gewöhnlichen Beredsamkeit, zur Vertheidigung derselben; sie wurden aber dennoch, den Kosinski ausgenommen, (im Sept.) hingerichtet.

Um diese Zeit hatte der polnische Staat eine große Veränderung erfahren. Da zu den Unruhen, welche die Ruhe desselben störten, auch noch die Pest kam, die von den Türken zu den Russen, und von diesen zu
den

den Polen übergegangen war, so fanden es die angrenzenden Mächte, Oestreich, Rußland und Preussen für nöthig, ihre Gränzen mit ansehnlichen Truppenabtheilungen zu besetzen, um sowohl die physische, als die politische Seuche, von ihrem Lande entfernt zu halten. Oestreich wurde aber auch durch das Glück, welches die kriegerischen Unternehmungen der Russen gegen die Türken begleitete, zu einer so lebhaften Eifersucht gereizt, daß es wenigstens sich das Ansehn geben wollte, die Pforte und Polen nicht ohne Unterstützung gelassen zu haben. Es ließ daher eine Armee an die Gränze der Moldau rücken. Friedrich II von Preussen, der die Verbindung mit der mächtigen Katharina nicht aufgeben, aber an einem Kriege zwischen Rußland und Oestreich auch keinen Theil nehmen wollte, suchte zwischen Rußland und der Pforte einen Vergleich zu vermitteln. Dieses gelang ihm jedoch nicht, weil die Pforte auf den Beystand von Oestreich rechnete, mit welchem es um diese Zeit (1771 am 6. Jul.) eine Verbindung schloß. Durch diese machte sich Oestreich, für die jährliche Summe von 20,000 Beuteln (10 Millionen Thalern) verbindlich,

der

der Pforte gegen Rußland beizustehen. Um die Eifersucht Oestreichs zu mildern, that ihm Katharina den Vorschlag zu einer Theilung polnischer Länder, auf welche sie der um diese Zeit zu Petersburg anwesende Prinz Heinrich aufmerksam machte. Dieser Theilungsvorschlag wurde erst (1772 am 17. Febr.) von dem Könige Friedrich II., und hernach (5. Aug.) von der Maria Theresia genehmigt. Die letztere hob dagegen ihre Verbindung mit der Pforte auf, und gab ihr die empfangnen vier Mill. Thaler wieder zurück.

So hatte sich denn die polnische Nation, durch das Schwankende ihrer Staatsform, das Schicksal zugezogen, ihr Land von den angränzenden Mächten getheilt zu sehen. Jede derselben hatte schon im vorigen Jahre (1771) einen seinem Gebiete nahestehenden Bezirk besetzt. Oestreich eignete sich die Grafschaft Zips, ingleichen Rothreußen, oder Galizien und Lodomirien, und einen Theil von dem angränzenden Polen, welches ehemals zu Galizien und Lodomirien gehört hatte, zu. Es gründete sein Recht auf den Umstand, daß diese Länder vom Kaiser Siegmund (1412)

für

für 140,000 Gulden, an Polen verpfändet worden waren. Jetzt löste aber Maria Theresia das Wiedereinlösungsrecht aus, ohne die Summe, für welche es zum Pfande gedient hatte, wieder zu bezahlen. Die Kaiserin Katharina nahm das ganze zwischen den Flüssen Duna, Dnepr und Drutsch liegende Land, in Besiz. Sie erklärte es für eine Schadloshaltung für die Beeinträchtigungen und Nachtheile, die ihr von der polnischen Nation zugesügt worden wären. Der König Friedrich II besetzte das polnische Preussen, jedoch mit Ausnahme von Danzig und Thorn, ingleichen den an der Neke, einem Nebenflusse der Warta, liegenden Bezirk von Polen. Sein Minister von Herzberg leitete seine Ansprüche von dem Herzogthume Pommern her. Polen, dessen Größe bisher auf 13,400 Quadratmeilen betragen hatte, verkleinerte sich dadurch bis auf 10,000. Die Bevollmächtigten der polnischen Nation, oder der Reichstag, mußte (1773 April) diese Verminderung des Vaterlandes feyerlich genehmigen, und jedem von den drey Staaten eine besondre schriftliche Versicherung darüber ertheilen.

Für

Für das, was Oestreich, Rußland und Preussen dem polnischen Staate entzogen hatten, wollten sie sich auch um die Verfassung desselben verdient machen, und ihr eine festere Gestalt geben. In dieser Rücksicht mußten die Mitglieder des Reichstages dem so oft gemißbrauchten Rechte des liberum Veto entsagen. Dieser und der folgende Reichstag waren daher auch seit langer Zeit die einzigen, die ein gesetzliches Ende erreichten. Der König verlorh sein Recht, sich selbst einen Reichsrath zu wählen; man setzte ihm ein sogenanntes conseil permanent, das man, ohne seine Zuziehung, aus dem Adel der verschiedenen Wojwodschaften wählte, an die Seite. Je weniger nun Polen nur den Schein einer Monarchie behielt, jemehr der König bis zum ohnmächtigen Oberhaupte einer Republik herabsank, desto wirksamer zeigte sich Rußlands Einfluß auf die polnischen Staatsangelegenheiten, desto mehr stellte der russische Minister zu Warschau den eigentlichen Regenten vor, und eine russische Armee kam seitdem nie wieder Polen aus heraus. Die Verbesserung der Geseze, der Finanzen, der Erziehungs-

Galletti Weltg. 17r Bd. Ka anstalt

anstalten waren Dinge, die man nur zum Schein unternahm.

Dritter Abschnitt.

Krieg zwischen Rußland und der Pforte. Die Russen erobern Choczim, und dringen in die Krim ein. Für das geringe Glück in Morea entschädigt sie der Sieg bey Tschesme. Romanzow erzwingt, durch die türkische Niederlage am Kagul, den Frieden zu Kudschuck Rainardzsch. Indessen wird durch Pugatschews Empörung die Ruhe des russischen Asiens gestört.

Die große Gewalt, die sich Katharina II über Polen anmaßte, reizte die Eifersucht der Pforte bis zum Ausbruche eines Krieges. Die Osmanen hatten, seit dem belgrader Frieden, an auswärtigen Kriegen keinen Theil genommen *). Ihre Großsultane was
ren

*) Theil XV, S. 352.

ren jedoch mit dem Hänkespiele ihres Serails, und den Empörungen ihrer Janitscharen, und der Einwohner der Hauptstadt, auch schon genug beschäftigt. Mohamed V mußte (1748) einer solchen Empörung wegen, nach Adrianopel flüchten; er mußte dem Pöbel von Constantinopel mehr als einen Großwesir aufopfern. Seine Janitscharen sehnten sich nach einem Kriege; es kränkte sie, daß der Diwan die Verlegenheit, in welcher sich Maria Theresia, nach dem Tode ihres Vaters, befand, unbenutzt ließ. Der vorzüglichste Beförderer des friedlichen Systems, der alte Kiskar Aga, Bessir, wurde endlich so sehr ein Gegenstand des allgemeinen Hasses, daß ihn Mohamed mußte enthaupten lassen. An diesem Hasse war aber auch die erstaunliche Habsucht desselben, mit welcher er, für 60 Millionen Thaler, Geld und Juwelen zusammengeschart hatte, Ursache.

Mohamed V hatte (1753 am 13. Dec.) seinen Bruder, Osman III, zum Nachfolger, der, mit wenig Geisteskraft ausgerüstet, und ein Spiel seiner Ungeduld und seines Ungeistes, die Staatsverwaltung dem Kiskar

A a 2

Aga

Aga überließ. Da ihm nun der Mufti und die Ulema's (das heißt die gerichtlichen Beamten) dieselbe zu entreißen suchten, so dauerte der Kampf der Partheyen unaufhörlich fort, und in kurzer Zeit traten sechs Großwessire nach einander auf. Endlich reichte aber der Rislar Aga Osmans Zorn gegen den ränkevollen Mufti so gewaltig, daß er schon Anstalten machen ließ, denselben auf die hergebrachte Weise, im Mörser zerstoßen zu lassen. Da gab der Mufti sein politisches Spiel auf. Doch Osman überlebte seinen Bruder nicht volle vier Jahre (st. 1757 am 28. Oct.). Mustafa III, ein Bruder der Heyden vorigen Großsultane, gab sich das Ansehn, als wenn er den übertriebenen Aufwand des Serails einzuschränken entschlossen wäre; er verthat aber demungeachtet die ungeheure Summe von 150 Millionen Thaler, ohne etwas Gutes zu stiften, wenn man nicht seinen neuen Versuch, die Janitscharen an die Kriegsfertigkeiten und die Taktik der übrigen europäischen Heere zu gewöhnen, dafür halten will.

Mustafa

Mustafa III bediente sich, in dieser Absicht, des Rath's eines französischen Officiers, des Barons von Tott, der mit dem französischen Gesandten Bergennes nach Constantinopel gekommen war. Tott errichtete ein neues Artillerieregiment von 600 Mann. Da es aber gefährlich war, Osmanen in dem Aufzuge christlicher Soldaten auftreten zu lassen, so gab man ihnen die Uniform der Arnauten oder albanischen Soldaten. Die Bajonnette, mit welchen die Janitscharen ihre Gewehre versehen sollten, mußte der Mufti erst feyerlich einweihen. Totts Kriegszucht empfahl sich den Türken durch ihre Milde, und durch die vorzügliche Rücksicht, die auf das Ehrgefühl genommen wurde. Mustafa freute sich über die Geschicklichkeit der neuen Artilleristen; dennoch ließ er sich von dem Könige Friedrich II nicht bewegen, an dem Kriege gegen die Maria Theresia und die Elisabeth Theil zu nehmen. Der französische Gesandte Bergennes, und der alte friedlichgesinnte Großwesir Raghib, wußten Mustafa's kriegerische Aufwallungen, immer wieder zu unterdrücken, und es geschah weiter nichts, als daß (1761) eine türkische Armee

mee die dem östreichischen Gebiete nahe Gränze besetzte. Allein der Großwesir Raghib starb endlich (1768) und Frankreich, welches jetzt mit Rußland nicht einerley Interesse hatte, reizte, Polens wegen, den Dürwan so lange, bis er sich zum Kriege gegen Rußland entschloß.

Mustafa schien diesen Krieg mit Nachdruck führen zu wollen. Er ließ 200,000 Mann marschieren, und 30 Linienische in die See gehen. Allein der Großwesir Mohamed versäumte es, den Kriegsrüstungen der Russen zuvorzukommen; er sorgte nicht für einen hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln, und sein erster Dragoman (Dolmetscher) verrieth alle seine Pläne und Schwächen dem moldauischen Hospodar, und den russischen Generalen. Katharina stellte den Türken zwey Heere entgegen, welche von Gaticzn und Romanzow angeführt wurden. Gaticzn, der (1769) mit der größern Armee in die Moldau einrückte, konnte sich, aller Tapferkeit ungeachtet, in derselben nicht eher behaupten, als bis eine plötzliche Anschwellung des Dnesters, welche die Brücke wegriß,

riß, die Russen in den Stand setzte, eine türkische Truppenabtheilung völlig zu überwältigen. Nun kam (20. Sept.) die Festung Choczim am Dneſter, in die Gewalt der Russen.

Anstatt Galiczin's wurde jetzt Romanzow, der Günstling der Katharina, und einer der größten russischen Feldherren, Oberbefehlshaber der großen Armee. Diese drang (1770), der Pest und des Mangels ungeachtet, immer tiefer in die Moldau ein; aber die Armee war so vermindert, daß sie nur noch 15,000 wehrhafte Leute zählte. Diese wurden (1. Aug.) von dem Heere des Großwesirs, am Ragul, einem Nebenflusse des Pruths, fast auf allen Seiten eingeschlossen. Allein der entschlossene Romanzow bildete aus seinen wenigen Soldaten lauter Vierecke, und wußte mit denselben alle Angriffe der Türken so glücklich abzuwehren, daß sich der Großwesir endlich über die Donau zurückzog. Ein deutscher General, Bauer, machte sich bey dieser Gelegenheit um die russische Armee sehr verdient.

Indeß

Indessen eroberte Panin, der Oberbefehlshaber der kleinern russischen Armee, die türkische Festung Bender in Bessarabien, nachdem sie die Türken zwey Monathe hindurch vertheidigt hatten, (26. Sept.) durch einen stürmenden Angriff. Sein Heer, dessen Oberbefehl nun der Fürst Dolgorucki bekam, rückte im folgenden Jahre (1771) in die Halbinsel Krim ein, deren Bewohner, die Tataren, die südlichen Provinzen Rußlands mit ihren Streifereyen so manchemal heimgesucht hatten. Der bisherige Satarchan entfernte sich, und der neue mußte der Verbindung mit der Pforte entsagen.

Während daß Rußland der Pforte von Norden her näher rückte, wurde eben dieselbe von einer russischen Flotte in Griechenland angegriffen. Die Unzufriedenheit, welche die Griechen über die türkische Herrschaft empfanden, und die Uebereinstimmung des griechischen und russischen Glaubens, konnte die Kaiserin Katharina wohl auf den Gedanken leiten, das schöne Land, das, um glücklich zu seyn, nur einer menschenfreundlichen Regierung bedarf, ihrer Herrschaft zu unterwerfen.

werfen. Die Truppenabtheilung, die diesen Plan ausführen sollte, mußte auf einer Flotte dahin gebracht werden. Diese, über welche Alexis Orlov den Oberbefehl führte, kam auf ihrem langen Wege, im ersten Jahre (1769) nur bis nach Livorno, wo sie den Winter zubrachte.

Im Februar des folgenden Jahres (1770) erschien sie auf der Höhe von Koron, an der südöstlichen Küste von Morea. Allein die kleinen und wenig zahlreichen Kanonen der Russen fügten der wohlbefestigten Stadt keinen großen Schaden zu. Die russischen Befehlshaber bildeten sich ein, daß die Hülfe der Mainotten, die man wohl nicht ganz mit Recht für Abkömmlinge der alten Spartaner hält, ihnen sehr wichtig werden würde; diese veranlaßten aber durch ihr schlechte Kriegszucht so große Unordnungen, daß sie Orlov fortschicken mußte. Da es nun den Russen nicht nur an Leuten, sondern auch an Bombenmörsern, fehlte, so mußten sie sich (16. April) entschließen, die Belagerung von Koron aufzugeben. Hierauf wurden die Einwohner der Stadt Koron von der türkischen

Vesaz

Besatzung des Schlosses geplündert. Uebershaupt übten nun die Türken an den Griechen in Morea, welche die Russen so bereitwillig aufgenommen hatten, unbarmherzige Rache aus. Nur allein in Patrasso, einer Handelsstadt, am Meerbusen von Lepanto, wurden 1500 Menschen niedergehauen. Um sich der erbitterten Türken zu erwehren, sammelten sich 15000 Mainotten unter 40 russischen Officieren. Sie bemächtigten sich der Handelsstadt Navarino, mit einem vorzüglich guten Hafen, imgleichen der Stadt Mistra, welche in der Gegend des alten Lacedaemons liegt. In beyden wurden die Einwohner nicht allein ihres Vermögens, sondern auch ihres Lebens, beraubt. Aber die eben so feigherzigen als barbarischen Griechen flohen vor einer kleinen Schaar arnautischer Soldaten, und die 40 russischen Officiere, die sich von ihnen verlassen sahen, starben als Helden. Die Russen, welche von den Griechen so schlecht unterstützt wurden, hatten jetzt so wenig Mannschaft, daß sie, wegen des Anmarsches von 5000 Türken, auch von Methone oder Modon, einer andern am Meere liegenden Handelsstadt, wieder abziehen mußten.

ten. Es wurde also keine von ihren Unternehmungen in Morea vom Glücke begünstigt.

Desto glänzender zeigten sich die Russen auf der See. Die russische Flotte unter Orlow, die aus 9 Linienschiffen und 6 Fregatten bestand, suchte die türkische Flotte von 25 Schiffen auf. Sie fand sie nach einigen Tagen am Eingange der Meerenge von Scio. Von hier zog sie sich jedoch nach der Küste von Kleinasien bey dem Vorgebirge Tchesme zurück. Hier rückte ihr (1770 am 4. Jul.) die russische Flotte in drey Abtheilungen nach, über die Spirittow, Orlow und Elphinston, ein Engländer, den Oberbefehl führten. Der Admiral Spirittow kämpfte mit dem türkischen Admiralschiffe. Die beyden Schiffe verwickelten sich gegenseitig in ihre Tauwerke. Die Russen warfen vieles Feuerwerk in das feindliche Schiff; dieses wirkte jedoch früher, als die Russen sich entfernen konnten. Beyde Schiffe gaben nun das schreckliche Schauspiel, in die Luft zu fliegen. Von dem russischen, auf welchem sich 90 Kanonen, und 600,000 Rubel, der Bestand der Kriegscasse, befanden, retteten sich, ausser dem Admiral, seinem

nem Sohne, und dem Grafen Theodor Orlov, nicht mehr, als 24 Mann. Die Türken geriethen über diesen Vorfall so sehr in Bestürzung, daß sie sogleich ihre Ankertaue kappten, und sich in die Bay von Tchesme warfen.

Diese Bay war nicht verwahrt. Elphinston that daher den russischen Admiralen den Vorschlag, diese schöne Gelegenheit zur Vernichtung der ganzen türkischen Flotte nicht unbenützt zu lassen. Er entwarf auch den Plan der Ausführung. Mit drey Schiffen, und einem Brandschiffe, begab er sich in eine nicht weit von Tchesme befindliche Bay. Hier andre Schiffe stellten sich in der Nähe auf, um ihm, im Nothfalle, Hülfe zu leisten. Ein günstiger Wind brachte Elphinstons kleines Geschwader der türkischen Flotte näher. Vor derselben gieng das Brandschiff voraus. Auf diesem befanden sich nicht mehr als 15 erfahrene Matrosen. Die übrige Besatzung stellten am Bord befestigte große Pumpen vor, die durch Maschinenwerk in Bewegung gesetzt wurden. Als sich mit dem Anbruche des Tages (7. Jul.) das Schiff, auf ein gegebenes Zeichen, der türkischen Flotte

Flotte näherte, fingen die Matrosen einen so schrecklichen Lärm an, daß die Türken plötzlich aus dem Schlafe erwachten. Während daß sie sich nun um das Brandschiff herlegten, sprangen die Matrosen in ein Boot. Der letzte, der es verließ, zündete die Lunte und die Schwefelfaden an, die, nach dem Ablauf einer halben Stunde, den schrecklichen Feuerausbruch vollenden sollten. Allein die vielen Kanonen; und Flintenschüsse, mit welchen die Türken das Trugschiff bestürmten, brachte die Wirkung, welche die Russen zur Absicht hatten, noch schneller hervor. Von 29 türkischen Schiffen, die Elphinston zugleich im Rücken angriff, rettete sich kein einziges von dem Schicksale, aufzufliegen, oder zu versinken. Zugleich blühten 12,000 Matrosen und Soldaten ihr Leben ein, und es retteten sich nicht mehr, als 800, die sich gleich anfangs in das Meer stürzten, und nach Smyrna schwammen. Der Kapudan Pascha entkam auf einem kleinen Schiffe. Die Vernichtung der türkischen Flotte konnte für Constantinopel selbst wichtige Folgen haben; die russischen Admirale wußten sie aber nicht zu benutzen.

Indes

Indessen wurde doch durch dieses Ereigniß der Divan für den Frieden gestimmt, und der französische Gesandte bestärkte ihn in der Neigung zu demselben. Man fieng (1772) zu Fokschan, einer kleinen Stadt in der Moldau, Unterhandlungen an, die man in der Folge nach der Hauptstadt Bukurest versetzte; die Theilung Polens, und die schwedische Revolution, waren jedoch Ursache, daß Frankreich und die Pforte den Fortgang dieser Unterhandlungen jetzt nicht weiter betreiben, daß sie vielmehr eine günstigere Lage der Umstände abzuwarten beschlossen. Darüber verstrich die dießjährige Zeit des Feldzuges. Indessen rüstete sich Mustafa III, mit einem außerordentlichen Aufwande, zur Fortsetzung des Krieges. Er erhöhte den Sold seiner Truppen; er suchte die besten Officiere und Artilleristen aus. Auch fieng sich dieser Feldzug (1773) für die Türken mit ausgezeichnetem Glücke an. Der tapfere Capudan Pascha Hassan vereitelte die Absicht der russischen von Romanzow angeführten Hauptarmee, aus der Moldau über die Donau in Bessarabien einzudringen, mit glücklicher Standhaftigkeit. Eine Abtheilung
des

des russischen Heeres, die schon übergesetzt hatte, wurde (21. Jun.) genöthigt, über den Strom zurückzugehen, und ein blutiges Treffen, welches (8. Jul.) die russische Armee, bey Knagnara, vom Untergange rettete, kostete ihr den vortrefflichen General Weisemann. Romanzow konnte die Belagerung von Silistria in der Bulgarey nicht fortsetzen; er mußte sich vielmehr, nach vielem Verlust, über die Donau zurückziehen. Rußland befand sich damahls auch wegen der Empörung von Pugatschew in Verlegenheit.

Aus dieser Verlegenheit wurde Rußland durch den Tod des Großsultans Mustafa III (1774 am 21. Jan.) etwas herausgezogen. Dieser ernannte, anstatt seines minderjährigen Sohnes Selim, für den die Janitscharen sich erklärten, seinen Bruder Abdul Hamid, zum Nachfolger. Dieser, der 44 Jahre in der Einschließung des Serails gelebt hatte, konnte sich durch seine Sanftmuth und Freygebigkeit das Zutrauen der Soldaten doch nicht erwerben. Die Janitscharen waren des meistens unglücklichen Krieges auf einmahl so überdrüssig, daß sie nicht mehr folgen wollten,

wollten, daß sie einen Aufstand erregten. Dieser wurde zwar gedämpft; ihre Unzufriedenheit theilte sich aber auch der übrigen Armee so sehr mit, daß die Truppen in ganzen Schaaren davon liefen. Dieß hatte auf den Feldzug (1774) den entscheidendsten Einfluß.

Romanzow gieng (im Jul.) aus der Moldau wieder auf die rechte Seite der Donau, nach Rumilien. Die türkische Armee, unter dem Großwesir, stand am linken Ufer des Raguls, bey der Festung Vasarschick. Das Lager derselben war durch eine dreysache Verschanzungslinie gedeckt, und ihre Stärke belief sich (den großen Troß mit gerechnet) auf 150,000 Mann. Dennoch faßte Romanzow den Entschluß, ihrem Angriffe vorzukommen. Schon vor dem Lager war (21. Jul.) der Kampf sehr lebhaft. Nach fünf Stunden gelang es endlich den Russen, die erste Verschanzung der Türken zu erstürzen. Diese fochten noch immer sehr muthsvoll. Ihr Fußvolk that einen Ausfall. Dieselben schlugen jedoch die Russen zurück, und nun drangen sie, zugleich mit den Türken,
in

in die Verschanzungen ein. Fast der dritte Theil des türkischen Heeres wurde getödtet; fast eben so viel befand sich in der russischen Gefangenschaft. Der kleine Ueberrest zog sich, unter dem Großwesir, an den Fuß des Balkans, eines Gebirges, das Rumili von Bulgarien scheidet. Das ganze türkische Lager mit 140 Kanonen wurde eine Beute der Russen; die Fahne Muhameds und die Kriegescasse war noch gerettet worden. Allein der Großwesir fand sich jetzt so eingeschlossen, daß er, um nicht die ganze Armee aufzuopfern, und die Hauptstadt Constantinopel selbst der Gefahr auszusetzen, harte Friedensbedingungen eingehen mußte. Diese Bedingungen wurden zu Kutschuk Kalnardgi, einem Dorfe nicht weit von Silistria, unterzeichnet.

Die Pforte trat an Rußland Asow, die beyden Festungen Jenikale und Kertsch in der Krim, am asowischem Meere, die Oczakow gegenüber, an der Mündung des Dneprs, liegende Festung Kinburn, nebst den zwischen dem Dnepr und dem Bug sich ausbreitenden Wästeneyen, ab. Die Krim sollte künftig, von der türkischen Oberherrschaft befreyt, Galletti Weltg. 17r Th. B 6 einen

einen unabhängigen Staat vorstellen; Rußland sollte die freye Schifffahrt auf dem schwarzen Meere ausüben können; Rußland sollte sich, bey der Pforte, für die Hospodare der Walachey und Moldau verwenden dürfen. Der Großsultan mußte auch noch einige Millionen Thaler Kriegskosten bezahlen. So endigte sich dieser Krieg, durch den die Türken von der Kriegsüberlegenheit der Russen recht fühlbar überzeugt wurden. Sie büßten nur allein auf dem Schlachtfelde gegen 200,000 Mann ein. Ihre Seemacht, und ihre Artillerie, vornehmlich die tortische, war völlig vernichtet, und vielleicht hatte sich das türkische Reich in Europa noch nie in größerer Gefahr befunden.

Doch die Kaiserin Katharina war um diese Zeit mit Pugatschews Empörung auf eine sehr ernsthafte Weise beschäftigt. Viele Russen waren in der Stille über die Revolution, die den Kaiser Peter III vom Throne entfernt hatte, unzufrieden. Man bedauerte seinen Verlust um so lebhafter, jemehr Katharina manches that, was man ihm zum Vorwurfe gemacht hatte. Sie setzte unter
andern

andern die Verbindung mit Friedrich II fort; sie unterwarf die Geistlichkeit einer Reformation. Vey Personen, die mit der Regierung der Katharina unzufrieden waren, fand das Gerücht, daß Peter III noch lebe, daß anstatt seiner ein ihm sehr ähnlicher Gardist hingerichtet worden sey, daß er seinem Gefängnisse entwischt sey, leicht Glauben. So geschah es, daß nach und nach fünf falsche Peter, von den Priestern unterstützt, einige Zeit lang, ihre Rolle spielen konnten, daß endlich ein sechster, Pugatschew, einen gefährlichen Aufstand zu erregen, im Stande war.

Jemeljan Pugatschew, ein donischer Kosake aus dem kasanschen Bezirke von Simowskaja, der, mit einem mittelmäßig großen aber starknervig gebauten Körper, unerschütterlichen Muth und bewundernswürdige Geistesgegenwart vereinigte, hatte sich im siebenjährigen Kriege, im preussischen Dienste, Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt, die er in der Folge recht gut benutzte. Als er in sein Vaterland zurückgekehrt war, wurde er russischer Soldat, Kosakenofficier, und

als letzterer diente er bey der Belagerung von Bender. Die donitschen Kosaken pflegten, nach einem oder zwey Feldzügen, von andern abgelöst zu werden. So traf den Pugatschew gleichfalls das Loos, in seinen Bezirk zurückzukehren. Hier machte er, von der Abneigung, die seine Landsleute gegen die Regierung der Katharina empfanden, aufgemuntert, den Plan, eine Revolution zu bewirken. Die meiste Unzufriedenheit über die Katharina herrschte aber bey den Naskolniken, einer besondern Secte der russisch, griechischen Religion, die sich vornehmlich an der Wolga ausbreitet. Diese Leute, die sich Starowerzki d. i. Altgläubige nennen, die von andern aber mit dem Nahmen der Naskolniken d. i. Separatisten (Religionssonderlinge) belegt werden, fanden es unrecht, daß man die alten aber fehlerhaften Bibelübersetzungen gegen richtigere vertauschen wollte. Die Verfolgungen, welche die herrschende Kirche über sie ergehen ließ, stimmte ihren Charakter immer mehr für das Ausschweifende, Ueberspannte. Da sie übrigens meistens sehr mäßig und arbeitsam waren, behandelte sie Peter der Große mit mehr Geringd.

kündigung. Sie mußten eine doppelte Taxe
 entrichten, und sich durch einen bunten Tuch-
 lappen auf der Schulter unterscheiden. Zu
 ihnen gehören die meisten Kosaken. Man
 hatte ihnen den Wahn beygebracht, daß Pe-
 ter III Willens gewesen wäre, ihren Glau-
 ben herrschend zu machen. Zu diesen Leuten
 begab sich nun Pugatschew. Doch die Ent-
 würfe, die er zu Malikowka, einem Flecken
 der Nasokolniken machte, wurden, weil die
 vielen Theilnehmer zu wenig Vorsicht bewies-
 sen, bald verrathen. Pugatschew wurde als
 ein Verhafteter nach Kasan gebracht. Der
 listige Mensch fand jedoch bald Gelegenheit,
 zu entweichen. Er wendete sich hierauf nach
 der Stadt Jaitkoi am Jaitk, die jetzt Uralst
 heißt. Sie ist die Hauptstadt der jaitkischen
 oder uralischen Kosaken, eines unsteten und
 wilden Volkes, das, mit den Nasokolniken,
 den Haß gegen die russischen Christen theilt.
 Diese Kosaken hatten sich schon vor einigen
 Jahren (1767) empört, und zwey russische
 Officiere ermordet. Dafür waren sie nun
 von der in Polen und mit den Türken be-
 schäftigten Katharina noch nicht bestraft wor-
 den. Sie durften aber nicht auf eine gänz-
 liche

liche Vergessenheit rechnen. Um so willkommener war ihnen daher ein Mann, wie Pugatschew, der ihnen zur Befreyung von der russischen Oberherrschaft so viel Hoffnung machte.

Um jedoch seinen Plan recht zu durchdenken und vorzubereiten, zog er sich auf einige Zeit aus der großen Gesellschaft zurück. Er diente als Knecht bey einem andern Kosaken. Es gelang ihm bald, diesen und seine Freunde, für seine Unternehmung zu gewinnen. Man hielt Zusammenkünfte. In diesen wurde der Entschluß gefaßt, zwischen den Raskolniken, und den Kosaken am Don und Jaik, eine Verbindung zu stiften. Als Oberhaupt derselben sollte Pugatschew, unter dem Nahmen Peters III., auftreten.

Ungeachtet diese Verschwörung viele Theilnehmer hatte, währte es doch lange, ehe der Oberste Simonow, der Kriegsbefehlshaber zu Jaik, (1773 Aug.) durch einen Kosaken, von derselben Nachricht bekam. Pugatschew's Herr wurde verhaftet; Pugatschew selbst aber entwich, und bald (im Sept.) sah er 300 Mann

Mann um sich her versammelt. Mit diesen erschien er vor der Stadt Jaisk. Simonow ließ 5000 Kosaken, nebst einer nicht unbedeutlichen Abtheilung von regulären Truppen, gegen ihn anrücken. Pugatschew, der sich jetzt den Namen Peters III beylegte, schickte einen Abgeordneten, mit einem Manifeste, an die Kosaken, die gegen ihn fechten sollten, und drohete allen denen, die sich ihm nicht unterwerfen würden, mit der Todesstrafe. Dieß machte so viel Eindruck, daß sogleich 500 Kosaken, mit 11 Officieren, zu ihm übergiengen. Simonow wurde darüber so besorgt, daß er seine Leute sogleich in die Stadt zurückzog. Pugatschew entfernte sich hierauf eine Meile weit von der Stadt, und ließ die 11 Kosaken; Officiere, denen er nicht traute, aufhängen.

Das Gerücht, daß Peter III noch lebe, daß er seine Rechte auf dem Thron behaupten wolle, verbreitete sich indessen immer mehr. Nach einigen Tagen war Pugatschews Mannschaft schon auf 1500 Köpfe angewachsen. Er bemächtigte sich nun der kleinen Stadt Ilekta, am Einflusse des Ilek in den Ural,

Ural, 25 Meilen von Jaizkoi, wo er einige Kanonen erbeutete. Auch kam die vier Meilen davon entfernte Festung Nasypnaja, die nur von Kosaken, und einer Invaliden-Compagnie, besetzt war, in seine Gewalt. Die Kosaken riefen: „es lebe Peter III.“ und die Erstiegung der Festung kostete daher keine Mühe. Desto wichtiger war der Vorrath von Geschütz, von Munition, von Lebensmitteln, den Pugatschew in derselben fand. Nun kam die Reihe an Nischnej Osernaja. Die Officiere, die nicht im Gefechte geblieben waren, wurden alle gehenkt. Dieses Schicksal traf selbst den Commandanten Charlow, den das fußfällige Flehen seiner Gemahlin nicht zu retten vermochte. Das schöne Weib war noch so unglücklich, die Sinnlichkeit Pugatschews so mächtig zu reizen, daß er sie derselben mit Gewalt zum Opfer brachte. Als sie nun zwey Monathe lang zur Befriedigung seiner Wollust gedient hatte, gab er sie seinen Kosaken preis, unter deren Händen sie eines schrecklichen Todes starb.

Pugatschew, der sich jetzt an der Spitze von mehrern Tausenden befand, näherte sich
hierauf

hierauf der Hauptstadt Orenburg. Der Gouverneur, der Generalleutnant von Reinsdorf, schickte, um seine Annäherung zu verhindern, den Brigadier Bulow mit 1000 Mann, nach Talschewa, einer nicht weit von Nasyhnaja, am Jalk, liegenden Festung, aber auch hier giengen die Kosaken zum Pugatschew über, und die übrige Besatzung konnte, durch eine Feuersbrunst beschafftigt, dem eindringenden Pugatschew keinen hinlänglichen Widerstand entgegensetzen. Bulow fand hier, nebst andern, seinen Tod, und es gehört zu den charakteristischen Zügen von Pugatschews Leuten, daß sie aus dem Fette der Erschlagenen für ihre Wunden Pflaster machten.

So wie der Schrecken vor Pugatschews Grausamkeit sich immer weiter ausbreitete, so wuchs auch sein Selbstvertrauen und seine Kühnheit. Er glaubte sich schon den Weg nach Moskau geöffnet. Die Kaiserin Katharina fieng an, Besorgnisse zu empfinden. Sie gab den Generalen Karr und Freymann (letzterer war mit dem Schauplatze des Aufstandes gut bekannt) den Auftrag, in Ver-

bindung

bindung mit dem Obersten Tschernitschew, dem Commandanten von Simbirsk, der Hauptstadt einer Statthalterschaft, alle Mähe anzuwenden, um die Empörung zu unterdrücken.

Indessen rückte Pugatschew mit einem Heere, das sich, in Zeit von vierzehn Tagen, bis zu vielen Tausenden vergrößerte, und einem ansehnlichen Geschützzuge, der Stadt Orenburg immer näher. Endlich ließ er sie (im Oct.) von einer Abtheilung von 5000 Mann, unter welchen sich wenigstens 1000 ordentliche Soldaten befanden, belagern. Zwey Angriffe, die Reinsdorf auf sie thun ließ, konnten sie nicht entfernen. Pugatschew verstärkte seine Mannschaft, und ließ drey Tage lang (1773 vom 7. 9. Nov.) die Stadt aus 80 Kanonen beschleßen. Sein Artilleriefeuer war aber eben so wenig wirksam, als sein stürmender Angriff. Pugatschew überzeugete sich jetzt von seinem Mangel an eigentlichen militärischen Kenntnissen. Da nun die Kälte immer zunahm, und die Lebensmittel immer fühlbarer fehlten, so konnte man darauf rechnen, daß Pugatschew
die

die Belagerung von Orenburg wieder aufgeben mußte. Der General Karr, der dieß nicht erwarten wollte, ließ jedoch den Obersten Tschernitschew gegen den Pugatschew anrücken, und Pugatschew überfiel ihn, mit 16,000 Mann so glücklich, daß alle Soldaten desselben niedergehauen wurden. Tschernitschew, und 35 andre Officiere, die sich der Gefangenschaft nicht zu entziehen wußten, wurden aufgehängt. Karr, gegen den nun Pugatschew anrückte, benahm sich gleichfalls so unvorsichtig, daß ihm kein andres Rettungsmittel, als eine schnelle Flucht, übrig blieb. Er reisete, den Oberbefehl dem General Freymann übergebend, nach Moskau. Pugatschew stellte seinen Leuten das Glück, das seine Unternehmungen begünstigte, als eine Wirkung der göttlichen Gerechtigkeit, die ihn wieder auf den Thron erheben wolle, vor. Da er bisher in seinen Planen vielen Muth, und in der Ausführung derselben große Klugheit, bewiesen hatte, so erwarb er sich die Achtung seiner Armee. Seine Soldaten liebten ihn aber schon wegen des Umstandes, daß er ihnen so viel erlaubte. Die russischen Soldaten fürchteten sich dagegen

gen

gen vor ihm, und die Officiere zitterten vor der Gefahr, die ihnen seine Behandlungsart drohete.

In der Provinz Ufa nomadisiren die Baschkiren, ein kriegerisches, aber auch raubsüchtiges Volk tatarischer Abkunft, das damals 27,000 Haushaltungen zählte. Das Oberhaupt derselben erklärte sich bereitwillig, den Pugatschew als Peter III. anzuerkennen. Pugatschew schickte hierauf seinen Freund Tschika, den er zum Grafen von Tschernitschew, und zum Feldmarschall, ernannte, mit einer zweyten Armee, in das Land der Baschkiren. Dieser ließ so fleißig Kanonen gießen, daß er sich bald im Besitze eines Artilleriezeuges von 45 Kanonen, und 8 Mörsern, befand. Pugatschew selbst setzte (im Dec.) die Belagerung von Orenburg fort. Obgleich die Besatzung dieser Festung einen Zuwachs von 2000 Mann regulären Soldaten bekommen hatte, wollte es ihr doch so wenig gelingen, die Belagerer durch ihre Ausfälle zurückzutreiben, daß sie vielmehr viele Leute einbüßte. Der Mangel an Lebensmitteln wurde indessen (seit Jan. 1774)

so

so herrschend, daß man nicht nur Pferdefleisch, sondern auch Brod von gehacktem mit etwas Mehl vermischtem Rindsleder, essen mußte. Diese Nahrung wirkte jedoch auf die Gesundheit der Garnison und Einwohner so nachtheilig, daß sie sich um die Hälfte verminderte.

Pugatschews Ansehn wuchs indessen so sehr, daß die ganzen Statthalterschaften Kasan und Orenburg sich für ihn erklärten. Er ließ jetzt Münzen schlagen, auf deren Hauptseite sein Brustbild mit der Umschrift: „Peter III, Kaiser aller Reussen“ und auf der Rückseite: *redivivus et ultor* (d. i. noch lebend und rachevoll) erschien. Jetzt war aber auch der glücklichste Zeitraum Pugatschews dahin. Die Kaiserin Katharina hatte indessen ernstliche Anstalten gemacht, diesen Aufruhr, der eine so gefährliche Wendung nahm, zu unterdrücken. Eine ansehnliche Truppenabtheilung hatte sich von Petersburg aus in Bewegung gesetzt. Oberbefehlshaber derselben war der eben sowohl durch seinen Muth, als durch seine militärischen Kenntnisse ausgezeichnete General Bibikow.

Zugleich

Zugleich erhielten die commandirenden Generale in Sibirien den Befehl, der Stadt Orenburg Hülfe zu leisten. Demjenigen, welcher den Pugatschew tödten würde, wurde eine Belohnung von 100,000 Rubeln versprochen. Unter den Officieren, die unter Sibirkow commandirten, zeichneten sich besonders Galiczin und Michelson aus. Der letztre, ein kluger, gewandter, unternehmens- der Officier, der Schrecken der Türken, und der polnischen Conföderirten, führte (1774 März) mit nicht mehr als 1000 Mann, und fünf Kanonen, den kleinen Krieg gegen den Tschika im Lande der Baschkiren so glücklich, daß er denselben nebst 45 andern Officieren, in seine Hände bekam, daß er die Ruhe in der Provinz Ufa wieder herstellte. Die Generale Galiczin, Mansurow und Freymann rückten, mit 6000 Mann, zur Befreyung der Stadt Orenburg heran. Die Kälte war ungewöhnlich streng, und die großen Ebenen, durch welche die Truppen marschieren mußten, waren (im Jan. und Februar) so tief mit Schnee bedeckt, daß jeder Schritt den Soldaten die größte Mühe verursachte. Pugatschew gieng den russischen Generalen bis
Tatis

Zatitschewa entgegen. Er trockte ihnen hier hinter Eiswällen, auf welche er Kanonen bringen ließ; dennoch wurde er (22. März) von den Russen so überwältigt, daß ihm 31 Kanonen genommen, daß 6000 von seinen Leuten gefangen wurden; die übrigen zerstreuten sich. Pugatschew selbst entfloh, mit zwey von seinen Vertrauten, nach Verda, seinem Hauptquartiere. Zu diesem Siege, welcher den Russen 1000 Mann kostete, trug die Tapferkeit und Entschlossenheit des Generals Freymann sehr viel bey.

Viele Kosaken fiengen nun schon an, über Pugatschew unzufrieden zu seyn, und ihre Meynung von demselben stimmte sich immer mehr herab. Pugatschew machte einen Versuch, diejenigen die noch um ihn versammelt waren, zur Standhaftigkeit aufzumuntern; sie zerstreuten sich aber, vornehmlich die Baschkiren, so sehr, daß kaum 4000 zurückblieben. Unter diesen befanden sich die Anführer, so wie diejenigen, die sich große Grausamkeiten hatten zu Schulden kommen lassen.

Wie

Mit 4000 Strethern, und 7 Kanonen, wagte es Pugatschew, von Verda nach Karsgast, dritthalb Meilen von Orenburg, vorzurücken. Als ihn Saliczin (29. März) hier angriff, wehrten sich zwar Pugatschew und seine Leute mit dem verzweiflungsvollsten Muth; sie wurden aber, bis auf 2500 Gefangne, fast alle niedergehauen. Pugatschew rettete sich mit einer kleinen Schaar, durch die Flucht. Indessen war auch die Stadt Saizkot von dem Generale Mansurow befreit worden. Um eben diese Zeit (1. April) starb der General Bibikow, der Urheber der weisen Maßregeln, die man gegen den Aufrührer Pugatschew so glücklich ausgeführt hatte. An seine Stelle trat der Prinz Ischerbatow. Der Krieg gegen Pugatschew behielt seinen glücklichen Fortgang. Saliczin schickte dem Pugatschew, der, an die sibirische Gränze zurückgezogen, alles aufboth, um neue Anhänger um sich her zu versammeln, den General Freymann mit 2000 Soldaten nach. Indessen rückte Michelson, von Ufa her, immer näher, schlug er einen Haufen der Empörer nach dem andern, so daß (im May) nur 100 derselben übrig blieben, die sich

sich am Argasee mit 700 Baschkiren veret-
 nigten. Pugatschew, der nun wieder 5000
 Streiter hatte, wurde gleichfalls geschlagen.
 Dennoch sammelte er bald hernach (im Jun.)
 abermahls 20,000 Mann, mit welchen er
 die Eroberung der Hauptstadt Kasan unter-
 nahm. Der Generalgouverneur Brand, und
 der Generallieutenant Bauer, hofften zwar,
 daß 1500 Soldaten, und 6000 entschlossene
 Bürger, zur Vertheidigung der Stadt hin-
 reichend seyn würden; sie wurde aber dem-
 noch (12. Jul.) von Pugatschew erfürmt,
 geplündert, und mit Leichen angefüllt. Die
 Garnison fand ihre Zuflucht in der Citadelle.
 Jetzt rückt aber der brave Oberste Michelson,
 mit seinen 1000 Mann, herbey, schlägt
 eine Abtheilung von Pugatschews Heere,
 bey welcher sich dieser selbst befand, und nö-
 thigt denselben zum Abzuge. Michelson siegt
 nach einigen Tagen (15. Jul.) noch einmahl
 so entscheidend über denselben, daß er 3000
 durch den Tod, und 5000 durch die Gefan-
 genschaft, daß er alle seine Kanonen, ver-
 liert. Michelson setzte damahls auch viele
 tausend Gefangne in Freyheit. Pugatschew,
 bey dem nicht mehr als einige hundert blie-
 ben,

Galletti Weltg. 17r Th. Cc

ben, gieng über die Wolga. Hier stand alles wieder für ihn auf. Mit 10,000 Streichern, und 24 Kanonen, rückte er nun abermahls gegen Kasan an. Dennoch schlug ihn Michelson so gewaltig, daß sich seine Leute bis auf 3000 Mann zerstreuten. Sie verlohren sich also eben so geschwinde, als sie sich sammelten.

In einer mehrere 100 Meilen langen Wüste, wo jedes angebaute Land sehr entfernt lag, sah sich der einst so glückliche, so geachtete Pugatschew, auf allen Seiten, von russischen Truppenabtheilungen eingeschlossen, der Gefahr, vor Hunger, Durst, Elend umzukommen, preisgegeben. Seine bisher treuen Gefährten, die jetzt (im Aug.) seinen Untergang mit Gewißheit voraussahen, und die ihn blos als den Urheber ihres Unglücks betrachteten, stürzten sich, als er eben ein Stück Pferdefleisch verzehrte, unvermuthet über ihn her. „Du hast“ riefen sie dabey, „den Kaiser nun lange genug gespielt!“ Entschlossen schoß Pugatschew einen von den Treulosen in den Arm. Nun warfen ihn diese aber nieder, und schleppten ihn, gewaltig

waltig gemißhandelt, nach Jatzkoi. Indessen langte der General Suworow, der neue Oberbefehlshaber, an. Diesem wurde er übergeben, und dieser ließ ihn nach Moskau bringen, wo er (1775 im Jan.) sein Leben, durch eine schreckliche Hinrichtung, endigte. Aber sehr groß war auch die Zahl der von Pugatschew zerstörten Kirchen und andrer Gebäude, war auch die Zahl der auf seinen Befehl ermordeten Leute!

Vierter Abschnitt.

Geschichte der Schwedischen Revolution
von 1772.

In Schweden, das, an Rußlands Seite, an dem siebenjährigen Kriege Theil genommen hatte, trug sich um eben diese Zeit eine wichtige Regierungsveränderung zu *). Diese war durch den traurigen Zustand, in welchem

Ec 2

chem

*) Theil XVI, S. 264.

Hem sich Schweden unter dem Könige Adolf Friedrich befand, gleichsam vorbereitet worden. Diesen traurigen Zustand veranlaßte der unaufhörliche Kampf zwischen den beyden Partheyen der Hute und Mäßen. Der schwedische Adel war größtentheils nicht reich genug, um ohne ein Amt leben zu können. Daher waren diejenigen, die sich um ein Amt bewarben, immer mehrere. Jeder, der es nicht erhielt, schrie über Unrecht, und trat zur Oppositionsparthey über. Die häufigen Reichstag; Abgeordneten unterlagen den Einwirkungen des Goldes, welche vornehmlich bey der Wahl des Sprechers, und des geheimen Ausschlusses, angewendet wurden. Der Sprecher war derjenige, der den Gang der Verathschlagungen bestimmte; der geheime Ausschuß besorgte die Regierungsangelegenheiten, die Verschwiegenheit erforderten, und des Vorwissens der Reichsstände nicht bedurften. Seine Gewalt war nicht nur während der Dauer eines Reichstages uneingeschränkt, sondern sie wirkte auch, wegen der geheimen Instruction, die der Reichsrath von ihm empfing, noch nachher. Der Reichsrath ließ sich nun entweder von Ruß-

lands

lands oder von Frankreichs Interesse leiten. Dieß kam immer auf die Parthey an, welche eben das meiste Gewicht hatte. Die von Partheygeist und Eigennutz beseelten Großen des schwedischen Reichs, bildeten daher zwey in beständigem Kampfe begriffene Partheyen, die das Gute bloß wegen des Urhebers nicht wollten, die, am Ende eines Reichstages, durch ihr Hänkespiel, schon wieder auf den künftigen hinarbeiteten, die mit ihren Stimmen gleichsam wucherten. Oft waren Vater und Sohn, waren Brüder und Ehegatten, von verschiedenem Interesse. Der König hatte nur zwey Stimmen im Reichsrathe. Dieser versammelte sich ohne seinen Befehl, dieser konnte ohne seine Gegenwart gehalten werden. Man brauchte aber auch noch alle Hülfsmittel, um ihm selbst die Ausübung der durch die Reichsverfassung zugestandenen Rechte zu erschweren. Der König, der bloß zwischen der mehr als jährigen Anarchie eines Reichstages, oder der dreyjährigen Oligarchie eines Reichsrathes, wählen durfte, stellte, ohne Ansehn, ohne Vollziehungskraft, und bloß auf den Lebensgenuß eingeschränkt, eigentlich nicht
viel

viel mehr als eine Staatspuppe vor. Dieß zeigte sich bey allen wichtigen Angelegenheiten. Der König hatte, durch die mächtige Parthey der von Frankreich gestimmten Hute gezwungen, an die Feinde seines Schwagers, des preussischen Friedrichs II, sich anschließen müssen. Dieser Krieg wurde aber auch mit so weniger Kraft geführt, daß die 22,000 Mann, die im Felde erscheinen sollten, bey weitem nicht vollzählig waren, daß sie zuletzt (1761) bis auf 7000 Mann zusammenschmolzen. Den bey dieser Armee herrschenden Geist beweiset schon der Umstand, daß, als während des Krieges, (1760, Oct.) ein Reichstag ausgeschrieben wurde, alle Officiere, die Familienhäupter waren, zusammen 130, ihre Regimenter verließen, und nach Stockholm giengen. Dennoch kostete dieser Krieg, der so schlecht geführt wurde, dem Staate 8,023,000 Thaler Silbermünze. Frankreich blieb dem schwedischen Reiche die versprochenen Subsidien schuldig, und wollte, als Schweden mit Preussen Frieden schloß, gar nichts bezahlen. Endlich bewilligte es für die ganze Forderung 12 Millionen Livres, von welchen jährlich anderthalb Millionen

nen

nen abgetragen werden sollten; aber auch von diesen wurden noch zwey Millionen abgedungen.

Der Nachtheil, den Schweden von dem siebenjährigen Kriege erfuhr, gab der Parthey der Mäßen eine erwünschte Gelegenheit, die Faction der Häte, welche die Theilnahme an demselben durchgesetzt hatte, zu unterdrücken. Diese, die während ihrer zwanzigjährigen Herrschaft, durch ihr despotisches Verfahren, sich sehr verhaßt gemacht, die jeden, der ihr nicht beystimmte, sogleich für einen Staatsverbrecher erklärt hatte, diese gerieth jetzt wegen desjenigen, was sie angeordnet hatte, in eine lebhafte Verlegenheit; diese mußte (1762 Jun.) alle ihre Anordnungen von der Parthey der Mäßen, die sie niederdrückte umstoßen sehen. Allein die Mäßen herrschten jetzt noch despotischer, als die Häte. Dieß zeigte sich auf dem Reichstage, der einige Jahre hernach (1765 Jun. bis 1766 Oct.) gehalten wurde. Der Geist der Einigkeit herrschte unter den versammelten Reichsständen so wenig, daß drey Abgeordnete der Bauern aus dem Versammlungssaal

saal herausgestoßen wurden, daß verschiedene Edelleute nach dem Degen griffen. Die Mäßen glaubten sich dennoch des Beyfalls der Nation so sehr versichert, daß sie die Preßfreyheit einzuführen wagten. Damit stand denn freylich ihre ängstliche Vorsicht; Zelts; Maßregel, nach welcher noch ein Regiment in die Stadt rückte, und vertretene Bürgerpatrouillen für die nächtliche Sicherheit sorgten, in einem auffallenden Widerspruch.

Die Parthey der Mäßen bewies sich aber vornehmlich durch einen geheimen Ausschuß wirksam. Dieser verfuhr gegen einige von den größten Handelsleuten der Nation sehr gewaltsam. Dadurch wurde der ganze schwedische Handelscredit vernichtet. Alles dieses geschah blos in der Absicht, alle Unordnungen der Håte umzuwerfen. In eben dieser Absicht entzog man auch den Fabriken und Manufacturen die bisherige Geldunterstützung. Diese verminderten sich daher so merklich, daß von 18,600 Fabricanten, die man 1761 zählte, drey Jahre hernach, nur noch 14,270 vorhanden waren; daß von 2157 Werkstätten,

ten,

ten, die er damahls zu Stockholm gab, sechs Jahre später (1767) nur 1063 übrig blieben. Zwey Regimenter, jedes von 1200 Mann, lauter in Deutschland geworbene Leute, hatten dazu beygetragen, die schwedische Volksmenge zu vergrößern. Von diesen war aber eins abgedankt, und das andre sehr vermindert worden. Die Stapelgerechtigkeit, die sich Stockholm sonst ausschließlich zugeteilt, mußte sie jetzt mit verschiedenen Städten in Finnland und Westböhmen theilen. Mit dem Jahre 1766 erlosch der Freyheitsbrief der ostindischen Gesellschaft. Dieß benutzte die jetzt herrschende Parthey, dem Staate einen ansehnlichen Geldvorschuß zu verschaffen. Diejenigen, die das neue Privilegium erhielten, der Generalmajor Löwen und der Commercenrath Finlay, liehen der Regierung 30 Tonnen Goldes, von welchen ihnen 10 gar nicht, die übrigen 20 aber mit 6 vom 100, verzinst wurden. Der Hauptsitz dieser neuen ostindischen Gesellschaft war, wie bey der alten, zu Gothenburg. Zu Drottningholm, einem Lustschlosse auf einer Insel im Mälarsee, wurden verschiedene Fabriken angelegt, die englische Stahlgewaren,

waren,

waaren, ungleichen holländische Spitzen, und
 seibene Zeuge, zum Gegenstande hatten.
 Dieß war, ausser der Preßfreyheit, das we-
 nige Gute, was der damalige Reichstag
 anordnete, und die jetzt herrschende Parthey
 der Wägen setzte auch dieses blos deswegen
 durch, weil es mit den Grundsätzen der
 Güte im Widerspruche stand. Dagegen
 machte sie mit dem Papiergelde eine Ein-
 richtung, die das Unglück vieler Leute ver-
 ursachte. Es sollten von den Bancozetteln
 nur etwa 100 Tonnen Goldes im Umlauf
 bleiben, und der Reichsthaler in Papiergelde
 sollte allmählig bis fast auf die Hälfte her-
 untergesetzt werden. Dieser Beschluß blieb
 jedoch nicht geheim. Dieß hatte die Folge,
 daß jederman sein baares Geld in der Casse
 behielt, daß er sich von den Bancozetteln zu
 befreien suchte. Da nun der Werth der
 Bancozettel sank, so mußten die Schuldner
 wenigstens ein Drittel mehr zurückgeben, als
 sie empfangen hatten. Nun nöthigte sie
 aber die Regierung, die Bank zu bezahlen,
 und mancher mußte, um dieser Forderung
 Gnüge zu leisten, sein Haus, oder seine
 Länderey, verkaufen. Eine große Menge
 der

der besten Häuser gereth in Verfall, und die Unzufriedenheit der Nation, vornehmlich aber des in Stockholm wohnenden Theiles derselben, äusserte sich immer lauter.

Wie sehr freuten sich darüber die Hute, die sich bewegen mit der Hoffnung schmeichelten, die verhasste Parthey der Mägen um so leichter verdrängen, und zu ihrer ehemaligen Herrschaft gelangen zu können. Diese schöne Hoffnung glaubten sie in einer außerordentlichen Reichsversammlung gewiß erfüllt zu sehen. Um den Hof zur Veranstaltung derselben zu bewegen, zeigten sie ihm die reizende Aussicht, daß alle seit dem Jahre 1723 gemachten Einschränkungen der königlichen Macht aufhören würden. Der König verlangte hierauf (1768 Febr.) vom Reichsrathe eine schnelle Zusammenberufung des Reichstages. Zur Ursache gab er das Bedürfnis an, dem traurigen Zustande des Reiches bald abzuheifen. Der Reichsrath meynete jedoch, das tiefeingewurzelte Uebel könne nicht sogleich gehoben werden; die Heilung desselben müsse freylich Schmerzen verursachen; das Schlimmste wäre jedoch bald überstanden,

standen, und eine Zusammenberufung der Reichsstände sey daher vor der Hand unnöthig. Darauf erklärte der König dem Reichsrathe, vermittelst einer Schrift, die ihm (12. Dec.) der Kronprinz Gustav in seinem Nahmen mittheilte, daß er, wenn der Reichsrath, in Zeit von drey Tagen, seinem Verlangen keine Gnüge leiste, seine Regierung niederlegen würde. Zugleich untersagte er dem Reichsrath einstweilen den Gebrauch des königlichen Stempels. Der Reichsrath befand sich deswegen in großer Verlegenheit. Die Hütten bekamen dadurch eine schöne Gelegenheit, das Ansehn der jetzt herrschenden Parthey zu untergraben, und der Reichsrath konnte selbst von seiner Parthey zur Verantwortung gezogen werden. Schon hatte der Kronprinz den Entschluß seines Vaters fast allen hohen Collegien bekannt gemacht, als der Reichsrath dem Könige berichtete, daß der Reichstag auf den April des künftigen Jahres ausgeschrieben werden sollte. Er setzte zwar der Vollziehung dieses Beschlusses noch einige Bedenklichkeiten entgegen; als aber die Collegia, und die Generale, ihm den fernern Gehorsam verweigerten, so mußte

mußte er sich (19. Dec.) zur wirklichen Zusammenberufung der Reichsstände entschließen.

Der Reichsrath verlegte, aller Vorstellungen den Königs ungeachtet, die Reichsversammlung nach Norköping in Ostgothland. Ein Theil seiner Mitglieder blieb indessen zu Stockholm. Allein die Parthey der Mäzen konnten es nicht verhindern, daß sowohl die Beamten des Reichstages, als die Mitglieder des geheimen Ausschusses, den Wünschen des Königs und der Hute gemäß, gewählt wurden. Der französische Einfluß zeigte sich auch hier wieder sehr wirksam. Der französische Gesandte äusserte gegen den König, daß sein Monarch geneigt wäre, ihm, in dem Falle, daß er die Verbindung mit England aufgäbe, behülflich zu seyn, seine königliche Macht zu erweitern, und seinem Hause die Thronbesteigung zu sichern. Der französische Monarch sparte auch weder Geld noch Worte. Nun wurde zwar (1769 Jun.) der Reichstag nach Stockholm verlegt; allein die Hute sahen ihre reizenden Hoffnungen, mit welchen sie sich geschmeichelt hatten, getäuscht.

Die

Die thutige Theilnahme, die man für den König, als er die Regierung niederlegen wollte, bewiesen hatte, gieng allmählig in Gleichgültigkeit über. Die Parthey der Mäzen beschuldigte ihn, und die Hute, der Absicht, die Freyheit der Nation zu unterdrücken. Sie wußte ihre Verdienste um die Staatswirthschaft in dem schönsten Lichte darzustellen; sie zeigte der Reichsversammlung, daß sie 156 Tonnen Goldes erspart, daß sie die Ausgabe des Staates um 450,000 Thaler vermindert habe. Genug, die Parthey der Mäzen behauptete ihre Herrschaft, und die Hute mußten (1770 Jan.) der Ausschließung eines Reichstages, dessen längere Dauer ihnen sehr nachtheilig werden konnte, beystimmen.

So mußte also der König Adolf Friedrich das Schicksal, vor der Parthey der Mäzen abzuhängen, bis an seinen Tod (1771 am 12. Febr.) ertragen. Glücklicher war sein Sohn Gustav III (geb. 1746 am 24. Jan.) Der talentvolle Prinz, der Schwestersohn des großen Friedrichs, hatte an dem Grafen Tessin, der erst im vorigen Jahre (1770 Jan.)

Jan.) in der Eingezogenheit gestorben war, einen vortrefflichen Erzieher gehabt, der wie seine „Briefe an einen jungen Prinzen von einem alten Manne“ beweisen, sein Herz eben so sorgfältig, als seinen Geist bildete, der vornehmlich sein etwas gespanntes Ehrgefühl zu mäßigen suchte. Zum Nachfolger Tessins bestimmte der König den Dalin, als Unterhofmeister; die Reichsstände waren jedoch mit dieser Wahl so unzufrieden, daß sie den Dalin seines Dienstes entließen und den Grafen Scheffer zum Erzieher des Kronprinzen ernannten. Dieser vollendete Tessins Erziehungsplan mit eben so viel Glück, als Escher. Hauptsächlich bemühte er sich, der Eitelkeit, der Unbeständigkeit, der Ruhmsucht des Prinzen entgegenzuarbeiten. Diese Schwächen ließen Gustavs übrige herrliche Eigenschaften jedoch leicht übersehen. Mit einem schnell und tief eindringendem Verstand, mit einem allzeit fertigen Witz, mit einer hinreißenden Beredsamkeit, mit dem Selbstgefühl großer Seelen, vereinigte er eine herzensgewinnende Freundlichkeit, vereinigte er einen schöngebauten Körper. Als er (1765) sein künftiges Reich, auf einer Reise kennen

zu

zu lernen, sich bemühte, ward das Volk durch die echtswedische Mundart eines Kronprinzen, die es seit einem halben Jahrhundert nicht gehört hatte, ganz entzückt. Die Reichsstände verwilligten ihm die zu einer Reise durch die vornehmsten europäischen Länder nöthigen Geldsummen. Choiseul, Frankreichs damaliger erster Minister, hatte den Wunsch geäußert, den schwedischen Kronprinzen in Paris zu sehen. Gustav, erfüllte, von seinem Bruder, Friedrich Adolph, begleitet (1771 Febr.) diesen Wunsch. Das französische Cabinet bewies dem talentvollen Kronprinzen alle Aufmerksamkeit. Damals war es auch, wo zwischen ihm, und den französischen Prinzen eine Freundschaft sich bildete, die auf die spätern Zeiten wirkte. Die Prinzen wollten im Frühjahr nach London, im Sommer nach Italien, und im Herbst nach Wien gehen; die Ausführung dieses Reiseplans wurde jedoch durch den Tod ihres Vaters vereitelt.

Der König Adolph Friedrich klagte (12. Febr.) am Abend eines Hoffestes, über schmerzliche Brustbeklemmung, und starb, ehe man ihm

ihm Hülfe leisten konnte. Der sich sogleich versammelnde Reichsrath erklärte die Thronbesteigung Gustavs III., und der General-Lieutenant Scheffer eilte nach der französischen Hauptstadt, mit der Versicherungsurkunde, die Gustav unterzeichnen sollte. Ehe der König von Paris abreisete, zahlte man ihm die Hälfte der schuldiggebliebenen anderthalb Millionen Livres aus; die übrige sollte er nach der glücklichen Ausführung einer Revolution erhalten. Man versprach ihm auch jährliche Subsidien. Merkwürdig ist das, was sein Onkel, der große Friedrich, den er in Berlin besuchte, in einem Briefe an d'Alembert über ihn urtheilte. „Er ist“ sagte er unter andern „liebenswert, und voll Kenntnisse; aber wie viele Gelegenheit wird er finden, seine Standhaftigkeit zu üben! Es ist ein schreckliches Schicksal, in jenem Lande König zu seyn!“

Der sechsundzwanzigjährige König leitete den Plan zu einer Revolution, die ihm eine der Würde des schwedischen Staates angemessene Uneingeschränktheit verschaffen sollte, mit musterhafter Klugheit und Vorsichtigkeit

Galletti Weltg. 17r Th. Dd ein.

ein. Sein erstes Bestreben war darauf gerichtet, sich die Liebe und das Zutrauen seiner Nation zu erwerben. Daher empfing er jeden, der sich ihm näherte, mit der eiznehmendsten Freundlichkeit; daher verstattete er, drey Tage in jeder Woche, jedem den freyesten Zutritt. Gustav ließ sich wohl gar auf die häuslichen Angelegenheiten ein, und mancher Landmann kehrte, über ihn ganz entzückt, nach Hause zurück. Die armen Bewohner der Hauptstadt segneten in ihm denjenigen, der ihnen wohlfeiles Brod zu verschaffen suchte.

Während daß der junge, liebenswürdige König die Herzen des Volkes immer stärker an sich zog, diente ihm das eigennützige, die Unterthanen drückende Verfahren der herrschenden Parthey, zur Grundlage der von ihm entworfenen Regierungsveränderung. Die Mäßen wollten es, auf dem bevorstehenden Reichstage, dahin bringen, daß die Reichsstände nicht nur die gesetzgebende, sondern auch die vollziehende Gewalt, erhalten möchten. Der größte Theil der Hülte stimmte für die Leitung des Reichsrathes; die übrigen

gen trugen auf eine Erweiterung des königlichen Wirkungskreises an. Bey der Eröffnung des Reichstages (1772 Jun.) hatte die Parthey der Nützen unter den Geistlichen, den Bürgern, und den Bauern, die meisten Stimmen; unter dem Ritterstande waren zwar die meisten Hüte, selbst der Reichsmarschall, Axel Leyonhofvud; allein der aus Bürgerlichen bestehende geheime Ausschuß, der den Reichstag leitete, war aus Anhängern der Nützenparthey zusammengesetzt. Auf ihn wirkten Rußland und England durch ihren goldnen Einfluß, und sie wirkten jetzt um so eifriger, je weniger Gustavs Vorliebe für Frankreich, aller seiner patriotischen Aeußerungen ungeachtet, unbemerkt blieb; je thätiger Vergennes, ein französischer Gesandter vom ersten Range, unterstützt von einem spanischen, auf Gustavs Plan hinarbeitete. Siegten Rußlands und Englands Anhänger, so verlohren Gustavs Freunde ihre Staatsämter, so war der Abschluß einer Verbindung mit Rußland und England ganz sicher, so verschwand alle Aussicht zu einer Revolution. Gustavs Lage war um so gefährlicher, je weniger er, des fremden Goldes wegen,

selbst dem Ritterstande trauen durfte, je weniger er überhaupt unter den Ständen noch Freunde zählte. Seine vornehmste Hoffnung gründete sich jetzt auf den allgemeinen Unwillen des Volkes über den Despotismus der Nützenparthey; sie gründete sich auf die Uneinigkeith zwischen dem Adel und den drey übrigen Ständen, welche jener von der Verwaltung der hohen Staatsämter ausschließen wollte. Durch diese Händel wurde der Fortgang der Reichstagsgeschäfte gehemmt. Gustav gab sich fortwährend das Ansehn, als wenn es ihm ernstlich darum zu thun wäre, diese Streitigkeiten zu ersticken. Seine Reden, die er deswegen hielt, waren voll Herzlichkeit, voll Patriotismus; allein seine Vergleichsvorschläge wurden immer nicht angenommen. Wegen der Zusätze zu der neuen Verpflichtung des Königs entstand gleichfalls Streit. Gustav wollte sie, ohne Einstimmung des Ritterstandes, nicht unterschreiben. Als er sich endlich (1772 am 5. März) dazu verstand, that er es, ohne die Schrift zu lesen. „Ich hoffe“ sagte er dabey, „man hat das Beste des Reichs zum Zwecke gehabt, und diesen Schwur habe ich schon lange in

in

in meinem Herzen abgelegt.“ Ohne Zweifel war es ihm nicht unbekannt, daß in dieser Schrift unter andern die Worte standen: „nicht im geringsten ehrgeizig seyn zu wollen.“

Nachdem (1772 May) die außerordentlich glänzende Krönung, die auf 27 Tonnen Goldes verschlang, vorüber war, schien Gustav der ländlichen Ruhe, und der Beschäftigung mit den Künsten, vornehmlich mit Zeichnkunst, so hingegeben, daß sein öfterer Aufenthalt außer der Hauptstadt, und der Kaltfinn, mit welchem er die politischen Angelegenheiten behandelte, zum Gegenstande des öffentlichen Tadels wurde. Indessen arbeiteten jedoch heimliche Emissarien Gustavs daran, durch Geld und Worte, die bisherige Staatsverwaltung immer verhaßter zu machen. Seine Plan begünstigte, der gränzenlose Uebermuth der drey untern Stände, die den Adel fast bis zur Verzeßlung brachten. Man unterwarf (1772 März) das Verfahren des Reichsrathes einer Untersuchung; man beschloß dessen Absetzung. Die herrschende Parthey der Müßen war vom

Zaumer

Taamel ihres Glückes ganz hingerissen. Der Hupparthey wurde von Seiten der (französischen) Macht, die sie bisher unterstützt hatte, zu wissen gethan, daß alle Gebzuflüsse künftig aufhören würden. Da nun manche Mitglieder derselben keine andre Unterhaltsquelle hatten, so mußten sie sich an den König um so enger anschließen. Diejenigen, die sich gegen jede Veränderung der Regierungsverfassung ganz laut geäußert hatten, entfernten sich aus der Hauptstadt. Unter ihnen zeichnete sich der Graf Axel Fersen, eins der geistvollsten Häupter der Hupparthey, und einige Zeit hindurch der eigentliche Regent Schwedens, aus. Da er Oberster der Garde war, so war seine Abreise von Stockholm für Gustavs Plan sehr günstig.

Die Ausführung dieses Plans konnte dem Könige bloß eine ansehnliche militärische Macht sichern. Gustav sieng damit an, ein ansehnliches Officiercorps für seine Sache zu gewinnen. Die Gelegenhit hierzu verschaffte er sich durch taktische Uebungen, die er von 150 Officieren, unter dem Befehle des Obersten Sprengporten, eines sehr unternehmensden

den Mannes, und eines seiner eifrigsten Anhänger, vornehmen ließ. Er wußte, diesen Uebungen selbst beywohnend, durch seine Freundlichkeit, die Officiere so zu bezaubern, daß sie bald die innigste Ergebenheit für ihn fühlten. Durch diese Officiere wurden nun bald die Soldaten, über die sie den Befehl führten, für seinen Plan gewonnen. Alles kam jetzt darauf an, daß der neue Reichsrath, der aus Anhängern Rußlands und Englands bestand, die Verbindung mit diesen beyden Mächten zur Nichtigkeit zu bringen, verhindert wurde. Zum Glück waren die anderthalb Millionen Livres französischer jährlicher Subsidien, deren Verlust man alsdenn entgegen sah, für Schweden eine so bedeutende Summe, daß man sich nicht übereilen durfte.

Doch eben diese Besorgniß, daß die Parthey der Mäßen, durch Rußlands und Englands Veystand, ihre Macht zu sehr befestigen möchte, war die vornehmste Ursache, den König zur beschleunigten Ausführung seines Entwurfes antrieb. Die Aufmerksamkeit der herrschenden Parthey mußte von der
Haupt:

Hauptstadt auf die Provinzen gelenkt werden. Gustavs Brüder, die Prinzen Karl und Adolf Friedrich, die, unter allerley Vorwande, nach Schonen und Finnland giengen, mußten Gelegenheit bekommen, ansehnliche Truppenabtheilungen unter ihrem Befehle zu vereinigen. Hierzu bothen falsche Nachrichten von Empörungen in den beyden von einander entfernten Provinzen, Schonen und Finnland, die beste Gelegenheit dar. An allen öffentlichen Plätzen in Stockholm waren Flugblätter, die zum Aufstuhre reizten, angeheftet. Die dumpfen Gerüchte von den Unruhen in den Provinzen erfüllten die herrschende Parthey mit der lebhaftesten Besorgniß. Der geheime Ausschuß erhielt den Auftrag, alle zur Verhinderung einer Ueberrumpelung nöthigen Maßregeln zu ergreifen. Sprengporten, dem man, als Gustavs Freunde, nicht traute, wurde zu den Truppen in Finnland geschickt. Rudbeck, der Oberstatthalter von Stockholm, auf welchen der geheime Ausschuß ein gränzenloses Vertrauen setzte, gieng nach Gothenburg und Karlskrona, um die Bewohner dieser Gegend von der Theilnahme an einer Empörung

rung abzuhalten. Den Vicesatthalter machte indessen Pechlin, ein gleichmüthiger und unternehmender Mann, der geistvollste unter den Mitgliedern der Mäßenparthey.

Indessen gab einer von Gustavs Anhängern, der Hauptmann Hellichius, ein feuriger Mann, der seinen Ehrgeiz unbefriedigt fühlte, das Zeichen zum Aufstande gegen die damalige Regierung. Als Commandant der 300 Mann starken Besatzung der Festung Christianstadt in Schonen, an der Gränze von Blekingen, machte er (12. Aug. 1772) durch ein Manifest bekannt, daß er den Befehlen der herrschenden Parthey nicht länger gehorchen würde. Sogleich machte der Prinz Karl, der sich in dem acht Meilen davon entfernten Karlskrona befand, der getroffenen Verabredung gemäß, Anstalten, eine Abtheilung von mehreren Regimentern zusammenzuziehen. Rudbeck kam mit dem Berichte, daß man ihm den Eingang in Christianstadt verwehrt habe, nach Stockholm zurück. Der Reichsrath gab hierauf zwey Bataillionen Befehl, nach der Hauptstadt zu marschieren; auch ließ er Bürgerpatrouillen umher reiten.

Vom

Vom Könige verlangte man die Zurückberufung seiner Brüder, so wie das Versprechen, daß er sich von Stockholm nicht entfernen wollte. Gustav hörte indessen die Berichte von dem Aufreuhre in den Provinzen mit scheinbarem Besremden an; er billigte die getroffenen Maßregeln. Es gelang ihm, selbst den alten, erfahrenen Nudbeck zu täuschen. Gustav ritt ja sogar mit den Bürgerbarroutillen umher. Während der Zeit gewann er jedoch ihre Liebe.

Der König erhielt hierauf von seinem Bruder Karl ein Schreiben, worinn ihm dieser die Zusammenziehung von fünf Regimentsmentern meldete, worin er sich zugleich den Oberbefehl über dieselben ausbath. Allein der Ausschuß, dem Gustav dieses Schreiben mittheilte, ernannte den Reichsrath von Funk zum Oberbefehlshaber jener Truppen, und bestand auf der Zurückberufung der Prinzen. Der Graf Ralling wurde zum General; Commandanten der Stadt ernannt, und die Officiere in den Thoren erhielten den Befehl, dem Könige den Ausgang zu verwehren.

Gustav

Gustav befand sich jetzt in einer äußerst gefährlichen Lage. Sein ganzes Glück stand auf dem Spiele. Die der herrschenden Parthey ergebenen Truppen waren, von den fähigsten Officieren angeführt, in vollem Anzuge. Das Volk liebte den König zwar, aber es war auch eben so sehr an Unterwerfung gewöhnt. Doch Gustav war fest entschlossen, entweder als König zu leben, oder — zu sterben. Die Vorbereitungen zu der Revolution, die er jetzt durchsetzen wollte, waren gleichsam vollendet. Seine Vertrauten hatten die Soldaten von der Garde, und von dem Artillerie-Regimente, für ihn gestimmt. Am Abend vor dem wichtigen Tage (15. Aug.) war die Hofversammlung glänzender, als jemahls. An diesem Abend wurde die erste Oper in schwedischer Sprache aufgeführt, herrschte an der Tafel eine besonders frohe Laune. In der Nacht schrieb Gustav an seine beyden Brüder, schrieb er an Karl; er sollte seinen Anmarsch nach der Hauptstadt beschleunigen; Gustav vertraue hauptsächlich auf sich, und auf die Liebe seines Volkes.

Am

Am Tage der Ausführung (19. Aug.) begab sich Gustav in das Zimmer des Reichsrathes. Dem entscheidenden Augenblicke sich nähernd, ertrug er das Benehmen der übermächtigen Reichsräthe jetzt mit verminderter Nachsicht, gerieth er mit einigen derselben in den lebhaftesten Wortwechsel. Er ritt hierauf nach dem Zeughose, wo die Wachparade der Leibgarde aufgestellt war. Die ihm ergebenen Officiere versammelten sich indessen in großer Anzahl um ihn her. Von ihnen begleitet, folgte er der Parade nach dem Schlosse. Auf dem Wege dahin grüßte er das auf den Straßen befindliche Volk mit ausgezeichnetster Freundlichkeit. Während daß nun beyde Wachen, die auf- und abziehende, vor dem Schlosse, unter dem Gewehre standen, berief er die Officiere derselben in die Wachstube zusammen. Hier sagte er ihnen, in einer kurzen aber zum Herzen dringenden Rede, daß es gar nicht seine Absicht wäre, eine uneingeschränkte Regierung sich anzumessen, daß er vielmehr blos das Ende des aristokratischen Unwesens, und die Wiederherstellung der alten Nationalfreyheit, bewirken wolle. Auf die Frage, ob sie ihm die

die Beförderung dieser Absicht eidlich versprechen wollten, erklärten sie sich sämmtlich, bis auf den commandirenden Major Cederström, und noch zwey andre, bereitwillig. Kalling, der eingelassen zu werden verlangte, wurde abgewiesen.

Aus der Wachtstube gieng Gustav, von den Officieren begleitet, wieder zu der Parade. Um seinen linken Arm war ein weißes Tuch gebunden, und noch jetzt erinnert eine weiße Binde am Arme der schwedischen Officiere an diese für Schweden so wichtige Begebenheit. Die Soldaten der Garde, und des Artillerie-Regiments, die indessen versammelt worden waren, wurden, durch eine herzerschütternde Rede Gustavs, sogleich für ihn gestimmt. Während dieser Rede strömte das Volk haufenweise herbey. Dieß bewirkte das von Gustavs Anhängern indessen verbreitete Gerücht, daß man ihn verhaftet hätte. Aus dem Munde der Bürger und Soldaten erschallte hierauf der entzückte Zuruf: „es lebe Gustav!“ Die Reichsräthe wollten das merkwürdige Schauspiel, das sie bisher aus dem Fenster mit angesehen hatten,

ten,

ten, in der Nähe betrachten; sie wurden jedoch von den Bajonetten von 30 Grenadiere, die ihre Ausgänge besetzt hielten, zurückgewiesen. Hierauf schlichen sie sich einzeln fort.

Gustav begab sich nun, von den Officieren, und einer großen Anzahl von Soldaten begleitet, nach dem andern Theile der Stadt, wo die übrigen Besatzungstruppen aufgestellt waren. Auch diese bedachten sich gar nicht, ihn ihrer Ergebenheit zu versichern. In weniger als einer Stunde sah Gustav alles Kriegsvolk in Stockholm seinen Befehlen unterworfen. Er ließ hierauf unter die Soldaten Patronen austheilen, und auf verschiedenen Plätzen Kanonen aufstellen. Bey den letztern standen Artilleristen mit brennenden Linten. Ohne einen vom Könige unterschriebenen Paß, durfte niemand zum Thore hinaus. Rudbeck, der, mit dem bloßen Degen in der Hand, laut schreyend: „Schweden! Brüder! zu den Waffen! zu den Waffen! sonst ist's um eure Freyheit gethan!“ durch die Straßen lief, wurde verhaftet. Eben dieses Schicksal hatten die übrigen Häupter der Nützenparthey.

Gustav

Gustav, jetzt gleichsam der Eroberer der Hauptstadt, ließ, vom Zeughause aus, die fremden Gesandten zur Mittagstafel einladen. Theils wollte er ihnen Sicherheit gewähren; theils wollte er sich in Ansehung ihrer sicher stellen. Um die Nothwendigkeit dieser vorsichtigen Maßregel einzusehen, darf man sich nur an einen Vergennes, an einen Ostermann, an einen Sheridan, Secretär der englischen Gesandtschaft, erinnern. Hier auf leistete auch der Stadtrath, und die Admiralität, dem Könige den Eid der Treue. Während der darauf folgenden Nacht blieben die Soldaten immer unter dem Gewehre, und Gustav selbst befand sich fast immer zu Pferde. Seine treuen Officiere hatten sich in der Stadt vertheilt. Aber alles blieb ruhig. Die Hute freuten sich über den Untergang der Mägen. Die Mägen, die einander selbst nicht trauten, bedienten sich jetzt des einzigen ihnen noch übrigen Rettungsmittels. Sie unterwarfen sich, und bewarben sich um die Gnade des Königs. Der große Haufe des Volkes frohlochte über das Ende des drückenden Aristokratismus, und freute sich des schönen freundlichen Königs.

Am

Am folgenden Tage (20. Aug.) huldigte ihm die ganze Bürgerschaft. Die in Stockholm befindlichen Reichsstände wurden zur Versammlung am nächsten Tage aufgefordert. Jeder, der nicht erschien, sollte für einen Verräther des Vaterlandes gehalten werden. Ein finnisches Heer war, wie man ausbreitete, der Hauptstadt schon so nahe, daß man die Quartiere für dasselbe bestellte. Am Morgen des folgenden Tages (21. Aug.) besetzte eine starke Abtheilung des Garderegiments den Platz, wo sich sonst der Rittersband versammelte. Vor dem Versammlungs- Hause wurden Kanonen aufgeführt. Die Stände durften sich nicht besonders versammeln; sie durften noch weniger im feyerlichen Aufzuge erscheinen. Gustav trat im vollen Glanze der Königswürde, von seinen Leibtrabanten, und vielen Officieren gefolgt, in den Saal ein. Seine herrliche Rede schloß sich mit der eidlischen Versicherung, daß er blos die Freyheit und die Geseze der schwedischen Nation, wie sie unter Gustav Adolf bestanden hätten, wieder herstellen wolle. Die vornehmsten Punkte der neuen Regierungsform waren folgende: es hängt
allein

allein vom Könige ab, wenn und wohin er die Reichsstände zusammenberufen will; diese berathschlagen sich auch blos über die Gegenstände, die ihnen der König vorlegt; ihre Versammlung ist auf drey Monathe eingeschränkt; die Reichsräthe, die der König allein ernennet, sind nur ihm verpflichtet, und sie können nur Rath, aber keine Entscheidung, geben; der König hat sowohl gesetzgebende als die vollziehende Gewalt; die alten Abgaben hören nicht eher auf, als bis man sich wegen neuer vereinigt hat; im Falle eines Krieges stehen alle Maßregeln, so wie auch die Abgaben, in der Gewalt des Königes; dieser besetzt alle höhern Staatsämter; dieser theilt mit niemand die Oberaufsicht über die Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande. Als nach der Ablegung dieser Punkte, der König die Stände fragte, ob sie dieselben genehmigten, erklärten sie sich so einmüthig, als es noch nie geschehen war. Nach wenigen Tagen war die neue Form der Staatsverwaltung im ganzen Reiche anerkannt. Gustav vergaß und verzich alles, wodurch man seinen Vater, und ihn selbst, gekränkt hatte. Alle Verhaftete erhielten,

Gallati Weltg. 17r Th. E so

so bald sie den Eid leisteten, ihre Freyheit. Der Hauptmann Helligius, der zuerst den Muth hatte, sich gegen die aristokratische Regierung zu erklären, ward, mit dem ehrenvollen Nahmen Gustavsfeld, zum Obersten erhoben; Sprengporten, der an der Spitze von 500 Dragonern, die er, nebst andrer Mannschaft in Finnland, in der größten Geschwindigkeit, zusammengebracht hatte, nach Stockholm eilte, stieg sogleich zum Generalleutenant, und zum Commandeur des Schwerdtordens, empor; bald hernach wurde er noch Befehlshaber des Garderegiments. Karl und Friedrich hießen seitdem, mit erhöhtem Jahrgehalte, Herzoge von Südermannland und Ostgothland. Die sämtlichen Officiere des Garderegiments wurden um zwey Grade erhöht; von den Unterofficieren erhielt jeder eine Denkmünze, und 300 Kupferthaler Gehalt. Einige Wochen hernach (1772 am 9. Sept.) hörte der bisherige Reichstag auf. Die Patehennamen der Hüte und Mützen, deren Gebrauch Gustav bey Strafe untersagte, kommen seitdem nur noch in den Geschichtsbüchern vor.



freyheit.
 erst den
 kratische
 dem ehs
 a Ober:
 an der
 , nebst
 er größ:
 t hatte,
 am Ges:
 zur des
) wurde
 iments.
 mit ers
 Süder:
 ämmels:
 wurden
 interoffi:
 , und
 Wochen
 er bis:
 ynamen
 ch Gus:
 seitdem

